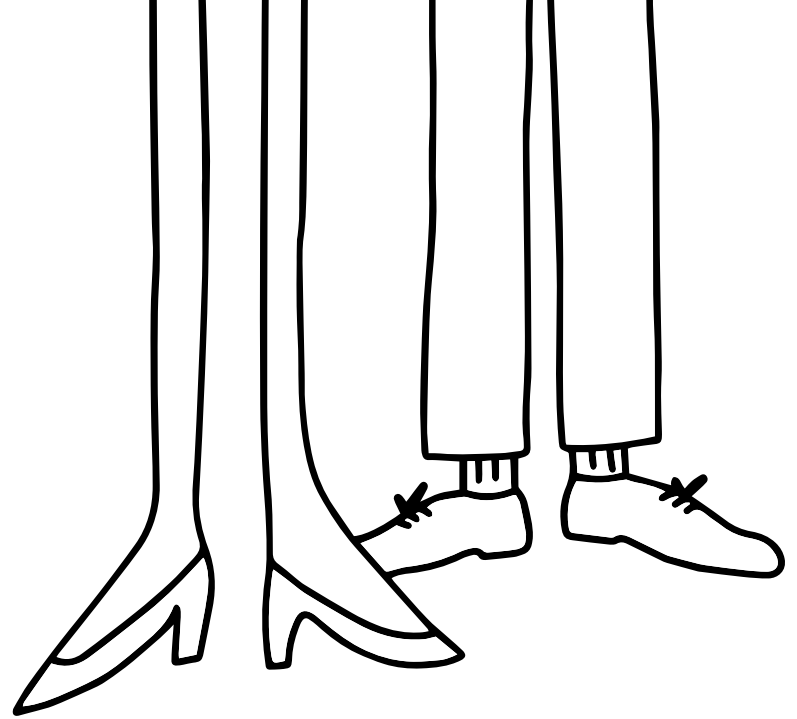


Jean
Pierre
Sedan

Ge
samt
aus
gabe

Eigenmann
Verlag



**Jean Pierre Sedan
Gesamtausgabe**

© 1984 Eigenmann Verlag GmbH & Co. KG, West-Berlin

Satz, Umschlaggestaltung:
Erbprinzen 51 Graphik und Buchsatz, West-Berlin

Illustration:
Resi Sonnichler

Lektorat:
Dieter Hansen

Druck & Buchbindung:
Südkreuz-Druckerei West-Berlin

ISBN 3-927-1254-23

Jean
Pierre
Sedan
**Ge
samt
aus
gabe**

**Eigenmann
Verlag**

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Irrtümer ausgeschlossen | 7 |
| Zahlen bitte! | 11 |
| Doch am gleichen Abend | 18 |
| Jägeri (für FK) | 45 |
| Ein Wort der Weisheit | 49 |
| Statt einer Antwort | 53 |
| Chanson von der falschen Anziehungskraft | 58 |
| Nur eine Grippe | 67 |
| Verschnupft an der Bar | 68 |
| Der Haken an der Sache | 75 |
| Woran Philosophen die Grippe erkennen | 106 |
| Vegeratier | 114 |
| Pech | 123 |
| Genug vom Tod – Fürs erste | 124 |
| Der Koch von Goslar | 140 |
| An die Leserin | 179 |
| Und was machen Sie beruflich? | 182 |
| Am Thekenrand | 186 |
| In der Nähe | 199 |
| Abends in der Wolfsschanze | 205 |
| Liebe in Zeiten der Hupfdohlerei Oder: Vom Sterben eines Gefühls | 206 |
| Für Vicco (man kann gar nicht oft genug ...) | 212 |
| Ingo | 231 |
| Der Wald vor lauter Bäumen | 235 |
| Tränenreich | 247 |
| Schall und Rauch | 248 |
| Alter Wein in neuen Schläuchen | 253 |
| Toni Lüdenscheid langt zu | 263 |
| Das Glühen der Birnen | 266 |
| Jedoch später | 269 |
| Rote Abendsonne | 270 |
| Ab und zu | 274 |
| Herbert war's | 276 |
| Rund um die Uhr | 280 |
| Und dieses Kind hieß Herta | 285 |
| Viele Jahre später | 286 |
| Vom Schweigen | 288 |
| Am Fuß der Leiter | 306 |
| Geschmackssache | 309 |
| Ein neues Kapitel | 313 |
| Ein ganz neues Kapitel | 319 |
| Der Waschlappen | 324 |
| Ein Mann | 324 |
| Die Neue | 348 |
| Jo mei (Viva Vienna) | 352 |
| Im Wendekreis des LKW – Acht Todesfolgen | 354 |
| Wetterumschlag | 361 |
| Kein Anschluß | 365 |
| In der Kammer | 374 |
| Auf eine Tasse Kaffee | 376 |
| Wirtschaft am Vormittag | 381 |
| Die kommende Geschichte | 396 |
| Das Lied vom Kennenlernen | 402 |
| Das Lied von Stefans Zorn | 407 |
| Vom Elend des Mannes | 411 |
| Am nächsten Morgen | 422 |
| Verschüttete Milch | 426 |
| Da | 429 |
| Der Junge | 432 |
| Und noch eine Kirzgeschuchte zum Schluß | 439 |

Irrtümer ausgeschlossen

Es steht an manchem Wegesrand
'Ne schöne, zarte Blume
Sie hat sich ihren Weg gebahnt
Durch trock'ne Bodenkrume

Was ist das Leben?

Ich frage Sie, liebe Leserin, lieber Leser, noch einmal:
Was ist das Leben?

Einige sagen, so etwas wie ein Leipziger Allerlei, bei dem man nicht genau weiß, ob auch drinnen ist, was darin sein sollte. Andere sagen, das Leben sei eine unaufhörliche Irrfahrt in den Tod. Wann wird sich dieser einstellen? In zehn Jahren, in drei, oder gar schneller als befürchtet?

Was wäre aber, wenn Sie jetzt und hier abtreten müßten? Sie gehen, mit diesem Buch in der Hand, in die Küche, weil Sie Milch aus dem Kühlschrank holen wollen, sind allerdings einen kleinen Moment unachtsam, weil sie so vertieft in die Lektüre sind und bleiben an der zu hohen Türschwelle hängen, und sie stolpern so ungeschickt, daß Sie in Ihre Küche hineinfallen, mit ihrem Kopf auf die Tischkante knallen und sich Ihr Genick brechen.

Oder aber Sie überstehen den Gang in die Küche unbeschadet, weil Ihnen glücklicherweise rechtzeitig einfällt, daß Sie gar keine Milch mehr im Kühlschrank haben, und

Sie gehen stattdessen ein Stockwerk tiefer zu Ihrem Nachbarn, um sich bei ihm einen Liter Milch auszuborgen, und Sie stolpern dabei über Ihre Schnürsenkel, die Sie zuvor nur nachlässig gebunden haben, und Sie stürzen vornüber, sich immer wieder überschlagend, und fallen auf Ihren Nacken, der dann mit einem lauten Knacks bricht.

Oder aber Sie gehen nachher, nachdem Sie dieses Kapitel zu Ende gelesen haben, in die Kneipe schräg gegenüber und gönnen sich ein großes Bier, bestellen dann aber noch eins und noch eins und dann wieder eins, weil Sie endlich mal wieder Ihr Leben genießen wollen, und übermütig und beschwipst halten Sie beim Verlassen der Kneipe ein Taxi an, weil Sie jetzt den Mut aufbringen, sich dem Menschen, den Sie schon so lange heimlich begehren, endlich zu offenbaren und ihn aus dem Bett zu klingeln. Aber als Sie hinten auf der Rückbank Platz nehmen, bemerken Sie, daß nicht nur Sie, sondern auch der Taxifahrer einen über den Durst getrunken hat, aber bevor Sie »Anhalten!« rufen können, dreht sich der Fahrer schon zu Ihnen um, um sich mit Ihnen über die Erhöhung der KFZ-Steuer dieser Regierung zu unterhalten oder worüber sich sonst Taxifahrer in dieser Stadt aufregen, als just in jenem Moment ein Geschäftsmann über die Straße geht, das Taxi ihn erfaßt, dieser durch die Windschutzscheibe kracht und sein Aktenkoffer mit all den wichtigen Unterlagen Sie so blöde am Kopf trifft, daß Sie von der Wucht des Aufpralls an das Seitenfenster geschleudert werden, so daß Ihr Kopf an dem Fenster zerbricht.

Und als Sie so mit heraussaftelndem Gehirn auf der Kunstlederbank dieses nach Wunderbaum riechenden Taxis liegen, und sich Ihre Hirnmasse mit den Glassplittern des Sicherheitsglases vermischt, geht Ihnen noch ein allerletzter Gedanke durch den Kopf. Und der allerletzte Gedanke, der Ihnen durch den Kopf geht, bevor Sie an diesem Tag so unerwartet Ihr Lebenslicht aushauchen ist – nein, nicht: Wer kümmert sich um meine Familie? Nein, der allerletzte Gedanke, der Ihnen durch den Kopf schleicht, lautet: Wer kommt eigentlich zu meiner Beerdigung?

Und mit diesem Gedanken will ich Sie in diesem Buch willkommen heißen. Wer kommt eigentlich zu *Ihrer* Beerdigung? Denn wenn Sie zu meiner kommen würden, nur mal so als Gedanke, können Sie ganz sicher sein, daß ich nicht zu Ihrer gehen könnte. Denn ich bin ja dann bereits mausetot. Der Tod also ist eine unumstößliche Wahrheit, der Sie sich in diesem Buch werden stellen müssen. Und die deutsche Fußballmannschaft wird nach '74 niemals, niemals wieder Weltmeister werden. Das ist ein Faktum. Das steht für immer so geschrieben im Buch des Lebens.

Sie werden in diesem Buch mit mehreren solcher unumstößlichen Wahrheiten konfrontiert werden. Lebenswahrheiten, die schmerzhaft sind. Noch können Sie sich entscheiden, das Buch zuzuklappen. Noch haben Sie dazu Gelegenheit. Später wird es, nun ja, zu spät sein. Gut. Sie wollen es so. Nun denn. Sie wurden gewarnt.

In diesem Buch werden Sie auf Gestalten treffen, die jeden Grund zur Klage hätten. Diese Gestalten werden manchmal höchstpersönlich vor Ihre Augen treten, manchmal wird auch nur über sie gesprochen. Immer aber werden sie von der Wasserstelle des Lebens berichten, seinen Untiefen, zusammengeführt von einem Kosmos, dessen unermessliches Hintergrundrauschen diese Menschen an den Flaschenhals ihrer Existenz greift.

Bevor es nun losgeht: Denken Sie immer daran, was der Fuß sagt, als er nur in Socken in die Bar kommt und aus Versehen in einen Halbschuh tritt: »Mir stinkt das ganz gewaltig!«

Erlauben Sie mir vielleicht dann aber doch noch eine Geschichte vorweg, die vor dem tatsächlichen Anfang dieses Buches spielt, also vor vielen, vielen Jahren.

Zahlen bitte!

Es gingen einmal drei Männer in ein Gasthaus, das sich irgendwo in den dichten Wäldern im Norden Europas befand. Da es draußen kalt und dunkel war, waren die Männer froh, daß sie Einlaß fanden in die warme Gaststube. Es hatte kurz zuvor zu schneien begonnen, und daher tropfte der Schnee von ihren schweren Mänteln, als sie mit ihren großen Schuhen über den groben Holzboden scheuerten. Von der Türe noch erblickte einer der Männer die wunderschöne Tochter des alten Wirtes, wie sie tüchtig an der Schenke Bier in Holzkrüge füllte. Er verliebte sich sofort in das züchtige Mädchen und beschloß, dieses Gasthaus nicht eher zu verlassen, bis er dieses holde Wesen gehehlicht. Und so kam es, und beide betrieben von nun an das Gasthaus, und bald darauf ward die Frau schwanger und gebar einen strammen Sohn, der Jakob geheißen. Und auf Jakob folgte Peter, und auf Peter folgte Lukas, und auf Lukas folgte Johannes, und auf Johannes folgte Benedikt, und auf Benedikt folgte Franziskus, und auf Franziskus folgte Clemens, und auf Clemens folgte Elias, und auf Elias folgte Paul, und Paul ist heute 62 Jahre alt, und das Gasthaus, das nie den Familienbesitz verlassen hat, ist nun eine abgelegene Bar, die an einer tristen Ausfallstraße liegt.

An einem späten Herbstnachmittag steht Paul, vom Leben gebeugt, nun hinter seinem Tresen und zählt die Bestände. Die Umsätze in den letzten Wochen waren

nicht sehr stark, wie er seufzend feststellt. Andererseits muß er dafür in den nächsten Tagen auch nicht das Haus verlassen, was angesichts, und nun richtet Paul sich auf und schaut durch die Fensterfront auf die Straße, was angesichts des dichten Regens, der gegen die Scheibe klatscht, nicht unangenehm ist.

Da bleibt sein Blick an einer Gestalt hängen, die sich gerade seiner Bar nähert. Ehe er sich's versieht, steht sie vor der Eingangstür, drückt diese auf – Paul hat vergessen, die Tür abzuschließen – und tritt ein. Die Gestalt ist furchterregend groß, sie trägt einen Hut, den sie nun abnimmt. Darunter kommt ein bärtiges Gesicht zum Vorschein, das nicht das geringste Anzeichen eines Lächelns trägt. »Ich bedaure, aber wir haben noch geschlossen«, sagt Paul und versucht dem Mann in die Augen zu schauen. Doch dessen Blick geht an seinem vorbei und fällt auf ein altes verblichenes Foto, das hinter dem Tresen in einem Rahmen an der Wand hängt. Der Mann deutet mit seinem Zeigefinger auf das Foto. Pauls Blick irrt zwischen Zeigefinger und Foto hin und her und sagt schließlich: »Das ist Jakob, mein Ur-Ur-Ur-Ur-und-sofort-Großvater.«

»Jakob, hm«, wiederholt der Mann. »Ja, Jakob«, sagt Paul daraufhin. »Und mein Name ist übrigens Paul, ich bin der Besitzer dieser Bar, und da wir noch nicht geöffnet haben, bitte ich Sie zu gehen.« Doch der Mann macht keine Anstalten, die Bar zu verlassen, im Gegenteil.

Er heftet seinen Blick noch intensiver an das Foto an der Wand. Er fixiert es, er hypnotisiert es, die Welt scheint stillzustehen, bis etwas Merkwürdiges passiert: Unter dem Blick des fremden Mannes beginnt der Rahmen ...

Vielleicht gestatten Sie mir doch noch einen Hinweis, lieber Leser, liebe Leserin: lesen Sie diese Geschichte laut. Lesen Sie sich überhaupt alle Geschichten in diesem Buch laut vor. Die Bedeutung der Wörter weitet sich nämlich, wenn man ihren Klang auch tatsächlich hört, sich diesen nicht nur innerlich vorstellt. Sie verstehen besser, wenn Sie etwas lesen und es gleichzeitig hören. Stellen Sie daher den Wörtern Ihren Körper zur Verfügung, Ihren Atem, Ihre Zunge, Ihren Gaumen, Ihre Lippen. Manche Wörter bestehen darauf, daß Sie Ihre Mundwinkel nach hinten ziehen, um ihre vokale Helligkeit zur vollen Entfaltung zu bringen. Andere möchten, daß Sie rechtzeitig Ihre Lippen schließen, um den notwendigen Explosionslaut hervorzubringen, daß Ihre Zähne an der Unterlippe reiben, daß Ihre Zunge am Gaumen schnalzt. Wieder andere zwingen Sie dazu, auf die Beweglichkeit Ihres Gaumenzäpfchens zu achten, um den Weg aus Ihrem Mund in die Welt zu finden. Die Wörter bemächtigen sich nach und nach Ihres Sprechwerkzeugs, machen Ihren Körper zu deren Instrument. Sie hören sich selbst dabei zu, wie ein anderer Sinn aus Ihnen spricht. Es ist nicht länger Ihr Körper, aus dem es spricht.

... leicht zu vibrieren, das Foto wird durchgeschüttelt, so daß es zu

tanzen scheint, dann löst sich der Rahmen von seinem Nagel und fällt krachend zu Boden. Paul würde noch eine Weile mit offenem Mund dastehen, hätte ihn das Geräusch des zerberstenden Glases nicht zusammenfahren lassen.

Nun dreht sich der Mann wortlos um und verläßt die Bar, wie er sie betreten hat, ruhig und grußlos. Das Foto, aus seinem Rahmen gefallen, liegt umgeben von Glasplittern auf dem Fliesenboden. Paul ...

Sie lesen nun aufmerksamer, mit mehr Augenmerk auf den richtigen Klang, die richtige Betonung. Manche Wörter werden Ihnen nun seltsam vorkommen, sie hören sich merkwürdig an. Als hörten Sie sie zum ersten Mal. Die Sprache wird Ihnen fremd. Sie haben bereits angefangen, langsamer zu lesen. Sie ertappen sich dabei, wie Sie zu buchstabieren beginnen, als säßen Sie wieder in der ersten Schulklasse. Sie dehnen jedes Wort, bis Sie feststellen, daß der Sinn der Wörter eine bestimmte Geschwindigkeit braucht, um sich in den Sätzen zu enthüllen. Sie ziehen das Lesetempo jetzt ein wenig an, auch weil Sie fürchten, daß Sie zuviel Zeit für dieses Buch benötigen könnten. Die Langsamkeit der Lektüre steigert jedoch die Intensität Ihrer Erfahrung. Und jede Geschichte erfordert sowieso ihre eigene Zeit. Es ist von nun an nicht mehr Ihre Zeit.

... geht in die Hocke

und nimmt das Foto vorsichtig in die Hand. Dann dreht er es um. Auf der Rückseite des Fotos steht in dünner Bleistiftschrift eine Zahlenkombination. Paul runzelt die Stirn, wie er es immer tut, wenn er nachdenkt. Dann richtet er sich auf, und als er den Kopf hebt, sieht er den Mann, wie er regungslos vor dem großen Fenster auf dem Gehsteig steht.

Von seinen Schultern rinnt der Regen. Die ...

Lesen Sie dieses Buch in verschiedenen Positionen. Probieren Sie verschiedene Körperhaltungen und Posen aus, wenn Sie laut lesen. Sie werden merken, wie sich Ihre Stimme verändert, wie sich Ihre Atmung der Situation angleicht, verschiedene Muskeln in Anspruch genommen werden. Gleichen Sie Ihre Positionen, Ihre Posen den Geschichten an. Nehmen Sie eine andere Haltung ein, wenn eine Frau spricht, wenn ein Mann spricht, wenn die Leserin etwas sagt, der Leser, ein Fischstäbchen oder ein Big Mac oder ein Seepferdchen. Es ist schon lange nicht mehr Ihr Körper.

... beiden schauen sich lange an. Ohne den Mann aus den Augen zu verlieren, durchquert Paul den Schankraum, öffnet die Türe und tritt unter das Vordach, gegen das der Regen donnert. Er geht auf den Mann zu, in seiner Linken das Foto haltend, und als er ganz nahe ist und der Regen von der Hutkrempe des Mannes auf ...

Sollten Sie dieses Buch in der Gesellschaft anderer lesen, in Kaffeehäusern, in Wartezimmern, im Bus oder am Frühstückstisch mit Ihrer Familie, scheuen Sie sich nicht davor, laut und mit verstellter Stimme zu lesen, auch wenn Sie Angst haben, für verrückt gehalten zu werden. Die Blicke anderer können Ihnen nichts mehr anhaben. Es sind nicht mehr Sie, der oder die an diesem Tisch, auf diesem Stuhl, in diesem Zimmer sitzt. Man wird das schnell merken und Sie daher in Ruhe lassen, Sie nicht mehr stören. Man wird erkennen, daß Ihre Welt für andere, nicht Lesende, unzugänglich bleibt. Es ist nicht mehr deren Welt, in der Sie leben.

Sie sind nun also bereit für dieses Buch. Lassen Sie es die anderen hören, rufen Sie es in die Welt:

»Ich bin bereit!«

Lauter!

»I c h b i n b e r e i t ! «

Ich hab' Sie noch immer nicht gehört.

» I C H B I N B E R E I T ! «

Sie haben gerade etwas Erstaunliches getan. Sie haben gerade mit mir, dem Autoren, gesprochen! Sie haben meinen Ruf erhört und mir geantwortet. Wir sind nun

also miteinander ins Gespräch getreten. Damit ist der Anfang gemacht.

Und jetzt sage ich Ihnen schnell, wie die angefangene Geschichte von Paul weitergeht; nein, besser noch: Lesen Sie selbst. Aber laut!

... das Bild tropft,
flüstert ihm der Mann ins Ohr:

»Wie ist der Tag heut' auch beschissen!
Ach, hätt' er doch ins Gras gebissen
Am frühen Morgen schon.
So schlag' ich ihn denn selber tot,
Nach Mittag, noch vorm Abendrot,
Das hat er nun davon.«

Was es aber mit der Zahlenkombination auf sich hat, das werden weder Paul noch Sie, liebe Leserin, lieber Leser, jemals erfahren. Und mich brauchen Sie nicht danach zu fragen.

Doch am gleichen Abend,

welchen dieser denkwürdige Tag dann doch noch gesehen hat, sitzen Moby Dick, der weiße Hai und Nemo, das Fischstäbchen, in der Hafenbar von Bremerhaven vor ihrer Bloody Mary. »Wie ihr dieses blutige Zeug nur runterbekommt«, sagt das Fischstäbchen etwas angeekelt. »Das ist schon euer viertes Glas, während ich noch vor meinem ersten sitze.«

»Das läuft runter wie Fischöl«, schmatzt Moby Dick und richtet sich auf seinen drei Hockern, die sich unter seinem dicken Hintern befinden, auf. »Da kannst du noch einiges von uns lernen«, sagt der Weiße Hai mit rot verschmierten Zähnen. »Wenn ich einmal groß bin, werde ich jemals so wie ihr sein?«, fragt das Fischstäbchen und sieht abwechselnd an den beiden Kerlen hoch. So zärtlich, wie er kann, streichelt Moby mit seiner Flosse die Panade des Fischstäbchens. »Wir werden dir alles beibringen, was du wissen muß«, sagt Moby Dick.

»Hey Ahab«, ruft Moby nun dem Barkeeper zu, »schenk uns mal 'nen Käpt'n Morgan ein.« Ahab, der die ganze Zeit hinter dem Tresen gegen die Gläserwand angelehnt gestanden und die drei mit zusammengekniffenen Augen beobachtet hat, nimmt eine Maß aus dem Regal, füllt sie randvoll mit Whiskey und schiebt den Krug Moby hin. Das Fischstäbchen schaut die beiden gespannt an. Moby Dick und der Weiße Hai zwinkern sich zu, und auf ein

verabredetes Zeichen leert Moby Dick die Maß in einem Zug in sein großes Maul und spuckt die Flüssigkeit in einer feinperligen Fontaine aus seinem Blasloch wieder aus, während der Weiße Hai das Fischstäbchen so anstupst, daß es in großem Bogen durch die Luft wirbelt und auf der Krone der Whiskeyfontaine auf und nieder tanzt. Zuerst etwas verängstigt, dann mit viel Gelächter plantscht das Fischstäbchen auf der Wasserspitze. »Aber schwimm nicht zu weit raus«, lacht Moby Dick und blickt nach oben. »Und schluck nicht so viel.«

Da wird die Tür aufgerissen und Käpt'n Iglo stapft herein. »Hier find' ich dich also, Nemo«, ruft er. Moby Dick dreht sich erschrocken um, und sofort erstirbt das Wasserspiel. Nemo, das Fischstäbchen, fällt böse auf den Steinboden. »Aua, ich glaub', ich hab' mir alle Gräten gebrochen«, stöhnt es auf. »Lüg' doch nicht rum, du billiges Fischfilet«, ruft Käpt'n Iglo und öffnet die mitgebrachte Tiefkühlpackung, aus der die anderen neun Fischstäbchen goldbraun herauslugen. »Immer hab' ich Ärger mit dir, aber damit ist jetzt Schluß.« Mit diesen Worten hebt er Nemo so grob vom Boden auf, daß das verängstigte Fischstäbchen nicht wenig bröselt, faßt in seine Manteltasche, holt eine mobile Friteuse hervor, in der Pflanzenöl blubbert, und läßt Nemo mit spitzen Fingern darüber baumeln. »Aber hören Sie mal«, meldet sich Moby Dick, der die ganze Zeit mit offenem Maul dasteht, nun endlich zu Wort. »Das können Sie doch nicht machen.

»Zu dir komm' ich auch gleich noch«, sagt Käpt'n Iglo unbeirrt. »So, mein Junge, entweder gehst du jetzt in deine Packung zurück, wo du herkommst, oder ich laß dich sofort in die Friteuse fallen und verfütter' dich an zehn hungrige Kindergartenkinder, die dich mit Ketchup und Mayo verdrücken werden.«

»Bloß das nicht«, sagt Nemo schweißnaß, »bitte nicht! Ich tue alles, was Sie sagen, wirklich. Bei den Gräten, äh, bei der Panade meiner Großmutter.« Der Käpt'n hält Nemo noch eine Weile fest, dann atmet er hörbar aus, und mit einem »Na gut!« läßt er das vor Angstschweiß triefende Fischstäbchen in die Tiefkühlpackung gleiten, in welcher sich Nemo sofort auf seinen Platz begibt. Käpt'n Iglo steckt die Packung in seine linke Manteltasche, klappt die Friteuse wieder zusammen und läßt sie in der anderen Tasche verschwinden.

Dann blickt er Moby Dick und den Weißen Hai scharf an. »So, nun zu euch beiden. Wie oft hab' ich euch gesagt, daß Nemo zu jung ist, um sich mit euch rumzutreiben. Laßt in Zukunft eure Flossen von ihm, verstanden? Wenn ich euch noch einmal in seiner Nähe sehe, dann Sorge ich höchst persönlich dafür, daß ihr wieder dorthin geschippert werdet, wo ihr herkommt.« Moby Dick und der Weiße Hai schauen betreten nach unten, die Flossen beschämt hinter ihrem Rücken verschränkend. »Und putzt euch mal wieder anständig die Zahnreihen«, fügt Käpt'n Iglo hinzu und fächelt sich mit seiner Hand Frischluft zu, »ihr stinkt

aus dem Maul wie zwei alte Barkassen bei Ebbe.« Mit diesen Worten dreht sich Käpt'n Iglo auf seinem Absatz um und verläßt die Bar so unvermittelt, wie er gekommen war. Ahab ist der erste, der die Ruhe nach dem Sturm bricht. »Vielleicht dann noch 'n Rachenputzer auf den Schreck, die Herren?«

Keine 7000 Meilen weiter westlich, es ist noch etwas früher am Tag, sitzen Der mit dem Wolf tanzt, Der mit der Erbse rollt und Die mit dem Halbschuh geht in der Tipi-Bar und trinken schweigend Feuerwasser. Nach einer halben Stunde sagt Der mit dem Wolf tanzt zu Der mit der Erbse rollt: »Hast du schon gehört, Die mit der Handtasche wirft heiratet Der aus dem Pfandglas trinkt.«

»Ach was«, sagt Der mit der Erbse rollt, »ist Die mit der Handtasche wirft nicht die Tochter von Der mit der Peitsche knallt?«

»Nein«, sagt Die mit dem Halbschuh geht, »du verwechselst Der mit der Peitsche knallt mit Der über die Stränge schlägt.« Der mit dem Wolf tanzt erklärt geduldig: »Der mit der Peitsche knallt ist der angeheiratete Neffe von dem alten Der auf dem Sattel sitzt, der ihm Die mit dem Fell über den Ohren zur Frau gegeben hat, nachdem Die mit den schiefen Hasenzähnen in die ewigen Jagdgründe gegangen ist.«

»Oh, das war eine traurige Geschichte«, sagt Der mit der Erbse rollt und ruft Richtung Bar: »Der mit dem Lappen

in der Hand, machst du uns noch drei Das Wasser, das beim Trinken brennt?«

»Wo wir gerade von trauriger Geschichte reden«, sagt Die mit dem Halbschuh geht, »wie geht es eigentlich Die mit der traurigen Geschichte? Ich hab' schon lange nichts mehr von ihr gehört.«

»Ach, das weißt du nicht«, sagt Der mit dem Wolf tanzt, »Die mit der traurigen Geschichte wurde von Der über die Stränge schlägt zur Trauzeugin von Die mit der Handtasche wirft und Der aus dem Pfandglas trinkt gemacht.«

»Oh, ist das nicht ein schlechtes Omen?«, fragt Der mit der Erbse rollt. »Nee, Der mit dem schlechten Omen ist gar nicht eingeladen.«

»Der über alles wacht sei Dank«, ruft daraufhin Die mit dem Halbschuh geht. »So einen willst du nicht bei deiner Hochzeit dabei haben.«

»Ich dachte, das sei noch ein Geheimnis«, sagt daraufhin Der mit dem Wolf tanzt, »So einen willst du nicht bei deiner Hochzeit dabei haben hat von sich aus seine Teilnahme bei der Feier abgesagt. Der die Nase voll hat hat ihm dazu geraten, um ihm die Enttäuschung zu ersparen.«

»Ja, ja«, sagt Die mit dem Halbschuh geht, »was wären wir ohne unsere Familienfeste.«

Da wird der Stoff am Zelteingang zur Seite geschlagen, mit lautem Rums fällt daraufhin Der mit dem Stoff zur Seite geschlagen wird auf den Boden, und Old Shatterhand tritt mit breitem Grinsen in die Tipi-Bar. Der mit

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

67

**Was fühlt die Leine,
nachdem der
Hund sich von ihr
losgerissen hat?**

dem breitem Grinsen und Old Shatterhand gehen zu Der mit dem Lappen in der Hand und bestellen zwei Whiskey. Als Old Shatterhand den verständnislosen Blick in den Augen von Der mit dem Lappen in der Hand sieht, korrigiert er: »Zwei Das braune Wasser, das in kleinen Gläsern ausgedient wird und ganz hinten in der Kehle brennt!«

»Wird gemacht«, sagt Der mit dem Lappen in der Hand, füllt zwei Gläser, stellt sie vor Der mit dem breiten Grinsen und Old Shatterhand. »Scheiß Die außerhalb unserer Grenzen wohnen«, zischt Der mit der Erbse rollt, als sich zufällig am Mittagsbuffet des Hotels *Zum Goldenen Hirschen* in Essen-Bergerhausen ein Hamburger, ein Doppel-Whopper und ein Big Mäc treffen.

Der Hamburger sieht die beiden anderen verächtlich von oben bis unten an, rümpft die Nase und meint hanseatisch kühl: »Wer hat euch denn hier reingelassen!?!«

»Was geht dich das denn an?«, sagt der Big Mäc und macht sich etwas größer, als er ohnehin schon ist.

»Ja, genau«, sagt der Doppel-Whopper, »tu mal nicht so eingebildet.«

»Masse statt Klasse«, sagt der Hamburger nun und zupft sein Salatblatt zurecht. »So ein Fatzke«, zischt der Doppel-Whopper dem Big Mäc zu und sagt laut: »Zweimal 180 Gramm, Alter! Reinstes Muskelfleisch! Eine ganz andere Gewichtsklasse als du.«

»Aha, wollen Sie Frikadelle mir vielleicht drohen?«, erwidert der Hamburger, und natürlich stößt den beiden

Fleischklößen sofort das förmliche Sie auf. »Ich bin das Original, ohne mich wären Sie«, und jetzt betrachtet er angewidert den Schmelzkäse auf dem Whopper, »und Ihre Geschmacklosigkeiten völlig undenkbar.«

»Ach so«, meint der Big Mäc, »der Herr Hamburger glauben, er sei etwas Besseres. Weil der Herr Hamburger vorher da waren. Jetzt will ich dir mal was sagen, du breitgetretenes Rindvieh, wir sorgen dafür, daß du überhaupt noch Beachtung bekommst in deinem faden Dasein. Wir geben dem Hamburgertum erst den rechten Geschmack«, sagt der Big Mäc, und wütend fügt der Whopper fügt: »Den echten Grillgeschmack, du triste Bulette.«

Der Whopper lüftet ein wenig sein Sesambrötchen, damit ein wenig von dem Grillgeruch zum Hamburger hinüber weht. »Ich werde mich beim Caterer über euch beschweren«, echauffiert sich der Hamburger. »Dieser Proletengestank ist ja nicht zu ertragen! Wir sind doch hier nicht auf dem Campingplatz!« Da wird ein Veggieburger neben den dreien abgestellt, und eine Stille macht sich breit, so daß man die Tomatenscheibe hätte fallen hören können, wenn sie der Big Mäc, der sich furchtbar erschrocken hat, nicht in letzter Sekunde festgehalten hätte. »Oha«, ist der Doppel-Whopper der erste, der die Stille brechen kann. »Ein Fleischersatzprodukt. Ein Feelgoodpaddy. Ein Eßfehler.« »Wieso weißt du das?«, fragt der Veggieburger, »daß ich einen S-Fehler habe?«

»Auch das noch«, sagt der Big Mäc, »ein Eßfehler mit S-Fehler.«

»Ich verkörpere das, was ihr den Menschen nicht mehr bieten könnt«, sagt der Veggieburger unbeeindruckt und selbstbewußt, »eure Zeit ist vorbei. Massentierhaltung, Monokultur, Waldsterben: Wir Burger müssen uns den Herausforderungen der Zukunft stellen.«

»Weltretterburger«, zischt der Doppel-Whopper mit Käse. »Soja«, sagt der Veggieburger, »genau so, ja. Wir dürfen nicht mehr so tun, als hätten wir einen zweiten Planeten in unserem Fahrradkorb. Erst, wenn der letzte Fluß vergiftet, der letzte Baum gerodet, der letzte Fisch ...« hebt der Veggieburger an, als der Hamburger seine Gurke herausholt und sie dem Veggieburger um die Ohren haut, daß selbst dessen Rote Beete ganz blaß wird. »Donnerwetter«, sagt der Big Mäc, »das hätte ich ihm gar nicht zugetraut.«

»Man muß sich ja doch mal Luft verschaffen. Dieses Weichbrötchengesabber geht einem doch mächtig auf den Klops«, sagt der Hamburger, die Luft anhaltend, denn gerade geht die Klotür auf und drei besoffene Fürze ziehen durch den Schankraum. Sie nehmen mit einem sehr lauten Pups an der Bar Platz. »Also, mein Freund«, sagt der erste etwas undeutlich zum zweiten, »gib mir mal deine Autoschlüssel.«

»Wiesondas?« lallt der zweite Furz und stiert seinen Kumpel an. »In deinem Zustand kann man doch keinen

mehr fahren lassen«, sagt der erste darauf, doch wird er abrupt unterbrochen ...

»Soll das jetzt ein Witz sein?«, meldet sich plötzlich die Leserin zu Wort.

»Was denn?«, sagt der Autor.

»Ich habe jetzt die ersten 26 Seiten gelesen, und der gesamte Anfang besteht nur aus Witzen?! Ich habe mir, ehrlich gesagt, etwas anderes erwartet ...«

»Ja, und das wäre?«

»Geht das jetzt etwa so weiter?!«

»Äh, nicht ganz, aber ...«, sagt der Autor.

»Jetzt mal im Ernst«, insistiert die Leserin. »Die Welt da draußen steht in Flammen, und Sie machen ein Witzebuch!?« Der Autor nimmt die Verteidigung auf. »Nee, kein ›Witzebuch‹. ›Witzebuch‹ klingt so verschwitzt nach Jürgen von der Lippe, nach Klopapier und Bückware am Kiosk. Das Buch will doch mehr ein Ausgangspunkt für das Erzählen von Geschichten über die Welt sein.« Um dann erklärend nachzulegen, weil er das Stirnrunzeln der Leserin sieht: »Ich will den Mechanismus des Witzes in den Blick nehmen, seine Dramaturgie verwenden, um ›Welt‹ zu beschreiben. Im Witz scheint die Welt als Geschichte und Farce auf, mich interessiert beides. Verstehen Sie? Der Witz erzählt den Blick auf die Welt, die er aufs Korn nimmt, gleich mit. Insofern unterhält der Witz eine merkwürdige Beziehung zur Welt, mit der er fremdelt, in der er sich aber gleichzeitig heimisch fühlt, weil er sich in ihr auskennt. Je mehr sich der Witz aber

in der Welt auskennt, umso fremder ist er sich selbst.«
»Im Witz scheint die Welt als Geschichte und Farce auf?«, fragt die Leserin skeptisch nach.
»Na ja«, sagt der Autor, »ein verkappter Karl-Marx-Aphorismus. Daß Geschichte immer zweimal vonstatten geht und so weiter. Der Witz erzählt ja aus einer gewissen Perspektive eine Geschichte über die Welt. Diese Perspektive ist eine Zuspitzung der uns vertrauten Verhältnisse, die entweder auf den Kopf gestellt werden oder sie auf schmerzhaft scherzhafte Weise bestätigt«, sagt der Autor. »Manchmal liegt zwischen Scherz und Schmerz eben nur ein ›m‹.«

»Die Farce ist die Weiterführung der Geschichte mit anderen Mitteln, etwa so?«, nimmt die Leserin den Faden nun auf.

»Die Farce ist eine *andere* Erzählweise des *gleichen* Narrativs. Jeder Geschichtenerzähler weiß, daß die Geschichte, die stattgefunden hat, und die Geschichte, die erzählt wird, nie deckungsgleich sind. Diese Spalte, diese Distanz öffnet einen mal mehr, mal weniger großen Spielraum, auch für den Witz.« Wahrscheinlich runzelt die Leserin hier wieder ihre Stirn und sagt: »Aber genau das meinte ich doch. In Zeiten von Hugo Egon Balder oder Tutti Frutti brauchen wir doch keine Witze, sondern wir müssen uns umgekehrt des Ernstes der Lage bewußt werden. Wenn die Lüge Konjunktur hat ...«, doch bevor sie ihren Satz zu Ende spricht, geht der Autor dazwischen: »... müssen wir die Theater schließen, den

Buchdruck einstellen, die Literatur abschaffen, die Kinos dicht machen?!« Die Leserin zeigt sich aber unbeirrt und fährt fort: »Wenn die Lüge Konjunktur hat, dann müssen sich auch Autoren darüber im Klaren sein, was sie zu einer besseren, wahrhaftigeren Welt beitragen können.«

Der Autor erwidert ebenso standhaft: »Der ›Witz‹ bei Ihrer Argumentation ist, liebe Leserin, daß sie so tut, als gäbe es eine moralische Verpflichtung auf Wahrheit. Wenn ich mein Schreiben, meine Vorstellung vom Schreiben in den Dienst einer Wahrheit mit großem ›W‹ stelle, dann betreibe ich kein Schreiben mehr, sondern moralischen Furor. Für mich kann Schreiben immer nur ambivalent sein, weil es eine Weise des Nachdenkens ist, der Kritik. Der Kritik an den bestehenden Verhältnissen, aber zur gleichen Zeit immer auch Kritik an jenen Entwürfen, welche die bestehenden Verhältnisse ablösen wollen. Schreiben bedeutet, nicht den Standard zu setzen, sondern diesen zu kritisieren, aber auch jene Kritik nicht zu unterschlagen, welche unmittelbar den Standard der Kritik in den Blick nimmt.«

Die Leserin räuspert sich: »Aber verharmlosen Witze nicht die Welt, reduzieren sie diese nicht auf ein simples, einfaches Bild?«

»Was vielleicht wie eine Reduktion aussieht, würde ich eher als Verdichtung beschreiben«, sagt der Autor. »Der Widerstand der Kunst ist nicht einfach, daß sie eine konträre Position zu den herrschenden, als ausbeuterisch

wahrgenommenen Strukturen einnimmt. Die Erzählweise dieses anderen Inhalts ist der entscheidende Widerstandsmoment, nicht einfach nur das Offenlegen vermeintlicher Lügen oder deren Entlarvung«, meint er weiter.

»Schreiben heißt doch auch, daß die Darstellung der Welt nicht ohne die Reduktion ihrer Komplexität stattfinden kann, daß diese Reduktion aber immer offengelegt werden muß, um die Entscheidungswege, die Perspektive mitzuzeigen und auf die Verfertigung dieser Welt durch den Einsatz der jeweiligen künstlerischen Mittel hinzuweisen.«

Doch der Autor wird vom lauten Gelächter dreier Glühbirnen unterbrochen, die sich gerade mächtig einen hinter das Gewinde gießen und daher bereits recht angeknipst sind. Die erste Glühbirne fragt: »Wieviele Leuchtdioden braucht es, um eine Glühbirne zu wechseln?«

»Keine Ahnung«, lallen die beiden anderen. »Die Antwort«, sagt die erste etwas undeutlich, »lautet: fünf. Eine Diode steigt auf den Tisch und hält die Birne fest, und die anderen vier Idioden drehen den Tisch.« Alle halten sich vor Lachen an ihren Gewinden fest. Daraufhin die zweite Birne: »Wieviele Wechselstrom-Halogenstrahler braucht es, um eine Glühbirne einzuschrauben? Antwort: vier. Einer hält die Birne fest und drei fragen nach der Richtung.« Riesengelächter, bis das Birnenglas beschlägt. Jetzt die dritte Birne: »Wieviele Neonröhren braucht man, um ...«

Da wird es plötzlich still im Restaurant, und die dritte

Glühbirne spürt ein Tippen an ihrem Glas. Die Birne windet sich langsam auf dem Stuhl herum, und vor ihr steht, in ganzer Länge, eine mächtige Neonröhre.

»Wir wissen die Antwort bereits«, flackert die Neonröhre und deutet auf ihren Tisch, über welchem 12 Röhren paarweise angebracht sind und gespannt herüber leuchten. »Die Antwort lautet«, sagt die Neonröhre, »13. Es braucht 13 Neonröhren, um eine Glühbirne zu wechseln. Eine hält sie fest, und die anderen 12 sorgen dafür, daß ihr Licht für immer ausgeht.« Man hört nur noch das summende Feixen der Neonröhren, ansonsten herrscht gespannte Stille. »Äh, nein«, sagt die Glühbirne mit fester Stimme und blickt der Neonröhre auf die Kontakte, »das ist so nicht ganz richtig. Die richtige Antwort lautet: null. Bis die nämlich schalten, wird's schon wieder hell.« Das Summen der zornigen Neonröhren wird ohrenbetäubend. »Oh, hör mal, wer da flackert«, sagt die Glühbirne seelenruhig und dreht sich zu ihrem Osramschnitzel, das der Kellner schweigend neben den Pastateller gestellt hat, an dem gerade drei durstige Maden vorbeischieben. Eine von ihnen hebt nun ihr Köpfchen, um zu entziffern, was auf dem Messingschild steht, das am Zapfhahn gegenüber angebracht ist. »Ma-de in Eng-land«, buchstabiert die erste Made. »Kommt, wir gehen wieder«, sagt darauf die zweite Made zu den anderen, »wir sind hier falsch. Das hier ist ein Reisebüro.«

Auf ihrem Weg nach draußen kommen sie an drei Kerzen

vorbei, die bereits recht angezündet an der Bar sitzen. Diese giggeln und lachen so laut, daß ein einsames Streichholz auf sie aufmerksam wird. Es steuert selbstbewußt auf die drei zu, räuspert sich, neigt sein rotes Köpfchen etwas zur Seite und sagt zur ersten Kerze: »Verzeihung, hätten Sie Feuer?« Die Kerze gibt dem Streichholz gelangweilt Feuer, und als sie sich schon wieder ihren beiden Freundinnen zuwenden will, sagt das Streichholz, nun entflammt: »Ich will nicht aufdringlich erscheinen, aber wollen wir mal zusammen ausgehen?« »Entschuldigung«, sagt die Kerze eine Spur zu borniert, »aber ich steh' nicht auf so Anmachholz.« »Sehen Sie doch, was Sie mit mir angerichtet haben«, fleht das Streichholz und schaut seinen ausgedörrten Leib hinunter, »wie ich für Sie brenne!« »Hör mal, Kleiner«, sagt nun die zweite Kerze, »sie steht auf Kerle, die aus anderem Holz geschnitzt sind, und nun zündel woanders weiter.« Da erstirbt das Leuchten des Streichholzes, und als es nur noch wenig glüht, sagt die dritte Kerze: »Na also, war wohl eh nur ein Strohfeuer ...«

Derweil halten sich Poly-ester, Manch-ester und Orch-ester traurig in den Armen und trinken Tr-ester-schnaps. »Auf unsere Schw-ester«, ruft Poly-ester, »auf daß sie in Ester-reich glücklich wird!« »Es ist ja nur für ein Sem-ester«, sagt Orch-ester, »da muß man nicht gleich sein T-ester-ment machen.« Manch-ester drückt Orch-ester jetzt f-ester. »Ich kenne

da einen Budap-ester in einem dieser Provinzn-ester, wie h-ester der nochmal?«

»Trim-ester«, sagt Manch-ester, »Trim-ester h-ester. G-estern Jahrgangsb-ester im Blasorch-ester, heute bl-ester als Einmannorch-ester in Drecksn-estern. Dort verw-ester noch, sag' ich euch.«

»Ach, laßt doch mal das l-estern«, meint Orch-ester, als die Tür aufgeht und ein Witzet-ester in die Bar tritt. »Au weia«, raunt Poly-ester, »der hat uns gerade noch gefehlt.«

Der Witzetester geht zum Tresen, bestellt sich ein Bier und setzt sich neben den Autor. Er schaut unverfroren in das Notizbuch, in welches der Autor unaufhörlich schreibt. Darin liest er:

»Da gesellt sich ein alter Witz, der gerade die Runde gemacht hat, zu den beiden. Ohne von Autor und Witzetester Notiz zu nehmen, läßt sich der Witz müde auf einen Hocker plumpsen und gibt dem Barmann per Handzeichen seine Bestellung auf. Der Witzetester stupst den Autor an.

Witzetester

Der schaut aber schlecht aus.

Autor

Das war der Held meiner Jugend.

Witzetester

Der da? Echt? Soll das 'n Witz sein?!

Autor

Der war der Hammer! Der hat auf jeder Party Stimmung gemacht. Oh Mann, was haben wir über den gelacht. Der war total lustig. Wenn nix mehr ging, der ging immer.

Witzetester

Und, wie ging der nochmal?

Autor (flüstert dem Witzetester den Witz ins Ohr)

Paß auf, also ...

Witzetester

Joa. Geht so. Is' schlecht gealtert.

Autor

Ich fand ihn immer zeitlos.

(zu Witz)

Hey! Wie geht's 'n so?

Witz (schaut auf)

Hm?

Autor

Du warst der Held meiner Jugend!

Witz

Ach ja?

Autor

Hast mir über so manche trostlose Stunde hinweggeholfen. Wann haben wir uns eigentlich zum ersten Mal getroffen?

Witz

Ich kenn' dich gar nicht.

Autor

Aber ich dich dafür umso besser. In und auswendig. Seit Ende der 70er.

Witzetester (zu Autor)

Der hat echt keinen Bock auf dich.

Autor

Sag, wie geht's dir?

Witz

Ging schon mal besser.

Autor

Was ist los?

Witz

Was los ist? Arbeitslos bin ich. Niemand will mehr was mit mir zu tun haben. Keiner findet mich mehr witzig.

Autor

Echt? Das kann ich mir gar nicht vorstellen. Du bist doch ein Klassiker!

Witz

War ich vielleicht mal. Die Zeiten haben sich halt leider geändert.

Witzetester

Na ja, mit der Einstellung ...

Witz

Siehste? Heute ist alles nur eine Sache der Einstellung. »Mit der richtigen Einstellung schaffen Sie das ganz alleine ...« – »Mit dieser Einstellung wird das nix ...«

Witzetester

Aber das ist doch so. Man hat sein Schicksal doch selbst in der Hand. Oder wartest du lieber drauf, daß dir die andern den Arsch hinterhertragen?

Witz

Hör mal, Freundchen, früher, ja, früher hatte das alles mit ›Einstellung‹ nix, gar nix zu tun. Früher hatte man einfach so seinen Platz, und der Platz war richtig oder er war falsch. Und wenn er falsch war, hat man dir dabei geholfen, einen anderen zu finden. Weil man sich füreinander interessiert hat.

Autor

Ich hör' dir zu.

Witz

Ich bin ja auch nicht so auf die Welt gekommen. Am Anfang war ich nämlich noch ziemlich unterentwickelt. Recht wackelig war ich auf meinen kurzen Beinen, und in Gesellschaft hab' ich mich zunächst auch unsicher bewegt. Aber man hat mir alle Zeit der Welt gelassen, mich zu entwickeln, ohne mich gleich abzuurteilen. Nach und nach hab' ich dann an Sicherheit gewonnen, hab' mich mehr und mehr aus mir heraus getraut. Bis ich dann selbstsicher genug war, um mich dann ruhig und souverän zu präsentieren. So bin ich dann über Jahre zu dem unterhaltsamen Gast geworden, der die Stimmung aufgelockert hat. Der Gespräche, die am Verstummen war'n, wieder in Gang gebracht hat. Ich bin zu dem Witz geworden, der ich dann über viele Jahre war. Auf diese Lebensleistung bin ich stolz.

Witzetester

Tempi passati!

Witz

Wißt ihr, daß ich sogar im Fernsehen erzählt wurde? Zur besten Sendezeit? Damals ging es nicht um schnelle Lacher. Nein, da wurde die Wirkung eines Witzes noch in Sekunden gemessen. Je länger es dauerte, bis jemand nach der Pointe lachte, umso lustiger war der Witz.

Das Lachen war dann wie eine Explosion, die umso stärker war, je länger sich der Druck aufgestaut hatte. Manchmal waren das bei mir fünf bis acht Sekunden zwischen Zündung und Explosion.

Witzetester
Versteh' ich nich'.

Witz
Heute ist das unmöglich. Heute muß sofort gelacht werden. Unmittelbar. Wenn nicht sofort nach der Pointe gelacht wird, kann der Witz gehen. Ich hab' die lange Zündschnur ja quasi erfunden, und dafür bin ich heute nur noch ein trauriger Witz. Buchstäblich.

Autor
Das tut mir leid.

Witzetester
Haste es mal mit Umschulung probiert?

Witz
Mit Umschulung?

Witzetester
Na ja, willste jetzt bis ans Ende deiner Tage so rumsitzen und dich beklagen? Oder willste nicht was Sinnvolles mit deiner Zeit anfangen?

Autor
Was ist mit der Werbebranche? Die suchen doch sicherlich immer nach witzigen Ideen.

Witzetester
Spinnst du? Der is' doch selbst ein Ladenhüter.

Witz
Ich hab' gleich nachher einen Termin bei einem Schriftsteller, der sitzt gerade an der Fortsetzung von einem größeren Buch. Der würd' mich gerne in den neuen Teil einbauen.

Autor
Aber sind doch gute Nachrichten!

Witz
Der erste Teil ist ihm etwas zu düster geraten, sagt er. Er sucht nach etwas mehr Leichtigkeit.

Witzetester
Worum geht's denn?

Witz
Ich hab' den ersten Teil nur überflogen. Es sind unendlich viele Geschichten darin, die im Nahen Osten spielen.

Witzetester
Schwieriges Umfeld ...

Witz

Immer wird jemand bestraft, weil er dies oder das nicht beachtet oder getan hat.

Autor

Klingt wirklich düster. Und worum soll's im zweiten Teil gehen?

Witz

Soweit ich das verstehe, soll es darin irgendwie um Erlösung und Liebe gehen. Wie er am Telefon gesagt hat, entwickelt er gerade den Protagonisten. Er hat da so verschiedene Ideen, bei denen ich ihm helfen soll. Sozusagen von der Wiege bis zur Bahre. Am Ende muß die Hauptfigur allerdings sterben. Irgendwas mit Latten und Nägeln.

Autor

Das klingt nicht lustig.

Witz

Schauen wir mal.

Autor

Wie ist denn der Name von dem Autor?

Witz (wirft ein paar Münzen auf den Tresen)

Irgend so ein kurzer Name, konnt' ich mir nicht merken. Ich würde ihn aber eh sofort an seinem Bart erkennen, hat er gesagt. (Steht auf und geht)

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

3

Wo wachsen Purzelbäume?

Witzetester (zu Autor)

Ich hab' keinen Schimmer, von wem der Typ gesprochen hat ...

Von diesem Tresengespräch bekommen Dieter Bohlen, Thomas Anders und dessen Frau Nora nichts mit. Die drei sitzen nämlich bereits recht angetütert am Tisch neben der Musikbox, aus der zum gefühlt hundertsten Mal *You're My Heart, You're My Soul* erklingt. Bohlen leert mit großem Geschmatze sein Glas Bier, schaut mit glasigem Blick Thomas Anders an und sagt: »Jetzt ma schluß mit dem modernen Gerede, Thomas. Ma was Anderes.« Und mit diesen Worten beugt er sich zu Anders über den Tisch.

»Ich hab' also 'nen Freund, der heißt Widu ...«

»Ah wirklich? Der heißt Thomas, wie ich?«

»Nee, der heißt anders.«

»Also doch wie ich?«

»Nee, Mann, der heißt Widu.«

»Sach mal, willst du mich jetzt verarschen. Wenn er wie ich heißt, dann heißt er doch Anders.«

»Eben.«

»Eben was?«

»Er heißt anders.«

»Siehste.«

»Er heißt Widu.«

»Diedää, Mann! Ok, ma ganz langsam. Wie heiße ich?«

»Anders.«

»Richtig. Und wie heißt dein alter Freund?«

»Widu.«

»Also Anders.«

»Genau.«

»Also wie ich.«

»Nein, Widu.«

Da schaltet sich Nora ein. »Du bis' aber auch schwer von kapee, Thomas. Der Mann heißt nicht wie du.«

»Doch, doch. Der Mann heißt Widu!«, sagt Bohlen.

»Jetzt reicht's mir aber«, plärrt Thomas Anders. »Also, Dietää, ist der Name von dem Mann Anders?«

»Ja.«

»Also heißt er wie ich?«

»Nein.«

»ABER WIE HEISST ER DENN NUN?«

»Widu. Und der hat eine Freundin.«

»Und die heißt aber anders.«

»Ja.«

»Ach so, *die* heißt also Anders.«

»Ja. Die heißt Nichso.«

»Ok, Dietää, gleich platzt mir der Kragen, du. Dieser Freund also, der hat eine Freundin, und die heißt Anders.«

»Ja.«

»Also hat sie meinen Namen?«

»Nein. Die heißt Nichso.«

Da meldet sich Nora wieder zu Wort. »Thomas, Mann. Dietää hat einen Freund, der heißt Widu, und seine Freundin heißt Nichso!«

»Also heißt der Freund Anders und die Freundin dann halt anders«, folgert Thomas Anders triumphierend.

»NEIN. Nichso. Die heißt Nichso. Und der Freund heißt

Widu!«, kreischt Dieter Bohlen laut. Und Nora sagt vorsichtig: »Die heißen beide anders! Oder?«

»Genau, ihr zwei beide seid aber auch echt begriffsstutzig«, schmatzt Dieter Bohlen nun. »Aber was ich eigentlich sagen wollte: Die beiden heiraten jetzt und fragen uns, ob wir bei ihrer Hochzeit spielen. Wenn sie sich vorher noch auf einen gemeinsamen Namen einigen können. Er will nämlich nicht, daß sie anders heißt.«

»Ich dachte, er heißt nicht Anders?«

»Denn sie besteht auf einem Doppelnamen«, übergeht Dieter Bohlen den Einwurf.

»Und, wie heißt der?«

»Nichso-Widu ...«

Die Leserin seufzt.

»Der Witz bestätigt die Welt in ihren Fehlern«, fährt der Autor weiter fort, »affirmiert sie damit im Versuch, sie offenzulegen, und gleichzeitig verdeutlicht er, daß die Verfahrensweise des Witzes, eben jene Komplexität zu reduzieren, formal immer schon mitgedacht werden muß. Eines der Hauptmerkmale des Witzes ist ja Verknappung«, sagt er.

Der Autor schlägt eine Stelle in seinem Notizbuch auf und schiebt der Leserin das Heft wortlos zu. Beim Schreiben der ersten Zeile des folgenden Gedichts

Jägerei (für FK)

Der Jägersmann zum Trüffelschwein
Steck hier nur deinen Schnüffel rein

Das Trüffelschwein zum Jägersmann
Ich lach' mir doch kein' Ärger an

Dann schleich dich etwas schräger an
Sagt daraufhin der Jägersmann

Da ruft ganz laut das Trüffelschwein
Soll das jetzt ein Rüffel sein?

blickt der Autor auf und sieht, wie die Leserin aufmerksam in seinem Notizheft liest:

Im Witz tritt die Welt als Vorstellungswelt auf. Man gebraucht darin das Vorurteil, damit man sich in ihr zurechtfindet. Die Figuren in dieser Welt verhalten sich so, wie man es von ihnen erwartet. Der Witz verhält sich daher affirmativ zur Welt, die verbreiteten Urteile und Mehrheitsvorstellungen sind sein Fundament, und auf diesem Fundament ist die Pointe aufgebaut. Die Pointe in den meisten Witzen besteht nicht etwa darin, daß Männer, Blonde, Schotten, Dicke, usf. das an sie gerichtete Vorurteil brechen, aus ihren Rollenfiguren ausbrechen, sondern, daß sie diese auf überraschende Weise zu bestätigen scheinen. Im Grunde wird das Moment der Überraschung durch die Bestätigung der Erwartung gebildet. Der Schlag in die Magenrube, die Punchline, die einen vor Lachen nach Luft schnappen läßt, ist der Klaps auf die Schulter jener, auf deren Kosten hier Witze gemacht werden. Ein bißchen provozierende Abweichung scheint im Witz zulässig, zu viel könnte jedoch die Ordnung der lieb gewonnenen Welt destabilisieren. Damit wirkt der Witz zugleich subversiv, wie er auch den verzweifelten Versuch widerspiegelt, die Welt so zu belassen, wie man sie immer schon zu kennen glaubte. Aber dennoch rüttelt er nicht nur am kulturellen Käfig, in dem man sitzt, der Witz sägt auch unaufhörlich an dessen Stäben.

»Wissen Sie, lieber Autor«, erhebt jetzt die Leserin ihre Stimme, »wie oft ich mit Witzen konfrontiert werde, die ich weder lustig finde, noch interessieren sie mich? All diese Blondinen– oder Frauen-und-Autofahren-Witze, und das ist nur die Speerspitze, sind nicht nur dumm in ihren Vorurteilen, sie sind auch verletzend.«

Was soll der Autor an dieser Stelle nun erwidern, außer, daß die Leserin recht hat. Und das muß er auch stehen lassen können. Darum geht es, denkt er bei sich, daß es Dinge gibt, die unvereinbar sind. Eben, daß man behaupten kann, daß zwischen Scherz und Schmerz nur ein ›m‹ liegt, daß das Leben aber auch nicht nur aus Wortspielen besteht. Daß er jedoch fest daran glaubt, daß es eine buchstäbliche *und* metaphorische Lesart gibt. Und daß Schreiben eine Wanderung entlang deren Grenze ist. Und man sich damit ~~zwangsläufig~~ (zwangsläufig bitte streichen) immer in einem Niemandsland aufhält, das niemand für sich reklamieren, aber dennoch betreten werden kann. Und daß es Menschen gibt, die an ihrer buchstäblichen Lesart festhalten wollen, weil sie darin eine Wahrheit sehen, die sie betrifft. Oder eine politische Notwendigkeit. Und daß man das nicht kleinreden darf. Daß es aber auch Menschen gibt, die über die buchstäbliche Lektüre hinauslesen müssen, weil sie sonst zugrunde gehen an der Härte des Lebens. Weil sie ihre eigene Ohnmacht gegenüber der Gewalt anderer buchstäblich nicht länger ertragen können. Oder weil sie dem Leben noch einen anderen Sinn ablauschen müssen, einen poetischen,

manchmal auch anders abgründigen. Weil sich die Ironie des Lebens nie buchstäblich verstehen läßt.

Der Autor erinnert sich an den Flur seiner Großeltern. Dort hing ein Sinnspruch an der Wand, den er als Kind nie richtig verstanden hat: Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Dem Kind, das dem Buchstäblichen anhing, war die überkreuzte Logik des Satzes nicht begreiflich. Humor ist, wenn man lacht, das ist klar. Was aber sollte das trotzdem? Trotz was?

»Der Witz ist im Grunde ein Genre über Versager«, sagt der Autor nun laut, »ein Erzählgipfel der Verlierer, die ihren Ballast abwerfen oder ihre Verlierergeschichten teilen wollen. Der typische Witzeerzähler ist ein Mann, auf der Suche nach Komplizen, denen man die eigene Verlustgeschichte erzählen kann. Und so spitzt der Witz auf eine Männerwelt zu, die eben nicht aus Helden besteht, in welcher der Erzähler beim Erzählen jenes Siegerlächeln im Gesicht trägt, das der Hauptfigur genau fehlt.«

Sagt's und schiebt folgendes Gedicht nach:

Ein Wort der Weisheit

Wenn mich der Rhythmus trägt hinfort
Zu höhern Sphär'n, Sinngeklügel
Dann freut mich das geflügelt' Wort
Das federleicht, mir altem Schlingel

Vor den Versfuß mir dann fällt
Und ich den Jambus dann anstimme
Auf daß in dieser dichten Welt
Der leichte Reim den Sinn bestimme

Dennoch versteh'n sich diese Zeilen
Nicht einfach nur als Leichtgewicht
Im Gegenteil, man soll Verweilen
Wie bei jedem anderen Gedicht

Ein Wort der Weisheit, klug erzeugt
Mit schnellem Geistesblitz gepaart
Hat manchen Menschen überzeugt
Daß Witzes' Kraft die Gram erspart

Wo ganz am Ende jener Schlag
In die Magengrube fährt
Und der Witz es so vermag
Daß sich der Hörer nicht mehr wehrt

Daß sich der Hörer nicht mehr hält
An das sogenannt' Korrekte
Daß er sich vielmehr gut gefällt
Am freien Spiel seiner Affekte

Nun kann kein Witz die Erde retten
Es warten schon die Katastrophen
Zu holen uns aus unsren Betten
Da helfen keine Witzestrophen

Und klar, ein Wasserhahn der tropft
Der wird mit Worten auch nicht dichter
Und auch ein schlecht gebrannter Topf
Hält nicht den Saft, den uns verspricht er

Der Weltenlauf, ganz ohne Worte
Hat über uns totale Macht
Doch bin ich jemand von der Sorte
»Humor ist, wenn man trotzdem lacht«

Trotz mancher Widrigkeit im Leben
Trotz Unbill, Angst und Dauerregen
Trotz Todeswinken feuchter Gräben
Gibt Lachen Kraft und spendet Segen

Und daher nein, den Lauf der Sonnen
Humor allein nicht bringt zum Halt
Doch ohn' Humor ist's schon zerronnen
Und ohn' Humor werd' ich nicht alt

In dramaturgisch knappster Form
Zeigt uns der Witz seine Potenz
Er bricht Erwartung, spielt mit Norm
Und geizt doch nicht mit Opulenz

Er legt des Sinnes Kurzschluß offen
Hinein er fährt mit scharfem Stahl
Bedeutungsfugen sind getroffen
Buchstäblichkeit hat keine Wahl

Auch hilft ein Witz in Liebesdingen
Wo manche Balz ist fehl am Platz
Mit Witzigkeit kann es gelingen
Zu finden großen Liebesschatz

Doch alles muß ein Ende finden
Nun geht nach Haus und lernt zu sterben
Was man im Leben kann nicht binden
Das freut am Ende dann die Erben

»Aber jetzt mal Hand auf's blutende Herz«, wendet sich
der Autor wieder an die Leserin, bevor diese sich zu Wort
melden kann.

»Wieviel Freude bereitet Ihnen unsere Unterhaltung
eigentlich? Wenn Sie mal ehrlich sind, hat man doch in
einem Gespräch, das man beginnt, nur 25 Prozent Spaß.
Selbst, wenn man mal jemanden gefunden hat, dem man

sich in einem Gespräch offenbaren darf, kann man sich nicht sicher sein, ob der andere einem auch wirklich zuhören möchte. Die Verunsicherung drückt sich darin aus, daß man entweder zu schwafeln anfängt, um das, was man vielleicht zu sagen hätte, interessanter zu machen, oder aber aus Unsicherheit ein paar wichtige Details vergißt, was die Erzählung gänzlich verwirrt. Aus welchem dieser beiden Gründe auch immer: Da diese Unterhaltung deshalb zu oberflächlichem Geplapper verkommt, hat der Zuhörer entsprechend nur 15 Prozent Spaß.

So. Und jetzt zählen Sie mal die beiden Anteile zusammen, ja, addieren Sie mal die einen 25 und die anderen 15 Prozent: dann liegt der Spaß also, den beide an der Unterhaltung haben, bei insgesamt 40 Prozent.

Ich dagegen habe mich entschieden, bei jedem Gespräch, das ich anfangs, 100 Prozent Spaß zu haben. Selbst wenn also, nur mal rein theoretisch, mein Gesprächspartner Null Prozent Vergnügen an unserer Unterhaltung hätte, hätten wir zusammen im Schnitt noch immer 50 Prozent Spaß an unserer Konversation! Das sind 10 Prozent mehr, als es in anderen Gesprächen zu erwarten steht, ich merke schon, Sie sagen jetzt nichts mehr.

Das gefällt mir.«

Statt einer Antwort

Krakeelt der Mann vor seinem Richter:

»Euer Ehren, ich bin Dichter.«

Darauf der Richter zum Poeten:

»Noch lang' kein Grund zum Rumpfohlen!«

Drauf meint der Mann zum Advokaten:

»Mir ist ein Gedicht halt mal mißraten.«

Der Richter gleich zu dessen Anwalt:

»Dann Sorge ich für seinen Bann halt!«

Der Anwalt sagt dann: »Euer Ehren,

Ich werde mich sogleich beschweren!«

Der Richter drauf: »Das geht ad acta.

Von nun an wird's, ich hoff', abstrakter?!«

Der Dichter zum Gerichtsvertreter:

»So spricht nur ein Gedichtsverräter ...«

Der Richter dann im Saalgelächter:

»Die Reime werden immer schlechter!«

So bleibt der Dichter,

nunmehr schlichter,

bei so Texten

wie den nächsten:

An einem lauen Frühsommermontagabend öffnet sich also die Tür der Mondscheinbar, und es erscheint, in all seiner Pracht, der Vollmond. Er taucht die Bar in einen goldenen Lichtschweif, als er behäbig an der Theke Platz nimmt.

»Ach, ist schon wieder ein Monat vergangen?«, fragt Frau Luna, die Barfrau, die nun gänzlich illuminiert ist. »Ja, fast«, antwortet der Mond und schaut auf seine Sonnenuhr, »genau 27 Tage, 11 Stunden und 23 Minuten seit meinem letzten Erscheinen.«

»Hast aber kräftig zugenommen«, sagt Luna und stellt dem Vollmond mit gespielt mahnendem Blick ein kalorienreduziertes Fahrbier hin. »Frag nicht«, seufzt der Mond, »der Asteroidengürtel spannt schon etwas über'm Äquator«, und er strafft die Erhebung unter seinem fülligen Mondgesicht. Da wird ein Husten hörbar. »Luxusprobleme«, hört der Mond eine rauchige Stimme sagen. Er dreht sich um. Ein zugegeben blasser Planet sitzt neben ihm und rührt im Stillen Ozean. »Entschuldigung, kennen wir uns?«, sagt der Mond und lächelt den Planeten an. Doch statt einer Antwort wirft der Planet nur ein paar Kontinente in Falten. »Was haben Sie denn?«, fragt der Mond. »Die Menschheit«, hustet der Planet. »Ach«, sagt der Vollmond, »das geht sicher bald vorüber ...«

»Ist die Geschichte hier schon zu Ende?«, mischt sich nun ein zweiter Leser ein. »Nee. Das da gerade sollte ein Neuanfang sein.«

»Sie sind also dann doch Schriftsteller?«

»Ich dachte, das hätten wir bereits geklärt.«

»Sie sind also Schriftsteller«, und hier geht dem Leser die Frage durch den Kopf: »Kann man davon eigentlich leben?«, aber er stellt sie nicht. Stattdessen sagt der Leser: »Das ist dann eher so was wie ein Gleichnis, oder, diese Mondgeschichte.«

»Ja. Ich will die folgenden Erzählungen mit diesem Gleichnis beginnen, um klarzumachen, daß alles, was danach kommt, nichts ist im Vergleich zu den Ewigkeiten des Kosmos. Alles wird vorübergehen, so wie wir auch.«

»Und das findeste lustig«, duzt der Leser plötzlich. »Ich amüsiere mich über das Lächerliche«, sagt das Schriftstellerlein. (Warum hier plötzlich dieses ungehörige Diminutiv erscheint, weiß niemand.) »Bist eher so ein 'Das-Glas-ist-halb-leer'-Typ«, sagt der Leser.

Nach einer kleinen Pause räuspert sich der Autor: »Im Lichte der Jahrmillionen nimmt sich unsere Präsenz, die wir so hochschätzen, wie der Wimpernschlag einer Stubenfliege aus. Wenn das nicht lächerlich ist, dann weiß ich nicht, was lächerlich ist.«

»Sag das mal den Leuten, die krank sind. Krebs haben. Denen es nicht so gut geht«, meint der Leser schnippisch.

»Dann bist du also eher der 'Das-Glas-ist-halb-leer'-Typ?«

»Nee«, erwidert der Leser, »aber ich finde es nicht in Ordnung, wenn man so tut, als wäre das Leben für alle gleich gut oder gleich schlecht. Jeder macht eine andere Erfahrung, hat andere Gefühle, macht Eigenes durch. Alles andere ist zynisch. Und eben nicht lustig.«

»Das will ich doch auch gar nicht bestreiten. Ich will nur sagen, daß ...« Der Autor will nur sagen, daß ihm der Leser gerade mächtig auf den Sack geht mit seinem Mitgefühl für alles und jeden. »Ich will nur sagen, daß genau das jedes Schreiben legitimiert.«

»Was genau?«

»Weil wir alle unterschiedliche Gefühle entwickeln, Eigenes durchmachen und so weiter, ist das Schreiben ein Ausdruck genau dieses Anderssein, das sich der Schriftsteller erlauben darf. Jedenfalls ist das bei meinem Schreiben so. Jeder Text eine eigene Welt. Jedes Gedicht eine andere Weltfassung. Jeder Satz ein eigener Herzschlag. Ich weiß ja nicht, worauf dieser trifft. Ob er von anderen gehört werden kann oder überhaupt wahrnehmbar ist. Ich weiß nur, daß mir dieser Herzschlag wichtig ist. Er ist mir umso wichtiger, weil er sich so lächerlich leise ausmacht im Vergleich zu dem kosmischen Hintergrundlärm, der seit Milliarden von Jahren in den Himmelsphären widerhallt.«

Und wenn der Leser jetzt ganz genau hinhören würde, dann könnte er das Auflachen wahrnehmen, das sich in die kosmische Musik einblendet, als kaum merkliche und dennoch hörbare Fußnote im großen Getöse. Weil er aber nicht genau hinhört, sagt der Leser stattdessen:

»Wer schreibt, bleibt.«

»Wer schreibt, schreibt im Verschwinden, und darüber kann der Schreibende lachen. Es ist ein ungezwungenes Lachen über das eigene Verschwinden. ›Das geht

vorüber«, sagt der Mond zur Erde, und darin liegt der Trost des Mondes. Wenn wir den Mond jetzt sehen könnten«, und tatsächlich könnte man sich jetzt vorstellen, wie sich der Leser aus dem Fenster seines Zimmers beugt oder des Wartesaals, in welchem er dieses Buch liest, oder wie er aus dem Zugabteil in die Herstdunkelheit rausschaut, um aber nur das Geschmier von vorbeiziehenden Autoscheinwerfern zu sehen, »dann würden wir in sein freundlich lächelndes Mondgesicht blicken und ihn leise rufen hören: ›Fürchtet euch nicht, das geht vorüber.‹ Dieses kosmische Lächeln ist das, was uns entspannt, wenn wir den Mond am Himmel sehen. Er rückt lächelnd unsere Dimensionen zurecht, die wir allzu oft in unserer lächerlichen Verrücktheit verrücken.«

»Musik«, ruft daraufhin der Leser. »Sofort Musik!«

Chanson von der falschen Anziehungskraft

Du sagst, daß du mich lieb hast
Und doch lachst du mich aus
Egal, was ich auch sage
Du schenkst mir nie Applaus

Für mich hast du nichts übrig
Du kennst auch kein Gefühl
Das war bei mir nie üblich
Daß ich mich so zerwühl'

Du drehst dich weg, als röch' ich
Nach welchem Blumenstrauß
Du willst nicht mit mir schlafen
Noch nicht mal ›rein und raus‹

Du nimmst mich mit auf Feste
Und stellst mich da nur ab
Für mich bleim nur die Reste
Du schaust auf mich herab

Das war also der Anfang dieser Geschichte.

»Auch der geht vorüber«, sagt der Leser nun. Ist gerade vorübergegangen. Bleiben wir noch kurz bei jenem Moment. Der Autor sagte weiter oben »... die wir allzu oft in unserer lächerlichen Verrücktheit verrücken« und dann was? »Musik«, meinte der Leser daraufhin, »sofort Mu...«, aber nein, das meinte ich nicht. Ach ja, so geht's weiter, schreibt der Autor:

Die Uhr ist mittlerweile 20 Minuten nach vorne gerückt. Der Leser sitzt und hat den Impuls, etwas auf die verrückten Verrücktheiten zu erwidern. So etwas wie: »Selbst deine blumigen Worte können doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Leid auf dieser Erde ein Fakt ist, der nicht einfach mit einem lunaren Lächeln verschwindet ...« Oder er könnte so etwas sagen wie: »Vielleicht darauf einen Dujardin?« Aber er sagt zunächst nichts. Er benetzt seine Finger mit etwas Spucke, blättert gedankenverloren durch's Buch und landet schließlich wieder auf dieser Seite. »Darf man eigentlich über alles lachen?«, fragt er. Was soll'n das werden, ein philosophisches Seminar? »Sagt wer?«, fragt der Leser. Ich, ich sage das. Ich dachte, wir erzählen hier eine neue Geschichte? Stattdessen höre ich gut Abgehangenes aus den Tiefen der Zeiten.

»Dann laß mal dem Neuen den Raum, den es braucht, um sich zu entwickeln. Unterbrich nich'.«

Wen, das Neue?

»Nein, den Leser natürlich«, sagt der Autor.

Also?

»Darf man eigentlich über alles lachen? Ich meine, über das Leiden anderer?«

Das meinte der Leser vorhin.

»Wenn es jemandem schlecht geht, ja, und ich mache einen Witz darüber, ja, dann ist das nicht in Ordnung«, sagt der Leser.

Und jetzt meldet sich im Kopf des Schreiberlings eine Stimme zu Wort, und vielleicht kann sich der Leser dazu Musik denken, wenn es für solche Momente überhaupt Musik gibt.

›Irgendwas is' ja immer‹, denkt es in seinem Kopf. ›Irgend jemandem geht's ja immer schlecht. Ich hab' Kopfschmerzen. Meine Mutter hat mich gehaßt. Die Welt geht unter. Und ja, das Waldsterben ist schlecht für die Erde. Und natürlich sollen wir nett mit Tieren umgehen. Und klar, es gibt Ausbeutung, Verbrechen und Gewalt, es gibt Krebs, Aids und sterbende Meere, Welthunger, und ja, meine Frau hat mich seit Monaten nicht mehr gevögelt, und mein Nachbar hört mitten in der Nacht zu laut Musik, und es gibt die Tatsache, daß mein Supermarkt schon um 17 Uhr zumacht, es gibt verstopfte Meerschweinchen und verstopfte Zugtoiletten, ich hab' ein Loch in meinen neuen Socken, es juckt genau da auf meinem Rücken, wo ich nicht hinkomme, und ja, es ist nichts Lustiges daran, wenn Menschen auf vietnamesischen Flüchtlingsschiffen verdursten oder daß mein Vater seit sieben Jahren in

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

34

Wieviele rote und gelbe Karten hat ein Schiedsrichter bei einem Fußballspiel eigentlich dabei?

seinem Bett stirbt. Aber genau diese zwei Dutzend Beispiele sind doch der allerbeste Grund, warum ich mich gerade über sie lustig machen *muß*. Um ihren Fluch zu bannen. Um meinen Tisch abzuräumen, das Verdorbene loszuwerden, das mir serviert wird. Weil ich mich weigere, das Leiden der Welt auch noch mit meiner Angst aufzuwerten.<

Stattdessen fragt der Autor: »Wie geht's dir heute?«

»Mir?«, sagt der Leser. »Wie soll's mir schon gehen. Ich muß gleich arbeiten gehen.«

»Verstehe. Aber wie geht's dir?«

»Hab' ich doch schon gesagt. Ich muß gleich arbeiten.«

»Dann nehme ich an, daß es dir nicht gut geht?«

»Nö, hä, wieso?«

»Dann geht's dir also gut?«

»Hab' ich nicht gesagt.«

»Geht's dir überhaupt irgendwie?«

»Na ja, ich muß halt arbeiten gehen. Machst du dich jetzt lustig über mich?«

»Ich versuche nur herauszufinden, wie es dir geht. Dann kann ich einschätzen, ob das, was ich sage, an der richtigen oder falschen Stelle trifft.«

»Verstehe ich jetzt nicht.«

»Du hast doch gefragt, ob man das Leid anderer Menschen ins Lächerliche ziehen darf?«

»Ich hatte gefragt, ob es legitim ist, sich über andere Menschen lustig zu machen.«

»Du hast sogar darauf bestanden, daß das nicht in Ordnung ist«, sagt der Autor. »Und das bedeutet, daß es also einen Unterschied gibt zwischen etwas, das in Ordnung ist und etwas, das nicht in Ordnung ist.«

»Ja?«

»Und dieser Unterschied liegt ja erstmal nicht in *mir* begründet, sondern in *dir*, in deinem Sein, in deiner Art, in deiner Stimmung.«

»Ja und?«

»Also, dann wäre doch mein Versuch herauszufinden, wie es dir geht, ein erster Versuch, zu vermeiden, daß ich dich mit dem, was ich sage, an der falschen Stelle treffe und entsprechend vorsichtig bin.«

»Ich verstehe noch immer nicht, worauf du hinaus willst.«

Der Leser versteht es wirklich nicht. Er sagt das nicht einfach so. Der Leser hat schlicht und ergreifend den Faden des Gesprächs verloren.

»Wenn der Unterschied zwischen dem, was angemessen und nicht angemessen ist an dem, was ich sage, nicht in meinen Sätzen begründet liegt, sondern an der Wirkung der Sätze, dann muß ich herausfinden, wie meine Sätze wirken könnten, um abzuwägen. Um Mißverständnissen vorzubeugen oder dich nicht zu beleidigen.«

»Das solltest du tatsächlich tun. Bevor du etwas von dir gibst, solltest du immer überlegen, was du sagst.«

»Richtig. Was aber sind denn die Kriterien für falsch und richtig?«

Und hier muß nun nachgetragen werden, warum es sich bei dem Leser in dieser Szene um einen männlichen handelt. Denn wenn der Autor, der durch seine Denkungsart unverkennbar ein männlicher Autor ist (>der Autor< in seinem grammatikalischen Genus wohlgemerkt), so mit einer Leserin spräche, würde er sich dem Verdacht aussetzen, ihr seine Welt erklären zu wollen, sie zu bevormunden, und man lebt ja schließlich nicht mehr in den 50ern. Das hier sind die modernen 80er Jahre. Ja. Jippie. Hurra. Weiter so.

»Was aber sind die Kriterien für falsch und richtig?« Sagt wer jetzt? »Ich, der Leser sage das.«

Nein, der Autor sagt das natürlich.

Der Leser stattdessen: »Das weiß man ja selber. Das hat man im Gefühl. Das spürt man im entsprechenden Augenblick.«

»Das heißt, ich muß die Situation einschätzen. Ich stelle Mutmaßungen über dich an.« Sagt der Autor. »Ich spekuliere. Wie an der Börse. Wenn ich jenes sage, wenn ich dieses investiere, dann geht es meinem Gegenüber gut, wenn ich aber etwas so sage, dann fallen die Aktien dieses Gesprächs.«

Bayer Uerdingen unterliegt Schalke null zu vier mit eins zu drei. Die Zeit: es ist Fünf zu null.

»Ich weiß zwar nicht, was das mit der Börse zu tun hat, aber ja, könnte so sein. Und?«

»Anders ausgedrückt: Ich muß mir eigentlich bereits ein Urteil über dich gebildet haben, um einschätzen zu können, wohin das Gespräch gehen könnte, *bevor* ich mit dir rede. Während doch eigentlich unser Gespräch dazu da sein sollte, mir diese Einschätzung über dich erst zu bilden.«

»Klingt paradox.«

»Ich gebrauche also ein Vor-Urteil, so etwas wie eine erste Einschätzung«, sagt Sokrates, Verzeihung, sagt der Autor weiter. »Ohne dieses Vor-Urteil kann ich als aufmerksamer Gesprächspartner nicht ins Gespräch mit dir einsteigen. Dieses Vor-Urteil läßt mich eine bestimmte Sprache wählen, eine gewisse Ausdrucksweise, und doch kann ich nie wissen, ob meine Wortwahl, meine Inhalte angemessen sind.«

Weil jedes Gespräch in einer Welt stattfindet, die schon vor jedem Gespräch existiert. Die Geduld und Aufmerksamkeit des Lesers, die er bis jetzt, immerhin bis zu dieser Seite, hat aufrechterhalten können, ist erstaunlich. Er legt diese Gesamtausgabe nicht einfach, der seitenlangen Gedankenspiele überdrüssig, zur Seite oder ist gar verärgert über die Langatmigkeit dieses Gedankenaustauschs. Daß er am Ball bleibt, hat zu tun mit einem grundsätzlichen Interesse am anderen, seiner liebevollen Hinwendung zum Mitmenschen und einer jahrelangen Erfahrung als Taxifahrer, die ihn gelehrt hat, allen

Fahrgästen zuzuhören, den überbordenden Ergüssen der Geschwätzigen genauso wie den dürren Lauten der Wortkargen.

»Und darf der Kontext, den ich ja auch nur aus meiner Perspektive einschätzen kann, unser Gespräch dann so bestimmen, daß es im Grunde gar nicht mehr stattzufinden braucht? Was ich damit meine: Ist der Kontext, die Welt, in der wir uns unterhalten, das *eigentliche* Thema oder sollen wir uns zu dieser Welt verhalten? Sprechen wir also lediglich den Kontext oder können wir einen neuen Text erfinden, der den Kontext als Hintergrund begreift, nicht aber als Grund dessen, was wir uns zu sagen trauen?«

Jetzt ist es passiert. Der Autor hat den Leser verloren.
Er ist verschnupft.

Nur eine Grippe

Es war einmal ein Virus
Der schlich sich in 'ne Bar
Er kam g'rad' aus dem Zirkus
Und hielt sich für 'nen Star

Er schlug erst einen Purzelbaum
Und machte dann Spagat
Und landete im Küchenraum
In einem Beilagensalat

Er ließ sich in dem Dressing treiben
– So ist es bei den Viren Brauch –
Dann koste er Kartoffelscheiben
Und küßte zart den Schnittlauch

So machte er es sich gemütlich
Als wäre er zuhaus
Dann tat er sich am Weißwein gütlich
Und breitete sich so aus ...

Verschnupft dann an der Bar

Der Heiner und die Carmen,
die sitzen an der Bar.

Da kommt Herr Klein hinzugetreten
und ist ganz sonderbar.

Da sagt Herr Klein zu Carmen:
Darf ich Sie umarmen?

Da sagt die Carmen zu Herrn Klein:
Laß das besser sein.

Da sagt Herr Klein zu Carmen:
Nu ham Sie doch Erbarmen.

Sagt die Carmen zu Herrn Klein:
Nein.

Sagt der Heiner dem Herrn Klein,
er soll mal nich' so frech sein.

Sagt Herr Klein draufhin dem Heiner:
Ich bin klein, doch du bist kleiner.

Sagt der Heiner zu Herrn Klein:
Das kann doch gar nicht sein,

und schmeißt Herrn Klein mit groben Pfoten
am Kragen durch den Fensterrahmen,
daß dieser, auf dem Hosenboden,
draußen landet, weg von Carmen.

Da ruft der Barmann zum Herrn Klein:
Das soll dir 'ne Lehre sein!

Da ächzt Herr Klein zurück zum Barmann:
Ich zieh' halt gern Gefahr an.

Da sagt der Heiner zu der Carmen:
Manche muß man so ermahnen.

Die Carmen dann ganz stolz zu Heiner:
So wie du kann das halt keiner.

Da meint der Heiner zu dem Barmann:
Mach uns noch zwei klar, Mann.

Da sagt der Barmann zu dem Heiner:
Die geh'n aufs Haus, du Feiner!

Da sagt Herr Klein zu Carmen:

Entschuldigung für die Unterbrechung, aber es wird Zeit für eine Zurückholung des Lesers, ein erklärendes Lasso.

»Ok«, sagt der Autor. »Wenn ich dich anspreche, stelle ich eine Mutmaßung über unser Verstehen-Können an. Spricht die Person meine Sprache? Hat sie die Voraussetzungen, mich zu verstehen? Und damit meine ich nicht nur das Vermögen, eine Sprache zu beherrschen. Verstehen-Können ist doch der eigentliche Versuch jeglichen Gesprächs. Denn ich weiß nichts von dir außer meine Mutmaßungen über dich. Und ich möchte herausfinden – wenn ich an dir genug Interesse habe – ob diese Mutmaßungen stimmen. Die Frage ist doch dann: Will ich diese Mutmaßungen bestätigt sehen? Will ich also den Kontext oder den Horizont, vor dem ich mit dir stehe, bestätigt sehen und damit meine Vorurteile beglaubigen? Oder aber gibt es eine Chance, daß wir in diesem Gespräch über diese Vorurteile hinausfinden, uns andere Horizonte erobern, von denen wir beide noch nichts wußten, weil wir die Welt, wie wir sie gerade hier erschaffen, noch gar nicht kennen konnten.«

»Das will ich doch hoffen«, sagt der Leser, der gerne verstehen möchte. Deswegen liest er ja auch Bücher. »Dann gehört zum gemeinsamen Verstehen-Wollen auch das gemeinsame Mißverstehen-Können. Denn nur so können wir uns auf diesen gemeinsamen Horizont zubewegen.«

Es könnte sein, daß an dieser Stelle der Setzer, der die Druckfahne durchsieht, die Stirn runzelt. Dieses Buch wird nämlich von Menschen gemacht, die sich sehr wohl für dessen Inhalte interessieren, bevor sie diese unter die Leute bringen. Und bedarf es eines anderen Beweises, daß der Setzer sehr wohl aufmerksam dieser Geschichte folgt als die zwei, drei Buchstabendreher, die er in diesem Satz übersehen hat?

»Wenn ich annehme«, sagt der Schriftsteller weiter und knüpft an den Anfang des Gesprächs an, »daß du heute nicht gut drauf bist, dann ist das eine Vorannahme, die meine Rede beeinflussen sollte. Du hast ja gemeint, daß man eine gewisse Vorsicht walten lassen müsse, um sich nicht aus Versehen über andere lustig zu machen.«

»So in etwa habe ich das gesagt.«

»Wenn aber meine Annahme falsch ist? Oder aber, viel spannender, wenn *du* noch gar nicht weißt, daß du schlecht drauf bist?«

»Das ist doch nicht soooo schlimm.«

»Warte. Wenn ich weiß, daß du als Kind, was weiß ich, mißhandelt wurdest, und ich sage das Falsche, so daß diese Erinnerungen wieder hochkommen, dann ist das doch schlimm.«

»Das ist schlimm.«

»Wenn ich das aber nicht weiß?«

Und hier schaut der Schriftsteller besonders eindringlich, was der Leser aber nicht sehen kann; schließlich liegen

zwischen Frage und Antwort in diesem Gespräch etliche Kilometer und Wochen, wenn nicht Jahre. (Das muß man jetzt nicht weiter erklären, oder, lieber Setzer?)

»Dann könnte man trotzdem vorsichtig sein«, sagt der Leser. »Besonders bei Menschen, die man nicht kennt.«

»Du sagst also, ich muß in meinen Annahmen immer mit dem Schlimmsten im andern rechnen?«

»Hm.«

»Das heißt, daß ich am Ende nur über das Wetter sprechen kann, oder vielmehr nicht mal das, wer weiß, vielleicht hat mein Gegenüber einen geliebten Menschen bei einem Sturm verloren oder durch die Sonne schweren Hautkrebs bekommen. Müßte ich vor meinem Gespräch dann nicht Erkundigungen über die Person einholen, um nicht etwas auszulösen, das unser Gespräch in ein schreckliches Desaster münden lassen könnte?

»Jetzt übertreibst du aber.«

»Wirklich?«

Wirklich?

Ein Stockfisch, eine Miesmuschel und ein Seepferdchen stranden in einer Bar. Nach einem Blick in die Getränkekarte schüttelt der Stockfisch seinen Fischkopf: »Das ist ja richtig teuer hier. Die wollen uns wohl ausnehmen.« Das Seepferdchen tastet verlegen an der Naht seiner Flossen entlang, als würde es nach seinem Portemonnaie suchen und nuschelt: »Also bei mir ist Ebbe.«

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

27

Hat der Vater der Weißwurst einen oder zwei Zipfel?

Die Miesmuschel wiederum pult sich ein überschüssiges Sandkorn aus dem Bart und sagt großspurig: »Lassen wir uns doch den Abend nicht vermiesen!«, und knallt hundert Kröten auf den Tresen. »Hey du Barsch«, ruft die Miesmuschel dem schuppigen Typen hinter der Theke zu, »dreimal ›Sex on the Beach!‹ Und dieser Ausruf hebt die Tide nun ganz gewaltig. Als die Drinks kommen, sagt die Muschel feierlich: »Auf unsere Freundschaft! Mögen wir nie als Beifang enden!« Die drei stoßen an und gießen sich den Drink hinter die Kiemen. »Noch drei«, ruft die Muschel dem Barschkeeper zu, »aber dieses Mal mit weniger Meerwasser. Also«, wendet sie sich dann ihren Freunden zu und kratzt sich ein wenig an der Schale, »einer Sache wollte ich schon immer auf den Grund gehen«. Der Stockfisch und das Seepferdchen rücken enger an die Muschel ran. »Warum«, fragt die Miesmuschel in die Runde, »hat das Leben immer einen Haken?« und blickt abwechselnd von Stockfisch zu Seepferdchen und hebt bedeutungsschwanger ihre Algenbrauen.

Der Haken an der Sache

- (*Telefoniert*) Ja. Ja. Ja. Ja. Mhm. Ja. Oh ja. Ja. Ja. Ich dich auch.
- Du, wer war 'n das?
- Keine Ahnung.
- Aber du hast doch gerade mit jemandem gesprochen?
- War falsch verbunden.
- Falsch verbunden?
- Ja, da hat jemand die falsche Nummer gewählt, das nennt man ...
- Ich weiß, was falsch verbunden bedeutet. Normalerweise entstehen daraus aber keine Gespräche, wenn einer aus Versehen die falsche Nummer anruft. Der Anrufer legt nämlich gleich wieder auf, weil er eigentlich jemand anderen anrufen wollte.
- Hat er aber nicht.

- Und warum hast *du* nicht aufgelegt?
- Na ja, ich wollte nicht unhöflich sein.
- Was wollte der Anrufer von dir?
- Er wollte mir was verkaufen.
- Der Anrufer wollte dir was verkaufen?
- Ja.
- Und was bitte?
- Irgendso 'n Reinigungszeug.
- Ich dachte, er war falsch verbunden?
- War er ja auch. Er wollte eigentlich jemand sprechen, dem er das Zeug hätte verkaufen können.
- Also war er doch nicht falsch verbunden!
- Na ja, am Ende schon, weil er es mir ja nicht verkaufen konnte.
- Und was meintest du dann mit ›Ich dich auch‹?
- Bitte?

- Du hast am Ende gesagt ›Ich dich auch‹.
- Das, ah ja, das. Weil ich nichts kaufen wollte, wurde er wütend. Da hat er gesagt: ›Du kannst mich mal!‹ Da hab' ich ›Ich dich auch‹ geantwortet.
- ›Du kannst mich mal‹, sagte er, und du hast mit ›Ich dich auch‹ geantwortet?
- Ja.
- Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.
- Wieso?
- Na, weil man auf eine solche Beleidigung, wenn man überhaupt etwas drauf sagen will, höchstens erwidert: *du mich* auch.
- Nicht unbedingt.
- Nicht unbedingt?
- Na, ich will ihn ja nicht am Arsch lecken, also nicht wirklich.
- Lenk nicht ab. Hast du vor mir etwas zu verheimlichen?
- Ich? Wieso?

– Das ist schon das wievielte Mal, daß du beim Telefonieren sofort auflegst, wenn ich ins Zimmer komme.

– Ah ja?

– Kannst du mir das erklären?

– Na ja, vielleicht rufen diese Leute immer dann an, wenn du ins Zimmer kommst?

– Falsch.

– Vielleicht sagen sich die Falschanrufer dieser Stadt, ›Achtung, gleich kommt sie wieder ins Zimmer, da rufen wir doch mal wieder an‹.

– Falsch.

– Dann kann ich es dir nicht erklären.

– Falsch.

– Was ist jetzt falsch?

– Du *kannst* es mir erklären, *willst* es mir aber nicht erklären.

– Was, warum die Leute immer dann anrufen, wenn du ins Zimmer kommst?

– Nein, was der wahre Grund ist, warum du immer auflegst, wenn ich ins Zimmer komme. Also?

– Du willst also die Wahrheit?

– Nichts weniger als das.

– Die reine Wahrheit?

– Es wird höchste Zeit dafür.

– Es ist immer meine Mutter.

– Deine Mutter.

– Ja.

– Deine Mutter ist es, die dich immer anruft.

– Ja.

– Deine Mutter ist vor zwei Jahren von einem Bus überfahren worden.

– Ich wußte es.

– Was?

– Daß du mir nicht glauben würdest.

- Daß dich deine Mutter zwei Jahre nach ihrem Tod anrufen würde? Natürlich nicht.
- Es ist aber so. Sie ruft an, erzählt mir, daß sie es gut hat, dort, wo sie gerade ist, daß sie mich aber vermißt. Und dann sage ich: ›Ich dich auch‹.
- Du hast deine Mutter doch immer gehaßt.
- Meinst du, ich bringe es jetzt übers Herz, ihr die Wahrheit zu sagen, jetzt wo sie tot ist?
- Ach, mich anzulügen macht dir aber keine Probleme?
- Aber ich lüg' dich nicht an.
- Ok. Dann ruf sie zurück. Jetzt auf der Stelle.
- Spinnst du? Ich kann sie doch nicht anrufen. Sie ist doch tot.
- Siehste.
- Glaubst du etwa, die haben da oben im Himmel eine Vermittlung? ›Hallo, darf ich bitte mit Frau Dingsbums sprechen, hier ist ihr irdischer Sohn. Sie wohnt auf Wolke 83, ja, ich warte‹.
- Klingt ungewöhnlich, zugegeben.

- Das klingt ausgeschlossen.
- Ach, daß sie dich aber aus dem Jenseits anruft, das klingt für dich normal?
- Paranormal wohl eher?
- Ich glaub' dir nicht ein einziges Sterbenswörtchen.
- Ich hab's dir gesagt, daß du mir nicht glauben würdest. Ich selbst finde das ja auch unglaublich.
- Ah, das ist ja mal wieder clever von dir. Du heuchelst Verständnis für meinen Zweifel, weil du mich einwickeln willst.
- Will ich nicht. Ich sage nur, daß es auch für mich schwer zu begreifen ist, daß mich meine tote Mutter regelmäßig anruft.
- Schwörst du, daß deine Geschichte stimmt?
- Ich schwöre beim Grab meiner Mutter, daß ...
- Deine Mutter ist dir doch scheißegal, mein Lieber, meinst du, das weiß ich nicht? Du schämst dich noch nicht einmal ein winziges bißchen, sie hier als Ausrede für deine Heimlichtuereien zu benutzen. Wenn deine Mutter nicht ein solches Rabenaas gewesen wäre, würde

sogar ich mich dafür vor ihr schämen. Und du wirst noch nicht einmal rot, wenn du mir solche Ungeheuerlichkeiten auftischst. Für wie bescheuert hältst du mich eigentlich?

– Ich verstehe, daß du sauer bist.

– Ich hab' gute Gründe dafür!

– Du bist sauer, weil sie immer auflegt, wenn du in den Raum kommst. Du bist sauer, weil sie mit dir nicht sprechen will.

– Spinnst du jetzt?

– Du bist eifersüchtig, daß sie nur mit mir sprechen will, dem Sohn, der sie noch nicht einmal geliebt hat, statt mit dir, der Frau, die sich zeit ihres Lebens nichts sehnlicher gewünscht hat, als ihre Anerkennung zu gewinnen.

– Du hast sie wirklich nicht mehr alle.

– Stimmt's denn nicht?

– Was?

– Daß du sie immer angeschleimt hast?

– Jetzt lenk' nicht ab, du!

– Hast du nicht immer versucht, dich bei ihr einzuschmeicheln? Warst du nicht immerzu auf ihre Bestätigung aus? Weil du eitel bist und Beachtung brauchst?

– Hör auf!

– So wie damals, als sie meinen Geschwistern an Weihnachten diesen dicken Umschlag überreicht hat, während ich leer ausgegangen bin. Dabei hast du doch das ganze Fest veranstaltet! Hast dich reingehängt, alles vorbereitet, gekocht, gedeckt, sie und alle anderen eingeladen und bist dabei immer nett und zuvorkommend geblieben. Fast fürsorglich hast du meiner Mutter immer noch ein Glas, noch einen Nachtschiff angeboten und ihr noch eine Decke übergeworfen, als sie schon besoffen im Sessel hing.

– Wow!

– Wow was?

– Wow. Dir gelingt es doch immer, die Dinge so darzustellen, daß sie sich am Ende immer nur um mich drehen.

– Aber das willst du doch! Du willst doch, daß sich alles um dich dreht!

– Nein, mein Lieber, nicht so. Und das weißt du ganz genau. Wir haben gerade über deine merkwürdigen Telefonate und, ja, über deine Lügen gesprochen, darüber

haben wir gesprochen, über dich und deine Lügen.

– Aber genau das meine ich ja. Das hältst du doch gar nicht aus, daß es mal nur um mich gehen könnte. Daß ich ein Telefonat führe, von dem du nichts weißt. Daß ich mit Menschen Kontakt habe, die du nicht kennst, die du nicht beeinflussen kannst, die du mal nicht so lange bearbeiten kannst, bis sie deinem Charme restlos erliegen.

– DARUM GEHT ES NICHT, VERDAMMT NOCHMAL. Hör auf die Dinge immer zu verdrehen! Ich hab' deine zur Schau gestellte Ruhe einfach satt, mit der du die unmöglichsten Dinge glaubst sagen zu können, noch dazu mit diesem selbstgefälligen Grinsen.

– Grinse ich etwa gerade selbstgefällig? Ich habe noch nie so ernst geguckt wie gerade. Ich kann gar nicht ...

– Du machst aus allem, AUS ALLEM, einen Witz. Alles ist für dich nur ein blöder, verkackter Witz. Mir ist es ernst, mir war es noch nie so ernst wie gerade: *W e r w a r d a g e r a d e a m T e l e f o n ?* Sag es mir ins Gesicht!

– Ok. Hier kommt sie, die Wahrheit. Es war nicht meine Mutter am Telefon gerade eben.

– Das weiß ich bereits. Weiter!

– Es war der Fleischfachverkäufer von der Wursttheke

bei Karstadt. Mit dem hab' ich ein Verhältnis, wir treffen uns nach Ladenschluß immer heimlich im Kühlhaus und treiben's dort zwischen Schweinehälften. Wir tragen dann immer ein Bärenkostüm, aber nicht nur, weil es kalt ist, sondern weil es uns geil macht.

– Echt jetzt?

– Ach, diese Geschichte findest du glaubwürdiger? Daß ich mich mit dem Fleischmann von Karstadt verabrede, um mit ihm Sex im Kühlhaus zu haben? Als Bär verkleidet?

– Was weiß ich, was für ein perveres Schwein du bist. Anscheinend hab' ich überhaupt keine Ahnung mehr, wer du überhaupt bist. Oder was!

– Die haben dort gar keinen Fleischmann, ist dir das schonmal aufgefallen? Da arbeiten nur Frauen.

– Irgendein Abteilungsleiter wird sich da schon finden lassen.

– Wow. Einfach nur wow. Das hältst du also von mir. Du findest, daß ich ein perveres Schwein bin.

– Ich weiß echt nicht mehr, was ich von was auch immer halten soll. Echt nicht. Ich hab' die Nase so was von voll.

– Ok, ich sag' dir also, mit wem ich die ganze Zeit

telefoniere. Ich sprech' mit Sabine. Wir bereiten seit zwei Wochen deinen Geburtstag vor. Es sollte eigentlich eine Überraschung sein, aber bitte, jetzt weißt du's.

– ›Ich dich auch‹?

– Sie hat mir durchgegeben, was sie schon alles von unserer Besorgungsliste erledigt hat, sie wollte dann alles am nächsten Mittwoch mit mir durchgehen. Sie sagte: ›Ich treff' dich dann am Mittwoch.‹ Und ich sagte: ›Ich dich auch.‹ Und dann bist du gekommen, und ich hab' schnell aufgelegt. Sollte ja ein Geheimnis sein.

– Welche Sabine?

– Welche Sabine?!

– Ja, welche Sabine?! Sabine aus Goslar, die uns manchmal besucht, Sabine mit den Achselhaaren, die dich besonders gerne mag, Sabine ...

– Deine Schwester Sabine.

– Meine Schwester Sabine wohnt seit sechs Jahren in Hongkong. Seitdem haben wir uns nicht mehr gesehen.

– Das war ja Teil der Überraschung.

– Sie kommt hierher?!

– Ja.

– Gib mir das Telefon.

– Bitte?

– Gib mir das Telefon, ich will sie anrufen.

– Weißt du, wieviel Uhr es gerade in Hongkong ist? Die schläft tief und fest.

– Gut, dann ruf' ich sie morgen früh an.

– Und was willst du ihr sagen? ›Hallo Sabine, hier spricht deine Schwester, mit der du seit über sechs Jahren kein Wort mehr gewechselt hast, weil sie dich beim letzten Familienfest die dümmste Sau unter dieser Sonne genannt hat, diese Schwester würde jetzt gerne mal wissen, ob das stimmt, ob du tatsächlich vorhast, zu meinem Geburtstag zu kommen, du dumme Sau?‹ Bin mir nicht sicher, ob das zielführend ist.

– ›Bin mir nicht sicher, ob das zielführend ist.‹

– Ich würd's nicht tun.

– ›Ich würd's nicht tun.‹ Du verdammter Besserwisser. Immer hast du einen Rat für mich. Immer weißt du, was für mich gut ist und was nicht. Immer hast du diesen

selbstgefälligen Ton dann drauf, sprichst mit dieser ruhigen Herablassung, als wüßtest du immer alles und alles ganz genau.

– Weißt du was, ich ruf' Sabine morgen selbst an und sag' das Ganze ab. Das war 'ne Scheißidee von mir, sie wieder mit dir versöhnen zu wollen.

– Ja, das war wieder so 'ne Scheißidee von dir, mit der du über meine Wünsche hinweggehen wolltest. Als hätte ich nicht tausendmal klar gemacht, daß ich mit meiner Schwester fertig bin. Nein, der Herr muß ja wieder seinem besonderen sozialen Gespür nachgehen, das ihn viel besser die Wünsche anderer Menschen beurteilen läßt, als sie selbst. Ich finde dich so übergriffig, ich muß gleich kotzen.

– Wie gesagt, gleich morgen früh ...

– Weißt du, was diese vorgeblich ruhige Art eigentlich ist? Kalt ist sie, eiskalt. Ich friere, wenn du bei mir sitzt. Da, Gänsehaut hab' ich.

– Gänsehaut hast du, weil du dich gerade aufregst.

– Erklär' mir nicht, warum ich Gänsehaut hab'! Erklär' mir nicht, was mein Körper macht. Erklär' mir meinen Körper nicht. Das ist meiner, meiner ganz allein, der gehört mir.

– Das hast du mir in den letzten Monaten ja auch immer schön klar gemacht.

– Ach so, daher weht der Wind?

Und während die beiden darauf warten, ob sich der Wind noch dreht, sitzen zur gleichen Zeit, geschützt vor den Stürmen der Liebe, drei Filmrollen in einer Kölner Kneipe an der Cinematheke und nippen an ihren Tulpengläsern. Nach einer Weile dreht sich die eine Filmrolle zur anderen, haucht ihre matte Blechdose an und beginnt, an einem der kleinen Rostflecken herumzukratzen. »Du hast auch schon bessere Tage gesehen«, sagt sie. »Ach, ich weiß«, erwidert die andere fast tonlos und starrt vor sich hin. »Mann, Mann, Mann«, sagt die erste und versucht, sich das ablösende Etikett wieder fest anzudrücken, »was waren das für Zeiten. Wenn wir gezeigt wurden, haben wir ganze Säle zum Lachen gebracht oder zu Tränen gerührt, an die Sitze gefesselt oder zum Aufspringen gebracht.«

»Wir haben niemanden kalt gelassen«, sagt die dritte Filmrolle in die Stille hinein und räuspert sich, um nicht zu blechern zu klingen. »Und mit Respekt hat man uns behandelt«, sagt die erste wiederum, »ganz vorsichtig ist man mit uns umgegangen, damit wir nicht hochgehen.« Sie beugt sich ein wenig zum Licht, um den anderen beiden den alten ›Handle with Care‹-Aufkleber zu zeigen. Alle drei nicken traurig.

Da fliegt die Bartür auf und eine Videokassette geht mit leichtem Schritt zum Tresen. »Ein Mineralwasser ohne«, sagt sie fröhlich. Mißmutig beäugen die drei Rollen den neuen Gast. »Scheiß-VHS«, zischt die erste leise. »Leichtgewicht«, meint die andere so laut, daß es die Videokassette hören kann. Diese dreht sich vergnügt zu den drei Filmrollen. »Na, haben sie euch auch mal aus dem Filmmuseum rausgelassen?«

»Spul dich ja nicht so auf, du«, sagt die dritte Filmrolle. »Wir wurden schon ...«, versucht die zweite zu sagen, wird aber von der Kassette unterbrochen: »Ja, ja, ich weiß: Ihr wurdet schon an die Wand geworfen, da wußte ich noch nicht einmal, wie man Ki-ne-ma-to-gra-phi-e buchstabiert. Blabla. Wenn ihr mal einsehen wolltet, wie anziehend mein Magnetband auf das Publikum wirkt, dann würdet ihr euch nicht so mit euren Projektionen beschäftigen.«

»Hast wohl 'nen Filmriß, oder was«, entrüstet sich die dritte Filmrolle. »Eben nicht«, entgegnet die Videokassette gelassen. »Eben nicht. Bei mir kann gar nichts reißen.« Und zum Beweis läßt sie ihr schimmerndes Band genüßlich über die weichen Walzen laufen. »Alles kompakt bei mir, kompakt und straff.«

»Was gäb' ich für so eine glatte Haut«, murmelt die zweite Filmrolle und versucht, einen kleinen Riß in ihrer Perforation zu verdecken. Die erste Filmrolle schaut sie deshalb verärgert an, während die Kassette vorspult: »Freunde, ihr müßt doch zugeben: Ich bin die neue Generation.

Auf mich paßt, wofür man früher noch drei Rollen Film brauchte. Wenn nicht sogar noch mehr. Ich bin die Zukunft. Das muß ...« Aber die Kassette kann nicht mehr ausreden, weil ihr die dritte Filmrolle, vollkommen aus heiterem Himmel, einen Schubs versetzt, und sie nun in guter, alter Zeitlupe von ihrem Hocker fällt. In der Luft dreht sich die Kassette ein, zwei Mal um die eigene Achse, und Filmrolle Nummer drei, jene, die immer für das große Finale zuständig ist, summt bereits das Schlußorchester, als die Kassette auf dem Boden aufprallt und in tausend Stücke zerspringt. »Hoppla«, kommentiert die erste Filmrolle lakonisch, während die zweite dem Mann hinter dem Tresen zuruft: »Rainer Werner, machste uns nochmal drei?«

Derweil dackeln drei durstige Damen durch die Dür der Dresdner Drinkhalle. »Drei Dämmerschoppen!«, donnert die Dickste. Detlef, der dämlich dreinschaut, doch dann die Drinks der Damen durchmixt, daraufhin: »Dunkelt's da draußen?«

»*Dämmern* dud's, du Dussel«, duzt die Dickste Detlef dezibelstark, dann drängelnd: »Die Drinks?« Detlef denkt daraufhin drübe: »Drei Dee, das däd deinem Deetz doller«, dennoch duud Detlef drei Deckel, dann die drei Dämmerschoppen dem Dresen draufstellen. Die drei Damen trinken davon. »Dieses deure Dröpfchen dauere den Durst!«, dichtet die Dickste den Drinkspruch, dann dankt die Dame Detlef dafür, daß der den dreien diesen durchaus delikaten Dämmerschoppen darbietet. Doch da drängt der Darm

der dicken Dame dermaßen, daß diese denkt: ›Dreister Deufel – derber Durchfall!‹ Die Dresdnerin dringt dramatisch durch die Doilletten-Düre. Doch danach dröhnt die Dame dankbar: »Dank dir, Dämmerschoppen, dann doch dickes Ding den Darm durchlaufen!«

Ein Haar, eine Schuppe und eine Bürste, die an der Durchkämmbaar zusammenfinden, haben jedoch andere Probleme. Schon seit geraumer Zeit streiten sich das Haar und die Schuppe. »Ich versteh' einfach dein Problem nicht«, sagt die Schuppe.

»Was gibt's denn da nicht zu verstehen?«, entgegnet das Haar. »Erklär's mir doch bitte noch einmal«, bittet die Schuppe. »Du bist wirklich begriffsstutzig«, sagt das Haar leicht genervt. »Platz ist doch unter kleinsten Hüten«, meint die Schuppe noch immer ruhig. »Und wir sind doch schon so lange zusammen.«

»Ok, dann nochmal zum Mitschreiben. Ich kann mich mit dir einfach nicht mehr sehen lassen. Du, du, du bist einfach nur peinlich. Du bist so anhänglich. Wie du dich immer an mir festklammerst.«

»Ach, nach all den Jahren bin ich dir nun peinlich, ja? Woran liegt's? Hab' ich zugenommen? Zu viele Falten bekommen? Hast du eine andere ...«, kann sie so gerade noch unter ihrem Schluchzen herauspressen. »Eben nichts von alledem, das hab' ich dir doch schon tausendmal erklärt. Du hast dich überhaupt nicht verändert, das ist es ja eben. Nichts hast du an dir verändert, in all den Jahren bist du die immer gleiche geblieben. Ich aber brauche Veränderung! Und ich

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

8

**Warum hängen
Gitarristen
ihre Karrieren
eigentlich immer
an den
Fingernagel?**

spüre, daß du dafür nicht bereit bist. Du kannst einfach nicht mit mir mitwachsen«, fügt das Haar mit leiser, fast tonloser Stimme hinzu. »Ach so, dann paß ich also gerade nicht in deinen Lebensabschnitt, du willst mich abschneiden. Endlich ist die Schuppe aus dem Sack!«

»Der Fisch fängt halt von der Schuppe an zu stinken«, sagt das Haar, und die beiden beginnen sich wild zu streiten. »Das ist ja zum Haare ausraufen!«, ruft die Bürste, welche die ganze Zeit ruhig neben den beiden gesessen hat. »Das hier ist eine Bar und nicht irgendein Schuppen. Ich würd' hier einfach gerne mal in Ruhe meine Drinks runterbürsten. Na, vielen Dank auch für euer Verständnis!«

»Du hast wohl nicht alle Zähne am Kamm«, sagt das Haar. »Das ist ja noch immer ein Ort, an dem man sich unterhalten darf.«

»Und wenn dir das nicht paßt«, fügt die Schuppe hinzu, »kannst du ja woanders bürsten gehen.« Da holt die Bürste unversehens aus und fährt schnell über das Haar. »So, jetzt ist Ruhe im Fasson«, sagt die Bürste zufrieden und widmet sich ihrem Drink. Es dauert eine ganze Weile, bis das Haar seine alte Fasson wiedergefunden hat. »Gib sie zurück, los, gib sie zurück!«

»Ich denke ja gar nicht daran«, sagt die Bürste und kratzt sich genüßlich die Borsten. »Gib sie mir ZURÜCK«, schnappt das Haar komplett über, »oder ich hol' sie mir selbst!« Da stürzt sich das Haar, motiviert bis in die Spitzen, auch schon auf die Bürste und verwickelt sie in einen haarspalterischen Kampf, aus dem jedoch nur Spliß als unerwarteter Sieger hervorgeht.

Von Spliß haben nun Müllhalde, Wellpappe und Gute-miene, die in der Pause von Wagners ›Ring der Niegelungen‹ in der Kantine der Berliner Staatsoper sitzen, noch nie gehört. Wellpappe rümpft stattdessen etwas die Nase, weil Müllhalde heute wieder besonders stark müffelt. Sie rückt näher an Gute-miene heran. »Findest du nicht«, flüstert sie Gute-miene ins Ohr, »daß Müllhalde sich in der letzten Zeit etwas gehen läßt? Ich meine, intensive Rollenvorbereitung schön und gut, aber muß man gleich so in die Vollen gehen? Wir spielen doch hier nur Theater. Ich stell' mich ja auch nicht wochenlang Obdachlosen zur Verfügung, um zu sehen, ob mein Material was taugt«, sagt Wellpappe. »Man hat ja schließlich was gelernt in der Gesangsausbildung. Szenisches Spiel, sag' ich nur, szenisches Spiel. Figurenentwicklung. Das Ganze muß doch im Kopf stattfinden. Sag mal, was grinst du denn die ganze Zeit so dämlich«, stupst sie Gute-miene leicht erbost an, doch diese verzieht keine, nun ja, Miene. Da ertönt die Stimme der Inspizientin durch den Lautsprecher in der Kantine: »Die Damen und Herren des Opernchores und alle Solisten bitte fertig machen zum dritten Aufzug.« Während Gute-miene sich bereits lächelnd mit ihrem Tablett erhoben hat, betrachtet Wellpappe mißgünstig Müllhalde, wie sie mit fettigen Fingern seelenruhig ein Hühnerbein abnagt. »Diesen Aufzug muß man sich mal geben«, sagt Wellpappe und tippt Gute-miene an. Wellpappe schiebt Müllhalde nun ihr eigenes Tablett hin, auf dem Essensreste wild durcheinander gematscht sind. »Hier«, sagt sie, »falls du noch Platz dafür findest.«

Und tatsächlich stopft sich Müllhalde die Essensreste noch beim Aufstehen in ihren vollen Mund. »Igitt«, sagt Wellpappe, »igitt«, und wendet sich angeekelt von Müllhalde ab. Da nimmt sich Gutemiene lächelnd ein noch volles Wasserglas von dem Tablett, leert das Wasser über Wellpappe aus und schlendert mit der kauenden Müllhalde Richtung Bühneneingang. Kurz vor der Türe drehen sich die beiden noch einmal um, um zu sehen, wie sich die Flüssigkeit auf Wellpappe ausbreitet und ihr die geschmeidige Steifigkeit nimmt, auf die sie immer so stolz war. Und im Nu fällt sie durchnäßt in sich zusammen und kann den beiden gerade noch einen Fluch hinterherschicken, als diese bereits Händchen haltend in den Gassen stehen und verliebt den Klängen des Vorspiels zum dritten Aufzug lauschen.

»Und nachher einen Slivowitz«, kichert eine Erbse, die im Zuschauerraum in der zweiten Reihe sitzt. »Den kenn' ich schon«, trauert die Weide neben ihr und hört gerade noch, wie hinter ihr eine Gewürzgurke ihrem Partner ins Ohr flüstert:

»Orégano, Orégano
Du bist der Kräuter Zampano
Ersetzt du mir den Majoran
Dann lob' ich hell dich im Sopran
Verzichten kann ich nur auf Dill
Geschmacklich find' ich den zu schrill
Ich steh' vielmehr auf das Gebröckel
Aus grob zerstoßenem Liebstöckel«

Da beginnt es bereits zu donnern und zu wagnern, daß es eine rechte Freude ist.

Nach der Vorstellung gehen drei Philosophen dann in die Hegelstube und bestellen eine Habermas. Der Besitzer Klaus Thaler ist jedoch damit beschäftigt, mit einem Hautlappen den Tresen abzuwischen, an dem ein Pickel, ein eingewachsener Zehnnagel und ein Schamhaar sitzen. »Irgendwie eklig«, sagt das Schamhaar, »was in so einem Lappen alles hängen bleibt.«

»Auch hier gilt: Mens sana in corpore sano«, doziert der Pickel, der studiert hat. »Du kannst dich immer so gut ausdrücken«, meint der eingewachsene Zehnnagel daraufhin bewundernd zum Pickel, doch bevor dieser seine Ausdrückskunst weiter unter Beweis stellen kann, geht auch schon die Dings, also, die, äh, Tür auf und vier, nee, also, wie heißt das Wort, wenn es mehr als zwei sind, aber nicht ein paar mehr, sondern einer mehr als zwei, also vier weniger eins kommen in die, na, in die, na, dieser Ort, wo man Getränke bekommt, na, genau dieses Etablissement, und setzen sich an den, ne, den, die, das, nee, den hohen Tisch mit so, na, so hohen, äh, Stühlen, na, Hockern, also, ja, an den Tisch mit hohen Hockern, genau, den Tresen, setzen sich also drei Menschen mit, also ohne, also mit so etwas untenrum, so einem Teil mit eins, nee, zwei, mit zwei Dingern am Teil, na, wo man Pipi, also nicht Kaka, also Menschen mit so einem Teil unten, nicht Menschen mit Dingern oben, na, Mann, genau drei Mann, nee, drei Männer, kommen also drei

Männer in eine Bar und setzen sich an den Tresen. Es ist, äh, wenn der kleine Zeiger auf der Zahl zwischen 10 und 12 steht, und der lange Zeiger ganz noch oben zeigt, na, also kurz nach dieser Uhrzeit treten drei Männer in eine Bar und machen sie kaputt. Nee, drei Männer kommen in einer Bar, nee, drei Männer kommen in eine Bar und setzen sich an den Tresen. Diese Männer sind nicht sehr groß, also eher ein wenig klein, also eigentlich sehr klein, haben so kurze, na, wie heißt das, wo die Füße dran sind, Schenkel, nee, kurze Beine, die haben kurze Beine, also jeder hat zwei kurze Beine, wie nennt man diese kleinen Männer mit zu großem Kopf für ihren, na, Körper und so kurzen Armen, also diese drei kleinen Männer treten in eine Bar und setzen sich, nee, die ziehen sich hoch, die ziehen sich an den hohen Stühlen hoch, und das dauert eine Weile. So. So lange, daß der lange Zeiger auf der Uhr ein bißchen weiter nach rechts gerückt ist, bis sie alle auf ihrem, äh, also Hintern sitzen. Einer von diesen kleinen Männern hebt seine kleine Hand und sagt zu dem Mann, also dem Typ, der da hinter dem Tresen steht und so Dinger ab-, also so Dinger, aus denen man trinken kann, trocken macht, also so Dinger abtrocknet, sagt also der kleine Mann zu dem Mann mit dem Tuch in der Hand: »Drei Kurze!« Drei Kurze, sagt also einer der drei Männer zu dem Mann hinter dem Tresen, drei Kurze, ja, hahahaa. Drei Kurze. Also. Daraufhin sagt der Mann mit dem Tuch in der Hand, sagt der also zu den drei Männern, von denen gerade einer ›Drei Kurze!‹ gesagt hat, sagt der: »Das seh' ich. Aber was wollt ihr trinken?« Also, ja, was,

äh, wollt ihr trinken, sagt der zu den drei Männern, die gerade ›Drei Kurze‹ gesagt haben, ja, ha, also ...

Und während sich diese Geschichte noch entwickelt, wenden wir uns nun doch nicht jener Hafenkneipe zu, die den Helden der Binnenschifffahrt eine Heimstatt bietet. Denn dorthin wären doch nur drei Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitäne gegangen, um beim Donaudampfschiffahrtshauptquartierbarmann dreimal Donaudampfschiffahrtsgesellschaftshauptquartierhausbrand zu bestellen, was am Ende aber auf nichts hinausgelaufen wäre, also decken wir den Mantel der Geschichte darüber und machen uns nichts daraus.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft würden auch mal gerne zusammen ausgehen, können sich aber nicht auf eine gemeinsame Zeit einigen ...

Was aber wäre, wenn es gar keine Zeit gäbe? Wenn die Zukunft heute schon begonnen hätte, ohne daß wir es merkten? Was, wenn gestern heute eben nicht morgen gewesen wäre oder morgen heute nicht gestern gewesen sein wird, sondern es kein Morgen mehr gäbe? Was, wenn Heute nämlich bereits Morgen wäre und wir nichts mehr hätten, wovor wir Angst haben müßten oder worauf wir uns freuen könnten? Was wäre, wenn alles, alles, alles so bliebe wie es jetzt, in diesem Moment ist? Der Raum, in dem Sie sich befinden, seine Temperatur, Ihre Ungeduld, Ihr Hunger, Sie?

Was wäre, wenn Sie jetzt aus der Einsamkeit Ihrer Lektüre aufblickten und feststellten, daß Sie nichts hören, keine Musik, die sonst durch die zu dünnen Wände in Ihr Zimmer dringt, keine Stimmen, die Sie sonst aus dem Nebenzimmer hören, kein Hupen von der Straße, kein Hundegebell, keine Mülleimerdeckel, nichts, kein Laut, der sich zu Ihnen aufmacht. Was wäre, wenn Sie dann dieses Buch so zusammenklappten, daß Sie diese Seite nicht überschlagen, dann mit dem Buch ans Fenster träten, hinausschauen und sähen, daß niemand mehr da ist? Kein Mensch auf den Straßen, kein Mensch in den Bussen, den Autos oder auf Fahrrädern, kein Mensch in den gegenüberliegenden Wohnungen, noch nicht einmal die freundliche Alte, die Ihnen sonst immer, wenn Sie ans Fenster treten, zuwinkt? Was wäre, wenn Sie merkten, daß Sie, der Sie so an Ihrem Fenster stehen, mit einem über Ihrem Zeigefinger zusammengeklappten Buch in der Hand, der letzte Mensch sind? Was, wenn Sie von nun an Ihre Vergangenheit, Ihre Gegenwart und Ihre Zukunft wären?

Und was ist, wenn Ihnen genau in diesem Schreckmoment dieses Buch auf den Boden fällt, Sie es mit zitternden Fingern wieder aufheben, aufschlagen und nun auf dieser Seite das folgende lesen:

»Ein Buch kann gestern geschrieben worden sein, heute verlegt und morgen von dir, liebe Anna, gelesen werden. Wobei das Morgen des Buches dein Heute ist. Jetzt. In diesem Moment liest du dieses Buch, hältst in Händen,

was der Autor irgendwann im Gestern geschrieben hat. Sein Morgen ist dein Heute, dein Gestern war sein Heute, und auf diese Weise treffen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft also doch. Dieses Buch, liebenswerte Anna, kann noch in 30, 35 Jahren gelesen werden. Dann würde der Leser (der Autor schaut auf seinen Kalender über seinem Schreibtisch, um sich über den heutigen Tag zu vergewissern: es ist der 28. März 1984) dies im Jahre 2014 oder 2019 lesen. Wie alt wärest du dann, Anna?

Wenn es dich dann überhaupt noch gibt. Oder überhaupt noch Bücher. Wenn dann überhaupt noch Bäume gefällt werden können, um Papier zu erzeugen, welches bedruckt werden könnte. Vielleicht wäre dieses Buch im Jahre 2019 eines der letzten, das es noch zu lesen gäbe? Nicht, weil man Lesen verbieten würde (daran glaubt der Autor nicht), sondern, weil das Waldsterben oder die Gifte, die in die Umwelt gepustet werden oder die Abwässer, die in die Flüsse gespült werden, solche Schäden angerichtet hätten, daß man andere Sorgen haben würde als Bücher zu produzieren. Die Sorge des Überlebens würde dann das eigene Leben bestimmen und alle anderen Tätigkeiten wie Lesen gänzlich unwichtig erscheinen lassen.

Und was wäre, liebe Anna, wenn dieses Buch in der Zukunft geschrieben worden wäre? Aus der Zukunft käme?«

In diesem Moment erinnern Sie sich nun wieder an das ›Carpe Diem‹ Ihres Mathematiklehrers, das er in regelmäßigen Abständen Ihrer Klasse zugerufen hat:

»Es zeigt sich trotz des Menschen Lust,
daß vieles ist vergebens.
Das führt sehr häufig zu Verdruß,
drum nutzt jed's Hoch des Lebens!«

Oder wie sagt der Magnet zu dem Modeschöpfer, der neben ihm am Tresen sitzt?

Die beiden haben aber auch Glück, daß sie bereits drinnen im Trockenen sein dürfen. Denn draußen vor der Tür dieser exklusiven Bar stehen ein Frauenverstehrer, ein Türsteher und ein gesunder Menschenverstand im strömenden Regen. »Wollen wir nicht reingehen«, meint der gesunde Menschenverstand, »wir werden hier ja ganz naß.«

»Hier geht niemand rein«, sagt daraufhin der Türsteher und stellt sich breitbeinig in den Türrahmen. Der Frauenverstehrer versucht zu vermitteln. »Sieh mal«, sagt er zu dem Türsteher, »ich weiß ja, daß du hier nur deinen Job machst. Und den machst du auch wirklich ganz, ganz toll! Ich will dir auch nicht zu nahe treten«, und hier tritt der Frauenverstehrer tatsächlich einen Schritt zurück, »aber wäre es nicht doch irgendwie schöner für uns alle hier, wenn wir im Trockenen wären?« Doch der Türsteher verschränkt nur die Arme vor seiner Brust und

starrt mit festem Blick in die Ferne. »Aber das ergibt doch gar keinen Sinn«, ruft der gesunde Menschenverstand, »morgen werden wir alle einen Schnupfen haben!« Und kurzentschlossen sagt er: »Ich gehe jetzt einfach durch die Tür!« Er kommt aber am Türsteher, der fast den Türrahmen ausfüllt, nicht vorbei. »Wie schwachsinnig ist das denn«, stöhnt der gesunde Menschenverstand, und der Regen tropft ihm von der Nasenspitze, während seine Füße in einer großen Pfütze versinken. Doch der Türsteher, dem Wasser in die Augen spritzt, zuckt nicht einmal mit der Wimper. »Ich bin ganz bei dir«, sagt der Frauenverstehrer wieder sanft zum Türsteher, »manchmal hat man so seine Tage, an denen man ...«, der Türsteher grummelt aber nur, und der Frauenverstehrer läßt seinen Satz unvollendet stehen. Da kommt ein Mann im Businessanzug auf die drei zu, klappt seinen Regenschirm zusammen, der Türsteher sagt freundlich »Guten Abend« und tritt zur Seite. Als der Mann eingetreten und die Tür wieder geschlossen ist, tritt der Türsteher wieder an seine alte Position. »Vorstandsmitglied wohl«, meint der gesunde Menschenverstand zum Frauenverstehrer, »hab' ich am feinen Zwirn erkannt. Und warum darfst du jetzt und wir nicht?«

Wir fürchten allerdings, daß die Antwort auf diese bitter-süße Warum-Frage unbefriedigend ausfallen wird. Könnten wir das Wort ›warum‹ daher nicht einfach weglassen? Und würde es dem Leser überhaupt fehlen? Könnte er sich doch ohne das ›warum‹ einfach zurücklehnen und

seinem Lesegenuß frönen, ohne sich der Qual aussetzen zu müssen, Antworten zu finden, die dieses aus fünf Buchstaben zusammengesetzte Wort doch so dringlich zu verlangen scheint. Treffen wir also leichter Hand eine Vereinbarung: Verzichten wir im folgenden auf dieses Wort. Streichen wir es aus unserem Wortschatz. Strafen wir es mit Nichtachtung. Und sollten wir das in diesem Buch nicht durchziehen können, uns ein Fehler unterlaufen, können Sie sich, geneigter Leser, geneigte Leserin, direkt beim Eigenmann-Verlag unter der Nummer 030 695 99 33 0 beschweren. Für jedes ›warum‹, das Sie uns mit einer Seitenzahl belegen können, erhalten Sie, Hand aufs verlegerische Herz, ein Buch aus unserer Verlagsliste, kostenfrei, versteht sich.

Jenen Lesern unter Ihnen aber, die das obszöne Interrogativadverb ›warum‹ als das überhaupt Wichtigste der Weltliteratur betrachten, in ihm den Urgrund allen Schaffens, Denkens, Schreibens sehen, bieten wir an, sich ein anderes Wort auszusuchen, an dem Sie Ihre Sinnsuche festmachen. Wir haben uns zu diesem Behufe vor Drucklegung mit der Mannheimer Dudenredaktion in Verbindung gesetzt und uns bestätigen lassen, daß die deutsche Sprache über zweiundzwanzigmillionendriehunderttausendunddrei Wörter verfügt, inklusive der schweizerischen und österreichischen Sprachvarietäten (Fußnote: exklusive allerdings jener der deutschen Minderheit in Dänemark, die jedoch nur fünf Idiomatismen kennt, die für unser Vorhaben nicht der Rede wert sind). Da wird

ja wohl ein Wort für Sie dabei sein; auch wenn sich der Autor dieses Buches dafür entschieden hat, nicht auf alle der zweiundzwanzigmillionendriehunderttausendunddrei Wörter der deutschen Sprache zurückzugreifen – das Buch wäre sonst nie fertig geworden – gehen wir einfach einmal davon aus, daß sich schon eines finden wird, das Ihrer Sinnsuche auf die Sprünge hilft.

Nehmen wir zum Beispiel das schöne Wort ›Schüttelfrost‹, das in diesem Buch Verwendung findet. S C H Ü T T E L F R O S T. Mit drei T, und keines dürfte man entfernen, ohne den Sinn des Wortes zu verunstalten. Denn auch hier gilt:

Wenn man das T aus dem Text entfernt, dann ist dieser nur noch ein ex-Text.

Es handelt sich bei ›Schüttelfrost‹ um ein sogenanntes Kompositum, wie es die deutsche Wortbildungsregel zu tausenden, hunderttausenden zuläßt. Man kann im Deutschen ohne Probleme zwei oder mehrere Substantive, Verbstammformen oder Hauptwörter und so fort auf unterschiedlichste Weise miteinander verbinden. Sie erinnern sich sicherlich an die kleine Unverschämtheit mit den Donaudampfschiffahrts...

Betrachten wir uns also einmal das Wort ›Schüttelfrost‹ genauer und nehmen uns dafür das folgende kleine Gedicht vor, in welchem es vorkommt:

Woran Philosophen die Grippe erkennen

Sloterdijk hat Schüttelfrost
Karl Jaspers schnappt nach Luft
Cixous hat einen Schnupfen
Mit Feyerabends Wohl ist Schluß

Lassen wir in diesem Zusammenhang die Frage beiseite, ob aus diesen Zeilen ein ästhetischer Mehrwert erwächst, so deutet das Wort ›Schüttelfrost‹ doch auf ein sehr bildhaftes Körpergefühl hin. Es ist bei Schüttelfrost einem nämlich so kalt, daß es einen schüttelt. Das Zittern, das Bibbern eines Körpers ist offensichtlich, man hört förmlich das Klappern der Zähne, eben: Zähneklappern. Jedoch liegt die Schönheit dieser Wortverbindung nun ja gerade darin, daß sie, im Gegensatz zum Kompositum ›Zähneklappern‹ nicht auf einem Genitiv fußt. Während ›Zähneklappern‹ das Klappern der Zähne meint, ist ›Schüttelfrost‹ mitnichten der Frost des Schüttelns. So wie ›Glasnudeln‹ auch keine Nudeln aus Glas oder ein Glas Nudeln wären. Man muß hier wie dort den Sinn des Wortes erst mit seinem Körper suchen, um ihn zu verstehen. Wer nie Schüttelfrost gehabt hat, kann die Treffsicherheit, mit welcher dieses Wort jenen Zustand beschreibt, nie ganz verstehen. Der Trost dabei: Dieser geht irgendwann vorbei. Der Zwang, Antworten auf das ›warum‹ zu finden, nicht.

Ganz ohne Schüttelfrost, dafür mit je einem Cocktail sitzen Miss Dresden, Miss Erfurt und Miss Rathen nun am Tresen der Wonderbra. Während Miss Dresden und Miss Erfurt guter Dinge sind, läßt Miss Rathen ein wenig ihre Schärpe hängen. »Was'n los«, fragt Miss Dresden, »wieso ziehste denn so ein Gesicht?«
»Immer, wenn ich mit euch auftrete, kriegt ihr den ganzen Applaus. Und bei mir lachen nur immer alle.«
»Echt«, sagt Miss Erfurt, »das ist mir noch gar nicht aufgefallen.«
»Aber genau so isses«, meint Miss Rathen. »Bei euch immer nur Ah und Oh, bei mir dagegen nur hihi und haha. Schon bevor ich rauskomme. Der Ansager meint: ›Liebe Genossinnen und Genossen, und hier sind sie, die wunderbare Miss Dresden, die großartige Miss Erfurt und die vollkommene Miss Rathen. Und schon geht das Gelächter wieder los.«

»Tja, woran kann das denn liegen«, meint Miss Erfurt mit aufrichtigem Mitleid. »Ich meine, du bist doch toll gebaut und alles. Deine Haare sind schön, sie glänzen und duften, und dein Gang ist aufreizend. Das kann doch nur ein Mißverständnis sein.«
»Ich bin echt am Verzweifeln«, sagt Miss Rathen und stochert mit dem Strohalm in ihrem Cocktail herum.

So schlecht wie den drei Hypochondern, die in Kassel an der Bar sitzen, geht es ihr aber noch lange nicht. Sagt einer der Hypochonder: »Mir geht's ja so schlecht

heute. Ich glaube, ich muß sterben.« Sagt der andere: »Ich wollte, mir ginge es so gut wie dir. Ich bin klinisch gesehen nämlich schon tot.« Darauf der dritte: »Tot? Ich wollt', ich wäre tot. Dann müßt' ich mir nämlich nicht euer Gequatsche anhören und könnte in Ruhe mein Bierchen genießen.« Die anderen beiden schauen ihn erstaunt an. »Aber was ist denn mit dir los? Fühlst du dich denn gar nicht krank?«, fragt der eine. »Ich?«, fragt der dritte zurück und nimmt einen großen Schluck. »Nö, mir geht's blendend.«

»Was, wieso das denn?«, fragt der erste Hypochonder enttäuscht. »Ich habe festgestellt, daß ich mir alles immer nur eingebildet habe«, erwidert dieser. »Wie, eingebildet«, meint der zweite Hypochonder irritiert. »Ich hatte nie wirklich Schwindelgefühle, ich habe nie unter Rückenschmerzen gelitten, und einen Hirntumor hatte ich auch nie. Das war eben alles nur Einbildung«, sagt der dritte und widmet sich seinem Bier.

»Glaubst du etwa«, meint der erste Hypochonder wieder, »wir machen das alles nur zum Spaß?!«

»Daß wir uns das alles einfallen lassen, weil wir sonst nichts Besseres zu tun haben?«, schließt sich der zweite an. »Das ist ein ernstzunehmendes Metier, dem wir uns verschrieben haben! Was wir hier betreiben, mein Lieber, dient der Sozialhygiene aller. Wir machen nämlich das, was sich die anderen Leute nicht trauen. Wir sprechen aus, worüber all die anderen sich nicht zu sprechen trauen. Wir fühlen, was andere sich nicht trauen zu fühlen. Ohne

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

63

Warum ist es nachts kälter als draußen?

uns sähe die Welt viel schlechter aus. Wenn uns die Leute zuhören, wenn sie uns sehen, wenn sie uns erleben, dann denken sie doch: ›Zum Glück geht's mir nicht so schlecht wie denen. Was bin ich froh, daß ich nicht so leiden muß. Eigentlich hab' ich doch Glück gehabt‹. So denken die.«

»Und«, sagt der dritte nun seelenruhig, »daß ihr die Menschheit anschwandelt, das stört euch nicht? Daß ihr allen anderen falsche Tatsachen vorgaukelt?«

»Was?«, echauffiert sich der zweite Hypochonder, »was nimmst du dir heraus? Ich FÜHLE das alles, das sind ECHTE Gefühle, durch die ich gehe. Ich bin doch kein Schmierkomödiant! Also ehrlich. Das sind alles ehrliche Schmerzen und Ängste, die ich verkörpere«, und hier verzieht der Hypochonder das Gesicht, weil er plötzlich wieder die Kopfschmerzen an seine Schläfen hämmern spürt. »Bravo«, klatscht der dritte hämisch Beifall, »großartige schauspielerische Leistung, man sollte dir einen Oscar dafür geben.«

»Ok«, holt der andere Hypochonder tief Luft, »dann laß mich dir mal erklären, was Hypochondrie wirklich ist.« Und wie er anhebt, die Anfänge des amerikanischen Method Actings in der russischen Tradition der Hypochondrie zu erklären und am Beispiel von Robert De Niros Vermögen, die Gefühle eines Wiener Schnitzels verkörpern und sogar dessen verschiedene Garzeiten in seinem Körper fühlen zu können, den para-psychologischen Zusammenhang erklärt zwischen Hollywood als eines Waldes, der seine Ursprünge im Heiligen Hain findet,

und der Kunst der Stechpalme, die im Englischen den Namen ›Holly‹ trägt und jenem Zweig der Wunschfabrik die botanische Wurzel einpropft, da betritt eine alte Frau die Bar, von den dreien unbemerkt, und schleppt sich sehr langsam zur Theke. Sie scheint so schwach zu sein, daß es eine Weile dauert, bis sie sich an dem Hocker hochziehen kann und zum Sitzen kommt. Mit tieftraurigen Augen starrt sie den Barkeeper an. »Was kann ich Ihnen anbieten?«, meint dieser leise und einfühlsam. »Nichts«, sagt sie mit brüchiger Stimme. »Ich will mich hier nur kurz ausruhen.« Der Barkeeper füllt ein Glas mit Wasser und stellt es gastfreundlich vor sie hin. Sie betrachtet sich das Glas und murmelt dann: »Schmeckt nach fast nichts, es ist durchsichtig, und fast übersieht man es.« Da dreht sich der erste Hypochonder um und erschrickt: »Mutter? MUTTER??!«

Die Frau blickt ihren Sohn durch das Glas an, wodurch sich ihre Augen unheilvoll vergrößern, und sagt: »Ich bin zurückgekommen, um dich zu holen.«

»Aber Mutter ...«, sagt der Hypochonder. »Ich hab' dir das Leben gegeben«, unterbricht sie ihn, »ein Leben, das du für nichtige, kleinmütige, der Lebensfreude widersprechende Gedanken vergeudet hast, und so werde ich dir das Leben wieder nehmen.«

»Aber wenn ich Sie bitten dürfte, gnädige Frau, doch bitte nicht hier in meiner Bar«, mischt sich der Barkeeper ein, der jetzt aufmerksam zwischen Mutter und Sohn hin- und herblickt. »Komm mit, Sohn«, sagt sie, und streckt ihre dürre Hand nach ihm aus. »Ist das jetzt wohl

auch nur Einbildung?«, ruft der Hypochonder dem dritten hysterisch zu. »Spielt sich das jetzt auch nur in meinem Kopf ab?«

»Tu doch was!«, ruft der andere Hypochonder. Doch stattdessen stellt sich der dritte Hypochonder, wirft sich in Pose und rezitiert:

»Hölderlin saß nah am Abgrund
Bevor das Leben ihm entwich
Sein letzter Satz vor seinem Hirnschwund:
›Wurstsalat mit Eierstich‹«

Sagt's, zahlt seine Zeche und verschwindet. Er sieht nicht mehr, wie die Mutter ihrem Sohn eine Whiskeyflasche über den Schädel haut, was dieser mit einem lauten: »Aua, das hat weh getan« quittiert, worauf sie entgegnet: »Jetzt weißt du endlich, was Schmerzen bedeuten«, worauf er wiederum sagt: »Aber du bist doch meine Mutter, du solltest mir keine Schmerzen zufügen«, was sie dann mit »Wo steht das denn geschrieben?« kontert, worauf er antwortet: »In der Bibel?«, worauf sie wiederum erwidert: »Die hast du ja überhaupt gar nicht gelesen«, worauf er dann meint: »Selbst wenn, geschrieben steht es da dennoch«, worauf sich der andere Hypochonder einmischt: »Ich bin mir nicht sicher, ob das in der Bibel steht«, worauf die Mutter meint: »Wer spricht denn mit dir?«, worauf der Sohn sagt: »Aber entschuldige mal, das ist mein Freund«, worauf die Mutter entgegnet: »Schöne

Freunde hast du«, worauf der befreundete Hypochonder fragt: »Es gibt doch neun Gebete, oder?«, worauf die Mutter seufzt: »Elf, es sind elf, und es heißt auch nicht Gebete, sondern Gebote«, worauf sich der Barkeeper zu Wort meldet: »Gestatten, gnädige Frau, als ich das letzte Mal in die Bibel geschaut habe, habe ich darin nur zehn Gebote entdeckt«, worauf die Mutter meint: »Ah ja?«, worauf der Sohn sagt: »Siehste, weißt auch nicht immer alles«, worauf die Mutter sagt: »Du sollst deine Mutter ehren«, worauf der Sohn sagt: »Da pfeif' ich jetzt aber mal drauf«, worauf der Hypochonder sagt: »Das hab' ich irgendwo schon mal gehört«, worauf der Leser die Augen verdreht und das Buch an dieser Stelle zuklappt.

Vegetarier

Ein Braunbär und 'ne Braunbärin
Die sehen keinen Sinn darin
Des Waldes Tiere einzukreisen
Um sie dann gierig zu verspeisen

Sie woll'n kein Leben mehr vernichten
Und schwör'n, auf Fleisch ganz zu verzichten
So ziehen sie es in Erwägung
Für die höchsteigene Verpflegung

Sich nur von Früchten zu ernähren
Von Stachel- und von Heidelbeeren
So brummt der Braunbär zu der Gattin:
»Im Unterholze, dort im Schatten

Befinden sich die schönsten Sorten
Wir wollen sie ganz schnell nun horten
Dann haben wir in unsren Taschen
Genug, um jederzeit davon zu naschen«

Kaum hat der Bär das ausgesprochen
Ist Bärin auch schon aufgebrochen
Um nach den Beerchen flugs zu suchen
Da hört er sie im Dunkeln fluchen

»Die Beeren setzen sich zur Wehr
Sie stacheln und sie heideln sehr«
Schnell eilt er durch des Waldes Zwielicht
Er findet sie nicht gleich im Dickicht

Da trifft ihn etwas an der Plauze
Er legt sich übel auf die Schnauze
Ein Baum hat ihm ein Bein gestellt
– Ein Novum in der Bärenwelt

Er stolpert nun den Hang hinunter
Daß er nichts bricht ist schon ein Wunder
Kommt bei der Gattin dann zum Stillstand
Doch hätt' er sie fast nicht erkannt

Ihr lieb' Gesicht entstellt durch Dornen
Ihr Näschen hat nun tausend Formen
Es juckt ihr Fell, wie an den Pfoten
So stachelt's auch am Hosenboden

Ganz zärtlich hilft der Bär ihr auf
Betrachtet sich den Schürfverlauf
Und bedenkt dann jeden Kratzer
Mit einem sanften Bärenschmatzer

»Nach Tieren jagen fällt uns leichter«
Sagt er drauf und damit reicht er
Ihr die Tatze, sie zu halten
Ratlos krabbeln die Gestalten

Den Hang hinauf, um zu verschmaufen
»Sollten wir das Essen kaufen?«
Doch gibt sie ihm drauf zu bedenken
Daß Supermärkte nichts verschenken

»Zum Kaufen brauchen Bären Geld
Doch gibt's das nicht in unsrer Welt«
»Hätt' ich gewußt, daß es so schwer«
Seufzt abgewandt darauf der Bär

»Als Vegetarier zu leben
Dann hätt' ich's Fleisch nicht aufgegeben«
Er faßt sich an den leeren Bauch
»Essen ist's, was ich bald brauch'«

»Nun laß den Mut nicht sogleich sinken«
Sie schaut auf seinen Hinterschinken
»Da gibt es noch genug Reserven
Da darf die Not sich noch verschärfen«

So liegen Bär und Bärin flach
Und hängen den Gedanken nach
«Ein frischer Bock ein knusprig-junger
Würd' lindern meinen Bärenhunger»

Geht es dem Bär durch seinen Kopf
«Doch kommt nichts mehr in uns'ren Topf
Was sich nicht selbst aus freien Stücken
Auf uns'ren Tellerchen läßt blicken»

Doch sie, pfeilschnell im Schneidersitz
Durchfährt ein hehrer Geistesblitz:
»Wir wollen Tiere nie mehr jagen
Und auch den Beeren ganz entsagen

Mit dieser Tugend des Verzichts
Essen wir nun lange nichts
Und statt der Früchte uns'rer Hiebe
Leben wir von Luft und Liebe!«

Jedoch nimmt sich das Bärenethos als Kleinigkeit im Vergleich zu den existentiellen Herausforderungen aus, denen sich das Borstenvieh im Süden Deutschlands stellen muß:

Im Winter gab's im Frankenland
Bei Schweinen großen Krankenstand

Im Herbst zuvor im Odenwald
War's Ferkeln schon am Boden kalt

Und auch im Sommer in der Pfalz
Hatt' Eber es recht kühl am Hals

Drum hofft das Schwein in Bayrisch-Röhn
Auf einen warmen Frühjahrsfön

Aber zurück zu dir, lieber Leser. Hast du also vor fünf Seiten die Augen verdreht und das Buch zugeklappt? Das war dir wohl irgendwie unangenehm, etwas über Krankheit und Tod zu lesen? Hast du das Buch dann nun aber doch wieder vorsichtig geöffnet, was? Kannst du ja sowieso nicht weglaufen. Denn eines Tages, lieber Leser, klopft der Tod auch an deine Tür.

Und du öffnest.

Und es ist tatsächlich der Sensenmann, der da vor dir steht. Und er sagt: es ist an der Zeit. Was, schon, erwidert du erschrocken. So lange bin ich doch noch gar nicht auf der Welt. Lange genug, sagt der Sensenmann mit ruhiger Stimme. Ich dachte, ich hätte noch ein wenig Zeit, sagst du, um Haltung bemüht. Ist nun abgelaufen, sagt er, und streckt seine knöchigen Finger nach dir aus. Halt, nicht so schnell, rufst du. Ich gebe dir Geld, viel Geld, hier, und du hast schon die Lade von dem Schrank geöffnet, der bei dir im Flur steht, wo du dein Geld vor den Steuereintreibern versteckt hast, nimm, du kannst alles haben, nimm alles. Doch der Knochenmann läßt sich von dem Bündel nicht beeindrucken und kommt näher. Du kannst auch mein Haus haben, ich geb' dir mein Haus dazu. Und mein Ferienhaus in Spanien auch. Da ist es immer warm, da mußt du nicht frieren, hast ja nichts auf den Knochen, und du riechst schon den kalten Atem des Sensenmannes, den Hauch des Todes, der dein Blut zum Gefrieren bringt, und als du schon

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

89

Wird aus zwei Einzelgängern ein Doppelgänger?

den eisig-eisernen Griff spürst, kreischst du: Nimm nicht mich, Sensenmann, nimm meine Frau statt meiner! Nimm sie, nicht mich!

Da hält der Sensenmann inne. Du hörst ein Seufzen, als er seine Kapuze zurückstreift. Echt jetzt, sagt er mit lippenlosem Mund und klappernden Zähnen. Ich soll deine Frau mitnehmen und nicht dich. Äh, ja, sagst du, halb fasziniert vom Anblick des Todes und halb ange-tan davon, daß du mit dem Tod anscheinend verhandeln kannst. Nimm sie, sagst du und lachst nervös auf. Wortlos stellt der Sensenmann seine Sense in die Ecke und schaut dich aus seinen Augenhöhlen an, so intensiv, wie es einem sensenlosen Mann ohne Augen möglich ist. Was ist nur los mit euch, fragt er. Ist denn keiner von euch in der Lage, auch nur annähernd mit Anstand aus dem Leben zu treten? Du zuckst mit den Schultern. Keiner geht doch gerne, sagst du und du denkst sofort, daß du unbedingt deiner Frau erzählen mußt, daß du den Tod persönlich getroffen hast, sogar mit ihm gesprochen, hältst aber inne, weil ...

Du schämst dich jetzt ein wenig. Na ja, wenigstens ist es dir peinlich, meint der Sensenmann. Hm. Weißt du was, heute will ich mal Gnade vor Recht ergehen lassen, hörst du ihn sagen und traust deinen Ohren kaum. Ich gehe mal davon aus, daß deine Frau nicht zuhause ist? Du schüttelst den Kopf. Hab' ich mir gedacht. Gut, das gibt uns ein wenig Zeit. Wann kommt sie normalerweise?

Du schaust aus Verlegenheit auf deine Uhr am Handgelenk. Dienstags kommt sie immer um 16 Uhr. Und jetzt ist es ... 15 Uhr, vollendet der Sensenmann. 15 Uhr und zwei Minuten, um genau zu sein. Schon zwei Minuten über deiner Zeit, fügt er hinzu, was dich kurz zum Erschauern bringt. Nach einer halben Minute, in der du keinen Ton herausbringst und unschlüssig auf den Dielenboden deines Flurs starrst, den du vor sechs Wochen abgeschliffen und neu lackiert hast, sagt der Sensenmann: Willst du mir nichts anbieten? Du bist kurz irritiert. Äh, ja, klar. Kaffee? Ich hab', äh, leider keine Milch im Haus, stammelst du. Macht nichts, sagt der Tod, der noch immer ganz ruhig ist, ich trinke meinen Kaffee gerne schwarz und stark. Je bitterer, desto besser. Verstehe, sagst du und gehst in die Küche, wohin der Tod dir geräuschlos folgt. Er läßt sich auf einem der Küchenstühle nieder, die du kurz nach dem Einzug gegen den Willen deiner Frau ausgesucht hast. Sie wollte eine dunkle Sitzfläche, du hast aber auf das helle Holz bestanden, das war euer erster richtiger Streit. Was für ein Quatsch eigentlich, murmelst du halblaut vor dich hin.

Alle leugnen das Unausweichliche, sagt der Tod. Alle weisen es zurück, nennen es Quatsch, rufen ›unmöglich‹, wollen sich nicht damit beschäftigen. Wie du jetzt. Das meinte ich doch gar nicht, sagst du nun laut und stopfst ungehalten extra viel Kaffeepulver in die Espressokanne. Phase zwei, erwidert der Tod ungerührt, die Phase des Zorns. Man ist zornig, daß es einen doch tatsächlich trifft.

Warum ausgerechnet ich, fragt man sich, warum ich denn nur und nicht wer anders. Und dann kommt Phase drei. Du zündest die Flamme vom Gasherd an und stellst die Kanne auf das offene Feuer. Man beginnt zu verhandeln. ›Wenn ich die nächsten drei Monate schaffe, dann bin ich über den Berg. Wenn es mir in den nächsten drei Wochen besser geht, wird alles gut. Wenn ich bloß die kommenden drei Tage über die Runden komme. Noch drei Stunden, bitte, bitte.‹ Das Wasser in der Kanne beginnt zu kochen und aufzusteigen. Es ist immer dasselbe, glaube mir, sagt der Tod mit ruhiger Stimme. Allen geht es so. Auf der ganzen Welt. Selbst die, die ihr Leben lang gequält wurden, die Gefangenen, die Gefolterten. Sie alle betteln um mehr Zeit. In der Kanne brodelt nun der heiße Kaffee. Vergiß es, es hat keinen Zweck, sagt der Tod und blickt dich an. Laß es sein, und du läßt deine Hand, die bereits nach der Kaffeekanne greifen will, um dem Tod die kochende Kaffeebrühe überzuschütten, kraftlos sinken. Du nimmst eine Tasse vom Regal, füllst sie und stellst sie vor den Tod auf den Tisch. Du schaust auf die Küchenuhr. In einer dreiviertel Stunde kommt deine Frau nach Hause ...

So endet also diese Geschichte mit drei anspielungsreichen Auslassungspunkten im Nirgendwo eines tragischen Nachmittags. Nicht so das folgende Gedicht, mit dem wir gleich anschließen wollen. Hier machen wir einen *finalen* Punkt, der offene Hosensaum und ich:

Pech

Ein Mann betritt nun eine Bar
Er ist bereits recht angetrunken

Die Freunde sind bereits schon da
Es hat ihm einer zugewunken

Zu ihnen 'rüber gleich zu stoßen
Doch bleibt er hängen, der Idiot

Am off'nen Saum von seinen Hosen
Er stolpert doof – und ist gleich tot.

Genug vom Tod – fürs erste

Beginnen wir doch die folgende Geschichte einfach mal mit den Anfängern des Lebens. Und die haben's bekanntlich schwer. Wie jene drei Spermien, die sich heimlich in eine Bar schleichen wollen. Doch keine Chance, der Barmann ruft ihnen zu: »Ihr braucht euch gar nicht zu verstecken, ich hab' euch kommen sehen.« Da stolzieren hinter ihnen drei Dreisätze durch die Tür und gehen an die Bar. Der erste wirft einen Blick in die Getränkekarte und wendet sich an den Barkeeper: »Wenn zwei Biere 3 Mark kosten, was kosten dann drei Biere?« Der Barkeeper will schon seinen Taschenrechner rausholen, da greift der zweite Dreisatz nach dem Rechner, entfernt die Batterien und verstaut sie in seiner Jackentasche: »Nun mal langsam mit die Pferde, das schaffen wir doch auch so. Also. Wenn zwei Biere drei Mark kosten, was kostet dann ein Bier?« Der Barkeeper lugt auf die Karte. »Jetzt laß mal«, sagt der dritte Dreisatz, »denk doch mal selber. Also, zwei Biere drei Mark, dann kostet ein Bier, na, na?«

»Äh, einfüffzig?«, sagt der Barkeeper etwas unsicher. »Eine Mark fünfzig, genau«, sagt der erste Dreisatz. »Und was kosten dann drei Biere?« Der Barkeeper schaut nach oben und bewegt die Lippen, während er vor sich hin rechnet. »Drei mal eins macht drei, drei mal fünfzig

Pfennig macht einhundertfünfzig Pfennig ist gleich eine Mark fünfzig ...«

»Na, also?«, ermuntert der dritte Dreisatz. »Also«, sagt der Bartender leise, »3 Mark plus 1,50 Mark macht, macht Viermarkundfünfzigpfennig«, sagt er erleichtert. »Bravo«, sagt der zweite Dreisatz, »das war sehr gut, geht doch.«

»So«, sagt der erste Dreisatz, »und damit das in Zukunft noch schneller geht, machen wir dir einen Vorschlag, wie du aus drei gegebenen Werten eines Verhältnisses den unbekanntem vierten Wert berechnen kannst. Und dazu brauchst du nämlich uns hier. Wir bleiben also heute bei dir und übernehmen für dich die Rechnerei.«

Da geht auch schon die Tür auf und ein Hase kommt in die Bar. »Haddu Möhren?«, fragt er den Barkeeper. Der schaut fragend zwischen dem Hasen und den Dreisätzen hin und her. »Na«, sagt der erste Dreisatz, »hast du Möhren?«

»Ich, ich glaube nicht«, stottert der Barmann. »Dann muddu welche kaufen«, sagt der Hase. »Was sollen sie denn kosten«, fragt der zweite Dreisatz. »Eine Möhre kodded eine Mark, dwandig Möhren kodden ...«

»Stopp, stopp«, ruft Dreisatz Nummer eins. »Fragen wir den Barmann!«

»Äh«, sagt der, »zzwanzich Mark?!«

»Falsch«, ruft Dreisatz Nummer drei, »ganz falsch.«

»Das versteh' ich jetzt nicht«, sagt der Barmann.

»Schau«, sagt Dreisatz Nummer eins. »Wenn der Hase

zwanzig Mark aufruft, dann will er sechzehn Mark haben, dann haben die Möhren zwölf Mark im Einkauf gekostet, dann willst du acht Mark zahlen und daher sagst du: ›Vier Mark‹.«

»Vier Mark«, ruft der Hase entsetzt. »Du Haldabschneider, du Halunke, du ...«

»Sechs Mark«, sagt der dritte Dreisatz kühl.

»Sechzehn Mark«, meint daraufhin der Hase geschäftsmäßig. »Acht«, sagt der zweite Dreisatz. »Vierdehn Mark«, meint der Hase. »Elf«, sagt der erste Dreisatz. »Dreidehn«, sagt der Hase. »Zwölf!«, rufen die Dreisätze und der Hase gemeinsam aus, schlagen ein und umarmen sich.

Der verwirrte Barmann greift in die Kasse, holt zwölf Mark heraus und gibt dem Hasen das Geld, der ihm dafür zwanzig Möhren in einer Tüte auf den Tresen legt. »Aber«, sagt der Barmann, »ich brauche doch überhaupt keine Möhren.«

»Aber warum denn nidd?«, fragt der Hase.

»WEIL DAS HIER EINE BAR IST, DIE ALKOHOL VERKAUFT UND KEIN GEMÜSE«, echauffiert sich der Barkeeper. Der Hase legt die Ohren an. »Aber das ist doch kein Problem, dann verkaufen wir die Möhren einfach wieder dem Hasen zurück«, sagt der erste Dreisatz. »Aber wir sind clever. Wir rufen den gleichen Preis wie der Hase auf und sagen: ›Zwanzig Mark‹.«

Der Hase rechnet nach: ›Saggd er dwandig, will er haben sechdehn Mark, dann haben sie dwölf Mark im Einkauf

gekostet, dann will ich acht Mark dahlen, und daher sage ich‹: »Vier Mark.«

»Deal«, sagt der erste Dreisatz. »Deal?«, meint der Barkeeper, »ich hab' vorhin zwölf Mark dafür bezahlt. »Psst, leise«, meint der zweite Dreisatz, »wir haben vorhin doch acht Mark gespart, weil wir ja nur zwölf statt zwanzig Mark gezahlt haben und bekommen jetzt vier Mark, macht zusammen zwölf Mark. Ihr seid also quitt!« Der Barmann denkt kurz nach und nimmt die vier Mark entgegen, legt sie in die Kasse und gibt dem Hasen die Möhren zurück. »Wunderbar«, sagt der Hase, steckt die Möhren ein und haut dann acht Mark auf den Tresen und sagt: »Dann mach mal vier Bier klar für mich und meine Freunde hier. Die zwei Mark sind Trinkgeld.«

Der Barmann fängt an zu zapfen, als ein kleines Quadrat, eine schmale Ellipse und ein dünnes Dreieck in die Bar eiern. Der Barkeeper schaut von seinem Zapfhahn hoch, als sie sich vor ihn hinsetzen. »Müßt ihr drei nicht in der Schule sein?«, grummelt er. »Nee«, sagt die Ellipse, »Geometrie fällt heute aus.« Da kommen auch schon drei Witzeerzähler in die Bar. Sie setzen sich an den Tresen, bestellen drei Bier. Sie prostern sich zu, und der erste sagt: »Nun also, liebe Kollegen, wer kennt einen Witz?« »Ein Witz fällt mir grade nicht ein, tut mir leid«, sagt der zweite Witzeerzähler. »Aber ich könnte ein Gedicht zum besten geben?«

»Wenn es lustig ist, schieß los«, sagt der dritte, und der zweite Witzeerzähler, dessen Namen ich jetzt vergessen

habe, setzt sich kerzengerade auf den Hocker, sagt feierlich: »Das Gedicht heißt: ›Es trank ein Wirt‹.« Dann räuspert er sich und trägt vor:

»Es trank ein Wirt in Oberstaufern
Gern seine Gäste üben Haufen
Doch gab es einen
Wie sonst keinen
Der konnte bis zum Morgen saufen

Dies war ein Koch aus Grafenbrück
Der konnte trinken, was 'n Glück
Fünf Liter Beck's
Manchmal auch sechs
Schluck für Schluck, an einem Stück

Da kam sein Weib aus München-Nord
Mit gradem Gang an diesen Ort
Sie fand ihr'n Mann
Und zog ihn dann
Vom Tresen weg in ihren Ford

Da sucht' der Wirt aus Oberstaufern
Den beiden hinterherzulaufen
Mit Wirtsverstand
Er drauf bestand
Sein Bier auch zu verkaufen

Doch ein Gast aus Fränkisch-Weiden
Konnt' den Wirt noch nie recht leiden
Er stellt' sich drauf
Ihm in den Lauf
Und stieß das Knie ihm in die Seiten

Dies sah sein Freund aus Illertissen
Und ließ an Einsatz nichts vermissen
Ruhig ohne Hast
Hielt er den Gast
Und nahm vom Ohr sich einen Bissen

Und so gab es in Oberstaufern
Endlich wieder Grund zu raufen
Nicht wie sonst gängig
Verlaufsabhängig
Bei Hochzeiten und Taufen.«

»Ich hatte schon Angst, daß du den Witz von den Witzeerzählern erzählen wolltest«, sagt der erste Witzeerzähler, »über drei Witzeerzähler, die in eine Bar kommen und der erste Witzeerzähler seine Kollegen fragt, ob sie einen Witz kennen würden, worauf der zweite Witzeerzähler anfängt, den Witz von den drei Witzeerzählern zu erzählen, die in eine Bar gehen und sich einen Witz über drei Witzeerzähler erzählen, die in eine Bar gehen und sich einen Witz erzählen, der von drei Witzeerzählern handelt, die in eine Bar in Bangkok gehen, in welcher bereits Gott, sein Sohn und der Heilige Geist inkognito am Tresen sitzen.«

»Du meinst den«, sagt der dritte Witzeerzähler, »wo Gott seinen Rauschbart abrasiert hat, Jesus ein langärmeliges Hemd trägt, um seine Stigmata zu überdecken, und der Heilige Geist lieber gleich ganz unsichtbar bleibt?«

»Und der Barkeeper«, schaltet sich der zweite Witzeerzähler nun wieder ein, »schaut die beiden an und sagt: »Was kann ich für euch tun?« Und Gott sagt: »Mach mir eins für mich und meinen Sohn. Aber nicht von dem für Touristen, was du sonst immer ausschenkst, sondern vom guten Zeug, das versteckt links hinter den Gläsern steht.« Dem Barkeeper steht der Mund offen. Er tut, wie ihm geheißen und schenkt zwei Gläser ein. Jesus und Gott prostern sich und dem unsichtbaren Heiligen Geist zu. Bevor der Barkeeper den Mund öffnen kann, sagt Gott: »Von weit weg.« Der Barkeeper wundert sich noch mehr. »Das war genau die Frage, die ich stellen wollte«, sagt er verblüfft, und Gott sagt: »Zu Fuß.« Und wieder ist der Barkeeper erstaunt. »Über's Meer«, fügt Jesus hinzu, aber schon, »Aua«, langt ihm Gott eine, schaut ihn strafend an und sagt: »Sei nicht so gesprächig.« Und wieder öffnet der Barkeeper den Mund und Gott sagt: »Ja.« Also füllt der Barkeeper die Gläser wieder auf. Der Barkeeper will Gott nun testen. Er hält sich das Ziffernblatt seiner Armbanduhr zu und fragt: »Wieviel Uhr ist es gerade?« Da blickt Gott mißmutig auf und sagt: »Bin ich Jesus? Trage ich Badelatschen?« Da säuselt der Heilige Geist: »Drei Primzahlen kommen in ein Restaurant. Als sie sich zusammen auf einen Hocker quetschen, sagt der Bartender: »Entschuldigt, aber könnt ihr euch nicht aufteilen?«

Und keine neuntausend Luftmeilen östlich rollen gerade drei Tomaten in Mark's Bar. Da sagt Mark, der Barkeeper: »Na, was soll mal aus euch werden?« Sagt die erste Tomate schüchtern: »Ich will mal 'ne Cocktailtomate werden«, und errötet ein wenig. Da sagt die zweite: »Und ich würde gerne eine Geldautomate werden, da müßte ich mir nie mehr Sorgen machen.«

»Und du«, sagt der Barkeeper zur dritten Tomate, »was ist mit dir?«

»Ich? Was soll aus mir schon werden, ich bin doch nur eine von vielen Tomaten aus einfachen Behältnissen, unsereins passiert das Leben einfach.«

Zur gleichen Zeit unterhalten sich ein paar Straßen weiter ein Apfel, eine Gurke und eine Brombeere in der Auslage eines Gemüsehändlers. Sagt die Brombeere: »Wißt ihr es schon, ich hab einen Brummbär kenengelernt, und es stöhrt ihn überhaupt nich, das ich legastensich bin.«

»Ach, das freut mich für dich«, sagt der Apfel, »ich hab' euch auch was mitzuteilen. Ich habe mich in eine Apfelsine verliebt, und ihre Orangenhaut macht mir ganz und gar nichts aus.«

»Mensch, ein Hoch auf die Liebe«, rufen da Brombeere und Apfel zusammen. »Freust du dich denn gar nicht«, fragt die Brombeere mitten im Jubeln die Gurke. »Doch, doch, auch ich bin sehr verliebt.«

»Haste also deine Gürkin fürs Leben gefunden, gratuliere«, sagt da der Apfel. »Ja, schon, aber es ist halt so: Sie trägt ein Kopftuch, und das gefällt meiner Familie ganz und gar nicht.« Der Apfel hätte in diesem Moment

seinen Stiel für ein solches Kopftuch gegeben, hätte es ihm doch Schutz geboten vor den beiden imposanten Wolken, die in der Bar ›Zum Tiefdruck‹ an der Tresenkante vor ihrem Bier sitzen und abzugleiten drohen. Die luftige Kumuluswolke hebt nach einer Weile ihren weißen Kopf. »Wonach riecht es hier denn«, fragt sie. »Na, nach Regen«, wirft sich die Regenwolke in die graue Brust. »Nein, nein, da liegt etwas anderes in der Luft«, erwidert die Kumulus und schnuppert weiter. Da blickt sie nach unten und entdeckt eine kleine, unscheinbare, fein zerstäubte Wolke, die sich gerade breit macht. »Bist du das, die so intensiv riecht?« fragt die Kumulus.

»Äh, ja«, räuspert sich das Wölkchen, das nun vorsichtig nach oben weht, um am Tresen seine Bestellung aufzugeben. »Ich hab' dich noch nie gesehen«, meint die Regenwolke düster und schnäuzt sich. »Ich bin eine Parfumwolke«, sagt die Kleine mit leicht französischem Akzent, nachdem sie einen Fruchtsaft bestellt hat. »Ich komme aus dem schönen Flakon herübergeweht.«

»Flakon?«, sagt die Regenwolke grummelig, »nie gehört. Und glaube mir, ich hab' schon viele Landschaften unter Wasser gesetzt.«

»*Balkon*«, meint die Kumuluswolke etwas freundlicher, und wirft der Regenwolke einen beschwichtigenden Blick zu, »das kenn' ich.«

»Ach ja«, mischt sich die Regenwolke wieder ein, »das ist da, wo man immer so erschreckt schaut, wenn man mich sieht«, schüttelt sich die Regenwolke vor Lachen und hinterläßt unter dem Barhocker eine kleine, grau-bräunliche

Wasserlache. Das Parfumwölkchen ist ob der Unkenntnis der beiden eine Nuance indigniert. »FLAKOOON, das ist französisch. So wie es auch nicht PARFÜM, sondern ›Parfum‹ mit ›un‹ heißt.«

»Flakooooon«, wiederholt die Regenwolke leise für sich. »Ich bereise die Bretagne und die Normandie sehr ausgiebig, in der Provinz dagegen kenne ich mich nicht so gut aus. Hast du etwa etwas mit den Herben der Provinz zu tun?«, fragt die Regenwolke.

»Das heißt ›Proveeeence‹ und nicht Provinz«, korrigiert das Parfumwölkchen streng.

»Das weiß ja sogar ich«, sagt die Kumulus, »auch wenn ich dort ebenfalls kein gern gesehener Gast bin.«

»Und außerdem heißt es ›Les herbes du Provence‹, und das sind Kräuter, die manchmal für Parfums verwendet werden«, fügt das kleine Wölkchen in beherrschendem Tonfall hinzu. Die Regenwolke schnuppert wieder.

»Ich rieche aber keine Kräuter.«

»Kannst du auch nicht«, seufzt das Wölkchen, »ich komme ja auch nicht aus der Provinz, äh, Provence, sondern aus dem FLAKOON.«

»Warte«, meint die Blumenkohlwolke, »jetzt hab' ich's: Ich rieche eine Nuance aus Aprikosen, Sandelholz, Moschus und ...«

»Na, ja, und was noch?«, fragt die Parfumwolke auffordernd.

»Und, und, und Klostein ...?!«

Mit ihrem Fruchtsaft dreht sich die Parfumwolke augenblicklich um. »Ich bin PARFUM und kein Eau de

Toilette«, verzieht sie sich beleidigt in die hinterste Ecke der Bar und gesellt sich wieder zu den anderen Wolken Deo und Duft.

»Noch 'n Bier?«, meint der Wetterfrosch hinter dem Tresen, aber die Regenwolke schaut auf die Uhr. »Nee, ich muß los.«

»Was, schon?«, fragt Kumulus. »Haste den Wetterbericht nicht gehört?«, meint die Regenwolke. »Da braut sich was über der Mecklenburger Seenplatte zusammen, da muß ich doch dabei sein.« Sagt's und gleitet hinaus. Und auf einen Schlag wird die Stimmung in der Bar heiterer. Unter nun völlig heiterem Himmel sitzen Mitte März Sommer, Herbst und Winter am Tresen der Bar ›Vier Jahreszeiten‹. Sommer, breitbeinig in kurzer Hose und Sonnenbrille, hebt lässig den Finger und bestellt einen Caipirinha. Herbst, in braun-gelb-gedeckten Tönen gekleidet, ordert einen Rotwein, und Winter, mit roter, triefender Nase, bestellt niesend einen Grog. Der Barkeeper stellt die Getränke hin, guckt in die Runde und fragt: »Sagt mal ihr drei, wann kommt denn eigentlich der Frühling?« Winter schnieft in sein Taschentuch. »Ja, ich hab' die Schnauze auch gestrichen voll vom Warten. Das dauert mir viel zu lange.« Sommer, der an seinem Caipi schlürft, wobei der Strohalm an seiner Sonnenbrille kratzt, meint darauf schnippisch: »Frühling kommt meistens zu spät, das scheint in seiner Natur zu liegen.«

»Du reagierst ja richtig allergisch auf ihn«, erwidert Herbst. »Ja klar, ich muß sein Versäumnis ja auch immer ausbaden«, sagt Sommer indigniert und bekommt eine

Hitzewallung. Winter schaut mit rot geränderten Augen auf den Kalender an der Wand. »Mir reicht das jetzt, ich laß mich nicht länger aufs Glatteis führen.« Er trinkt seinen Grog aus, knallt das Glas auf den Tresen, Sommer und Herbst schließen sich, wenn auch gemächlicher, Winter an. »Zahlen bitte«, ruft Winter nun dem Barkeeper zu. Der Barkeeper kneift die Augen zusammen, schaut aufs Thermometer und sagt in die Runde: »Drei!«

»Das ist ja nicht sehr viel«, sagt Herbst, »da komme ich gerne wieder«, und legt ein paar Mützen auf den Tisch. Da zieht ein sanfter Lufthauch durch die Bar, und es duftet würzig nach Hyazinthen, Bärlauch und Maiglöckchen. Die drei drehen sich um und durch die offene Tür tritt ein Schinken. Der geht zum Tresen und setzt sich neben einen Metzger und ein Schwein, die vor ihren Getränken hokken. Da wird der Schinken auf das Schwein aufmerksam. »Hey, erkennst du mich nicht?«

»Äh, nein«, erwidert das Schwein.

»Aber ich bin's doch«, sagt der Schinken.

»Äh ...«, stammelt das Schwein. »Aber ja doch, klar«, sagt das Schwein, »Mensch Ferdinand, wir haben uns ja ewig nicht mehr gesehen. Du hast dich aber verändert. Wo hast du denn rumgehungen in den letzten Jahren?«

»Ach, weißt du«, sagt der Schinken, »ich hab' einen nine-to-five Job in so 'nem Laden.«

»Oh, die Sache hat also einen Haken.«

»Ja, und genau an diesem Haken hänge ich dann und muß gut aussehen, damit die Leute Appetit auf mehr bekommen.«

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 64

**Warum dämmert
es dem Tag erst
am Abend, daß er
bald vorbei ist?**

»Da hast du aber Schwein mit deinem Job gehabt«, sagt das Schwein. »Ja, man darf sich einfach nur nicht zu sehr hängen lassen«, sagt der Schinken und nimmt einen Schluck Jägermeister. »Und du so«, meint er dann, »was treibst du denn?«

»Er«, und jetzt deutet das Schwein auf den Metzger, »und ich haben gleich noch unseren Termin zusammen. Ihm zittern aber so die Hände, sagt er, da braucht er erstmal einen Beruhigungsschnaps.«

»Ist es sein erstes Mal«, fragt der Schinken. »Ja«, sagt das Schwein, »süß, gell?«

»Wie kommt's, daß du gar nicht nervös bist?«, fragt der Schinken.

»Ach, weißt du«, meint das Schwein, »ich hatte es ja schon zweimal mit anderen versucht, das ging leider daneben, nicht jeder Schuß ist halt ein Treffer. Aber bei dem hier bin ich mir hundertprozentig sicher«, sagt das Schwein und grunzt liebevoll den Mann mit dem rosigen Gesicht an. Als irgendwo eine Öhrbol..., verzeihen Sie, eine Olböhr, entschuldigung, als irgendwo eine Börohr, oje, ich kann das Wort Ölbörinsel nicht aufschreiben, als irgendwo auf dem Atlantik also so 'n Ding in die Luft fliegt, sitzen drei Vorhäute in der Bar Mitzwa und schweigen. Nach einer Weile sagt die eine: »Jungs, ich bin todmüde. Ich glaube, ich ziehe mich zurück.«

»Echt schon?«, sagt die andere. »Laß ihn doch«, meint die dritte, »er war doch immer schon so smegmatisch.«

»So, Jungs«, sagt die erste wieder, »mir wird das alles hier zu eng.«

»Aber *du* willst doch immer hierher kommen«, sagt die zweite dann, »immer dieses ewige rein und raus!«

»Ihr habt doch keine Ahnung, was das für einen Schwanz nach sich zieht, wenn man so von seiner Welt abgeschnitten ist«, entgegnet daraufhin die erste. »Jetzt sperma die Ohren weit auf«, meint daraufhin die dritte Vorhaut leicht verärgert, »ich hab' meine Haut schon zu Markte getragen, da hingst du noch an irgendeinem Zipfel. Also erkläre du mir nicht, wie ...« Da mischt sich der Barkeeper ein: »Jungs, darf ich euch bitten, etwas leiser zu sein, sonst muß ich euch auffordern zu gehen.«

»Ich laß mir doch nicht einfach so das Wort beschneiden«, meint die dritte Vorhaut. »Oder glaubst du, daß wir nicht die Eier haben, es mit dir aufzunehmen?«

Unbeleckt von diesem Streit sitzen drei Ritter-Sport-Schokoladen quadratisch, praktisch, gut in Berchtesgaden in ihrer Lieblingsbar. Während Alpenmilch dem Bartender seine Schokoladenseite zeigt und ein Bier bestellt, ordert Macadamia etwas ungehalten einen Whiskey. Pfefferminz aber bestellt sich einen Tee. »Was is'n mit dir los«, fragt Alpenmilch. »Oh Mann«, sagt Pfefferminz, »ich bin noch ganz wacklig auf den Beinen, gestern bin ich die Treppe runtergefallen und hab' mir zwei Rippen gebrochen.« Doch bevor Rittersport-Alpenmilch mit der Pointe »Aua, das kannst du knicken« enden kann und der erste Witzeerzähler zu seinen beiden Kollegen sagt, daß er diesen Witz immer ganz anders erzählt, wollen wir an dieser Stelle das muntere Treiben unterbrechen und Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser eine wohlverdiente Atempause bescheren.

»Och, mir hat das aber gerade dann doch Spaß gemacht«, höre ich Sie sagen. »Ich muß zugeben, ich könnte jetzt noch seitenw...« Da darf ich Sie gleich beruhigen, liebe Leserin, lieber Leser. Die folgende Geschichte dient lediglich dem Zwecke des Rhythmuswechsels, ich schiebe sie an dieser Stelle nur dazwischen, um der Sache etwas mehr Luft zu verschaffen.

»Welcher Sache?«, werden Sie fragen. Der Sache der Verlässlichkeit, könnten Sie mich jetzt sagen hören, wenn wir uns im gleichen Raum und in der gleichen Zeit aufhielten. Was wir aber bekanntermaßen nicht tun.

Lesen Sie eigentlich noch laut?

Der Koch von Goslar

Eine Nouvelle Cuisine Kolportage

Er war recht eigentlich glücklich. Der Morgen war so warm, daß hinter ihm der Topf zu dampfen schien und Kochdunst über ihn hinwegzog. So sollte es sein. Er schaute sich um. In der Küche die Betriebsamkeit, die er sich als Kind immer vorgestellt hatte. Wolfgang erinnerte sich noch genau daran, wie er zuhause am Küchentisch, wenn seine Mutter nicht da gewesen war, die Messer, Töpfe und Teller aus dem Schrank geholt und Koch gespielt hatte. Sein erstes Gericht hatte er Muttertag genannt, dünnflüssige Mehlpampe mit Milch und etwas Salz vermischt, so wie er es bei seiner Mutter gesehen zu haben geglaubt hatte. Seine Mutter hatte sogar davon gekostet und ihn dafür gelobt. Wolfgang entfernte sich von dem Herd und ging ein paar Schritte weiter zu der Anrichte. Er zupfte den Lollo Bianco zurecht und sprühte etwas Balsamico auf seine Krausen. Er lächelte.

Nun sahen sie sich an. Die Wurst überragte Wolfgang um zwei Haupteslängen, ihre Schultern waren doppelt so breit wie die seines Restaurantleiters, seine Zipfel glichen zwei überwucherten, dicken Baumstümpfen, und die schwarzen, gebogenen Kellen an seinen hochgestreckten Händen waren so lang wie die Fäden, mit denen die Schneider an den Masten sägten. Noch einmal brüllte die Wurst. Ihr

Atem roch nach Frischluft, und der Wind wehte Wolfgang voll ins Gesicht. Die kleinen Augen musterten Wolfgang starr und gnadenlos. Nicht umrühren, dachte Wolfgang. Bloß nicht umrühren. Was immer du tust, in so einer Lage ist sie immer schneller als du! Rede mit ihr, sprich sie an, plaudere mit ihr wie ein guter Koch es tun sollte. Sie hat vielleicht noch nie eine menschliche Suppe gesehen, vielleicht verblüfft sie sie. Mit meiner Kunst habe ich doch schon viel erreicht. Wütende Hunde habe ich mit ihr beruhigt, ein ausgebrochenes Brot habe ich herbeigelockt, ja sogar einem Ei habe ich gut zugeredet, worauf es so erstaunt war, daß ich schnell das Besteck hochreißen und es kochen konnte. Und jetzt? Nur sechs Meter sind es noch bis zum Besteck, und dann noch drei Sekunden bis zum Topf. Wolfgang, rede mit ihr. Ich habe ja Angst, durchfuhr es ihn. Wirklich, es ist die Angst, die meine Stimme zusammenpreßt. Die freundliche Angst des Hilflosen. Reiß dich zusammen, Wolfgang. Der Wurst entgeht deine Angst nicht. Sehr klug. Wie er sie bewunderte.

Kommst einfach von hinten angeschlichen, und da stehst du nun. Ich fühle, was du tun wirst, wenn ich mich rühre. Deine Zipfel leuchten. Ich gebe ehrlich zu, meine Schöne: Du hast gewonnen! Aber nun sollten wir eine Abmachung treffen, was meinst du? Du läßt mich jetzt Schritt für Schritt zurück, und dafür verspreche ich dir, dich heute nicht zu ärgern.

Wolfgang starrte der Wurst auf die Pelle. Die Wurst sah ihn regungslos an, ihre Augen wirkten wie zwei aufgenähte Glasnudeln. Dann atmete sie aus, ihre Brust weitete sich noch einmal um ein Drittel, staunend hörte Wolfgang, wie sie einen fast menschlichen Seufzer von sich gab, und dann beugte sie sich vor, und gemeinsam mit ihr stürzten sich zwei Schwarzwälder Kirschtorten auf Wolfgang. Seine Knie wurden weich, seine Beine zitterten, das Gewicht der Torten drückte ihn nieder, erst dann spürte er den Hunger, hörte das furchtbare Knurren in seinem Magen und er stieß einen so schrecklichen Schrei aus, wie er ihn aus dem Mund eines Menschen noch nie gehört hatte. Die Wurst stutzte erschrocken. Ihre Zipfel lösten sich, sie wich zurück, blickte Wolfgang mit schiefgeneigtem Kopf nachdenklich an und hob die Nase.

Ich muß an etwas anderes denken, sagte Wolfgang zu sich, als er wieder bei Sinnen war. Er hatte über seine Visionen, die ihn in den letzten Monaten überwältigten, noch mit niemandem gesprochen. Er blickte in die Schüssel vor sich und bewegte tonlos seine Lippen:

Die Zartbitterschokolade mit der Butter im Wasserbad schmelzen. Dazu 5 Eigelb und das Mehl geben. Das Eiweiß in einer extra Schüssel steif schlagen, den Zucker dazu geben. Eischnee unter die Schokoladenmasse mischen. Eine Springform mit Butter einfetten, den Teig hineingeben. Bei Umluft 160° ca. 50 Min. backen. Evtl. mit Kakao bestreuen. Obst und Sahne dazu reichen.

Wolfgang war in Goslar zur Welt gekommen. Goslar war ein ruhiger Ort. Ohnehin am Rande der zivilisierten Welt gelegen, blieb Goslar somit von allen Erschütterungen der großen Politik verschont. Wolfgang stellte das Radio an und hörte ein Opernkonzert. Die Wurst lehnte nun ruhig an der Wand, faltete die Hände über der Pelle und starrte vor sich. Ganz schön abgekocht, dachte Wolfgang bei sich. Statt Christus hing nun sie in der schönsten Ecke rum.

Er schaltete das Radio aus und schlug die Sahne auf. Das ließ er sich nicht nehmen, auch nicht als Meisterkoch seines eigenen Restaurants. Er schlug die Sahne immer mit der Hand auf. Darauf schwor er. Die Sahne würde dadurch sämiger, man könne die Handarbeit schmecken, sagte er immer zu seinen Lehrlingen.

Die Wurst lehnte noch immer an der Wand. Wolfgangs perfide Art, alle Dinge mit entwaffnender Ruhe zu machen, irritierte sie heute. Er ging einfach nicht auf sie ein. Ihre Pelle platzte an einer Stelle, sie verdeckte sie schamhaft. Sie zog die Mütze tief in ihr Gesicht und schluchzte leise. Wolfgang starrte sie nun eine Weile schweigend an und spritzte dann die Sahne auf die Schwarzwälder Kirschtorte. Dann war sie weg.

Kochen ist eine Kunst, dachte er. Nichtkochen ist keine Kunst. Darüber wollte er noch länger nachdenken. Leider kam es nicht dazu, weil ein anderer Gedanke sich

seiner bemächtigte. Welcher war das noch gleich? Wenn er ihm nur wieder einfallen würde. Was war dieser andere Gedanke? Diese verdammte Wurst. Kochen ist eine Kunst, versuchte er sich zu erinnern. Und das andere war irgendwas mit Nichtkochen. Da fiel es ihm auch schon ein: Er hatte zuhause seinen Herd nicht abgedreht, auf dem der Topf stand, in dem Wasser kochte, in dem ein Ei schwamm. Es geht ihm sicherlich noch gut darin, dem Ei. In der Nacht? Wer kocht denn mitten in der Nacht?!

Beruhige dich, Biskuit. Bleib locker, Schokoladenstreusel. Eine Stunde später könnte alles bereits auf den Beinen sein, was in Goslar laufen kann. Man würde die Küchenglocken läuten lassen. Der Feuerwehrgewagen würde ausrücken, Taschenlampen und Baustellenlaternen leuchten. Ein wahres Feuerwerk würde es sein, was da durch die Küche zöge, und immer wieder würden Sprechchöre durch die Nacht schallen – Wolfgang! Wolfgang! Wir lieben dich. Wolfgang, du bist der beste, den wir je hatten. Deine Schwarzwälderkirschtorte ist unerreichbar. Bitte, bitte, Wolfgang, gib uns ein Zeichen, wie du das Kirschwasser einrührst.

Und die Menge würde kandieren:
Wir-wol-len-deine-Schwarz-Wälder-Kirsch-Torte.

Es ist die Speisestärke. Die Speisestärke, dachte Wolfgang. 50 Gramm davon, für den Boden, langsam und mit

ruhiger Hand hinzugeben. Nicht der Schnaps, würde Wolfgang in seinem Versteck denken und die Meute vorüberziehen lassen. Die Speisestärke darf nicht zu alt sein, muß eine gute Konsistenz haben.

Währenddessen würde Frau Frankenfeldt ihre Leinenjacke hochziehen, ein entsetztes Raunen würde den Mündern der Umstehenden entfahren, und irgend jemand würde mit heiserer Stimme sagen: Brüder, laßt uns kneten ... Sag mir die Wahrheit, Frau Frankenfeldt. Die volle Wahrheit. Kann man in solchen Suppen überleben? Die Suppen sind nicht das Problem. Es ist der Schaum, dachte er. Er muß leicht wie eine Feder sein und doch nicht zu leicht, damit er nicht wegfiegt. Und gleichzeitig fest, aber nicht zu fest, damit er nicht versinkt. Die Kunst des Aufschäumens beherrschte er vollkommen.

Frau Frankenfeldt saß am Schreibtisch und hatte Angst. Sie befürchtete, daß Wolfgang nicht mehr alle Rezepte beisammen haben könnte. Er war merkwürdig geworden in den letzten Monaten. Denn alles, was sie bis dahin aufgebaut hatte, verdankte sie ausschließlich seinem Löffel. Gegen die Angst schloß sie die Augen und dachte an sein Boeuf Bourguignon, das nur er so zart zubereiten konnte, daß das Fleisch noch im Topf zerfiel. Schwelge nicht, gab sie sich einen Ruck und stand gerade. Sie ging die Rechnungen der letzten Tage durch und seufzte laut.

Das Besteck glänzte in der Abendsonne. Messer streckte

sich, während Gabel auf dem Bauch lag. Es betrachtete ihre langen Zinken und ekelte sich. Was daran so alles hängenblieb, dachte es, und freute sich über seine scharfen Gedanken.

Ich kann nichts anderes tun, als ständig neue Flüssigkeit hineinzuträufeln. Der Saftverlust. Der Braten sah nicht gut aus. Er hatte zuviel an Flüssigkeit verloren. Er schwitzte und spürte die Blicke, die auf ihm ruhten. Ganz ruhig bleiben, sagte er zu sich. So bedächtig er konnte, drehte er den Braten auf dem Saft. Der Schaden war größer, als er gedacht hatte. In der Küche war es ganz still geworden, man hörte nur das Summen der Neonröhren. Frau Frankenfeldt hielt den Atem an. In zwei Stunden sollte der Braten auf dem Tisch sein, warum er ihn nicht vorher aus der Röhre genommen hatte, war ihr schleierhaft. Aber sie vertraute seinen Künsten so sehr, daß sie mit ihm selbst zu einem Burger King gegangen wäre, wenn er es von ihr verlangt haben würde, um dort ohne weiteres einen Doppelwhopper mit Käse zu essen.

KFZ-Mechaniker, KFZ-Mechaniker hätte ich werden sollen, dachte Wolfgang und tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Er nahm die Temperatur des Bratens. Sie stieg noch immer an. Wieso, verdammt, wieso. Es würde ihm nichts anderes übrigbleiben, er mußte ihn aufschneiden, ihm Luft verschaffen. Er nahm sich das lange, scharfe Küchenmesser und begann direkt am Fettansatz. Es troff und dampfte. Langsam zog er das Messer nach unten

und beobachtete gleichzeitig das Thermometer. Es sank. Gottseidank. Sein Aufatmen erleichterte Frau Frankenfeldt. Sie schaute Wolfgang dankbar an. Und doch, würde sie sich später an diesen Augenblick erinnern, war ihr flau.

Sie streichelte seinen Kopf und küßte ihn auf die geschlossenen Augen. Ich möchte mit dir öfter kochen, sagte sie sanft. Nicht gleich, sagte er, und öffnete seine Augen. Er starrte an die Decke. Was ist, fragte sie. Nichts, sagte er, nichts. Doch sie spürte, daß es in ihm arbeitete. Sie sah ihn an und lächelte schwach. Wolfgang wird im nächsten Jahr 40. Eigentlich das beste Alter für einen Koch. Sie erinnerte sich an das erste Ei, das er für sie gemacht hatte. Wachsweich, hatte er an diesem Morgen gesagt, wachsweich muß es sein, so daß das Eigelb sanft über die Schale gleitet. Sie erinnerte sich an seine Augen, die er dabei geschlossen hatte, als würde er in der Eilandschaft schwelgen, die er da für sie hervorzauberte.

Heute morgen sahen seine Augen jedoch müde aus. Was ist los, sagte sie sanft. Mir kannst du es doch sagen. Er drehte sich weg. Hörte sie ein Schluchzen? Tatsächlich, Wolfgang weinte. Sie berührte ihn sanft an seinen Schultern und schmiegte sich an ihn. Sie mochte seinen warmen Körper, der sie an den Holzofen in der kleinen Trattoria in Corleone erinnerte, die sie im ersten Jahr ihrer Liebe besucht hatten. Eine Verlobungsreise nach Kulinarien, hatte er gesagt. Und sie war mit ihm in dieses

kleine italienische Restaurant gefahren, das irgendwo in einem Gäßchen lag, unscheinbar, ohne Schild, zwei, drei Tischchen mit weiß-roten Deckchen, und sie wußte einfach, daß sie mehr für ihn empfand als für die zugegeben vorzüglichen Artischockenherzen, die auf der Focaccia lagen.

Was ist, mein kleiner kochender Held, fragte sie wieder und überlegte sich, ob sie das Geschirrhandtuch holen sollte. Er liebte es, wenn sie mit einem Geschirrhandtuch und einer Schöpfkelle Puppentheater für ihn spielte. Die alte Geschichte von der Großmutter und dem Krokodil. Doch selbst danach war ihm an diesem Morgen nicht. Ich habe von einem Hund geträumt. Was ist, fragte sie. Ich habe von einem Hund geträumt, wiederholte er. Von einem Hund, wie süß, sagte sie lachend. Nichts ist süß daran, sagte er und richtete sich abrupt auf. Gar nichts. Es ist das Schrecklichste, was einem Koch passieren kann. Sie erschrak ob seiner Schroffheit, sagte aber nichts. Hundeträume sind der Anfang vom Ende, hatte sein Ausbilder gesagt, als er noch Lehrling im Hotel Vier Jahreszeiten in Castrop-Rauxel gewesen war. Wer von Hunden träumt, hatte Maitre Jean-Pierre gemeint, hat seine Sinne nicht mehr beisammen. Das verstehe ich nicht, sagte sie, was ist daran so schlimm ...

Er unterbrach sie sofort. Natürlich verstehst du nicht, du verstehst nichts, nie verstehst du was, weil du keine Ahnung von meiner Kunst hast. Ein Hund ist ein Streuner,

er geht immer der Nase nach. Das macht ein Koch doch auch, dachte sie, ganz für sich. Ein Hund ist ein Allesfresser, er frißt alles, was er findet, sagte er. Er hat keinen ausgebildeten Geschmack. Und, zuckte sie mit den Schultern. GESCHMACK IST MEIN METIER, rief er, und wenn ich diesen verliere, dann bin ich am Ende. Am Ende, verstehst du? Sie schaute ihn an und sah das Äderchen an seiner Schläfe, das blau und zornig hervortrat. Es war doch nur ein Traum, sagte sie noch, als er schon aus dem Bett war, in die Hose stieg, das Hemd überstreifte und aus dem Zimmer ging. Nur ein Traum.

Frau Frankenfeldt, für ihre Freunde Heide oder Heidi, war noch nie zuvor in diesem Teil der Stadt gewesen. Dieses Viertel gab ihr ein Gefühl von nie gekannter Unsicherheit. Heidi war eine selbstbewußte Frau, die schon in jungen Jahren auf eigenen Beinen gestanden war. Ihr erstes Restaurant hatte sie in einem Alter eröffnet, in welchem andere auf Studentenbuden gesessen waren und Pommes verdrückt hatten. Anderen Menschen eine gute Gastgeberin zu sein war für sie der Inhalt ihres Lebens. Sie war schon immer auf der Suche nach dem Außergewöhnlichen. Ein Charakterzug, der sie Single bleiben ließ, kein Mann konnte ihren strengen Kriterien genügen, es sei denn, er war ein begnadeter Koch. Da sie aber Privates von Beruflichem strikt trennte, das war ihre goldene Regel, förderte sie die Kochkünste der Männer mehr, als daß sie ihre Liebeskünste einforderte. Sie konnte sich zurücknehmen. Der Wind kam stark um die Ecke, Heidi

Frankenfeldt knöpfte ihren Blazer zu. Wo war dieser verdammte Imbiß nur? Sie bog nun um die Ecke und sah auf einem einsamen Platz einen schäbigen Wohnwagen. Über ihm in neonroter Leuchtschrift stand ›Grill Royale‹. Sie mußte schmunzeln. Bescheiden scheint er jedenfalls nicht geworden zu sein. Sie ging, ein paar Pfützen ausweichend, direkt auf den Wagen zu. Sie war weit und breit die einzige Kundin. Der Mann hinter dem Tresen hatte sie bereits kommen sehen, war aber weiter damit beschäftigt, das Carpaccio in hauchdünne Scheiben zu schneiden. Er hat nichts von seiner Kunst verlernt, dachte sie. Als zwei, drei zarte Scheiben vom Messer geglitten waren, blickte er auf.

Was willst du, sagte er tonlos, ohne Erregung oder Ärger in seiner Stimme. Ich will dich zurückhaben, sagte Heidi ebenso unaufgeregt. Mir geht's gut, sagte er und machte sich weiter am Fleisch zu schaffen. Das seh' ich, sagte Heidi, nun mit leicht spöttischem Unterton. Sie fuhr über die Kristallgläser, die auf den Imbißtischen standen. Blitzblank und strahlend, das muß man dir lassen, sagte sie anerkennend und hielt ein Glas in das Sonnenlicht, das sich in tausend Farben brach. Im völligen Kontrast zu der sonst farblosen, traurigen Umgebung dieses öden Industriegebietes. Wann hat das letzte Mal denn jemand daraus getrunken, fragte sie und schaute ihm in die Augen. Er hielt ihrem Blick stand. Warum sollte ich zurückkommen, fragte er. Ich hab' hier alles, was ich brauche. Das mag sein, meinte Heidi Frankenfeldt, aber hast du auch

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 15

**Muß man zum
Orthopäden,
wenn die
Nase läuft und
der Fuß riecht?**

alles, was du *willst*? Was dich nachts wach hält, weil du vor Aufregung nicht schlafen kannst? Weil du weißt, daß der nächste Tag der größte in deiner Karriere sein könnte? Er sagte nichts. Sie kannte dieses Schweigen. Paul Melville, einer der größten Kochkünstler, die Goslar je gesehen hatte, dachte nach.

An diesem Sonntag morgen war noch niemand da. Nur die Küche begrüßte ihn blitzblank. Er nahm seine Kochmütze vom Haken, setzte sie auf, legte sich die reinweiße Schürze mit seinen Initialen um, die er nur anzog, wenn er alleine war. Er ging zum Plattenspieler, hob den Deckel, nahm den Arm vorsichtig aus der Halterung, pustete den Staub von der Nadel und setzte sie sanft auf der Platte ab. Alleine schon das Knistern elektrisierte ihn. Ihn durchfuhr ein warmer Schauer. Die ersten Akkorde von ›On a Clear Day‹ konnte er in Dauerschleife hören. Er widerstand heute aber der Versuchung, die Nadel immer wieder auf Anfang zu setzen, und hörte den Akkorden zu, wie sie sich ineinander verschoben, bis die rechte Hand von Bill Stevens die Melodien neben die Harmonien der linken Hand setzte und den Rhythmus leicht verschob. Jazz war Kochen.

Wolfgang summte leise, als er zum Schrank ging, zwei, drei kleine Edelstahlschüsseln hervorholte und sie vor sich auf den blankgescheuerten Holztisch stellte. Das war sein Arbeitsbereich, der war heilig, und wehe, einer seiner Mitarbeiter würde auch nur eine Möhre darauf

ablegen, geschweige denn etwas darauf zubereiten. Das war das erste, was die Neuen lernen mußten, wenn sie im ›Chez Loup‹ anfangen. Wolfgang starrte gedankenverloren in die Schüsseln. Der Schein der Neonröhren brach sich in ihnen. Sie waren leer.

Wie anfangen, dachte er. Er ging zu den Kühlschränken, öffnete ihre Türen, starrte hinein und schlug sie wieder zu. Dann ging er ins Kühlhaus, das er sich von der Stararchitektin Kat Man-Du hatte an den Bungalow anbauen lassen. Er kam mit leeren Händen zurück. Bill Stevens spielte nun lange Glissandi, die Wolfgang normalerweise in einen tranceähnlichen Zustand versetzten. Doch nicht so heute. Ein Hund war ihm in der Nacht erschienen, und dieser Gedanke hatte sein Hirn dermaßen in Besitz genommen, daß ihm nichts anderes in den Sinn kommen wollte. Wie anfangen, verdammt nochmal. Er schloß die Augen.

Nun sah er den Hund aus seinen Träumen vor sich. Direkt vor sich, wie er hechelte und durch die Gassen seiner Traumwelt streunte ... Und plötzlich hatte Wolfgang eine Eingebung. Er ließ sich erst auf die Knie, dann auf alle viere sinken. Wie ein Hund. Und dann begann er, die Küchenfliesen zu beschnuppern. Wie ein Hund es getan haben würde. Wie seltsam das hier unten riecht. Er hielt seine Nasenspitze ganz knapp über dem Boden und sog alles in sich auf. Dann ging er auf allen vieren los und untersuchte jeden Winkel seiner Küche mit seiner

geschulten Kochnase. Er mußte ein Bellen oder Jaulen unterdrücken. Warum ist ihm das nicht früher eingefallen? Warum ist er in all den Jahren nicht auf diesen genialen Einfall gekommen? Er war also auf den Hund gekommen, buchstäblich, der Traum hatte ihn dazu gebracht, anders wahrzunehmen, und fast hätte er vor Freude sein Bein gehoben, um gegen ein Tischbein zu pinkeln. Wolfgang war außer sich, erregt, in einem Zustand, den eigentlich nur Bill Stevens oder sein Soufflé de Loup hervorrufen konnten. Diese Sinfonie aus Gerüchen, die ihn hier unten empfing, erweiterte alle seine Sinne, er schien nicht nur besser zu riechen, er schien auch besser zu hören, besser zu spüren, besser zu schmecken. Und tatsächlich, er begann das Tischbein abzulecken. Erst vorsichtig, dann aber mit der Gewißheit des Tieres, das er in sich angenommen hatte. Er leckte sich das Holzbein seines Arbeitstisches hinab, leckte den Boden ab, der salzig und nach Seife schmeckte, er hechelte zum Bodenauslaß aus Edelstahl, in welchem sich feine Reste aus Wischmopfasern und Gemüse verfangen hatten, die Wolfgang nun genüßlich aufleckte.

Er leckte die Ecken aus, auch da, wo das Silikon, das die Wand mit den Bodenfliesen verband, schon etwas schwarz geworden war. Eine leichte Esignote mit modrigem Beiton. Ungewöhnlich intensiv, machte sich Wolfgang eine Gedankennotiz. Er arbeitete sich, die Zunge immer am Geschehen, an der Übergangsnah weiter zum Türstock, bis seine Nasenspitze an etwas stieß. Es roch

nach feuchtem, ja, was ist das, schnüffelte er, ja, nach feuchtem Leder, und überzog den braunen Halbschuh vor seiner Nase mit einem saftigen Schlecken.

Dennis war ein etwas zu klein geratener Mann, der sein wenig ansehnliches Äußeres durch eine besondere Gabe wettmachte. Er war in der Lage, Dinge vorauszusehen, er spürte, wann jemand irgendwo etwas fallen lassen würde und stellte sich einen Moment vor dem Ereignis neben den Tisch, um zum Beispiel eine Schüssel aufzufangen, bevor sie auf dem Boden aufklatschen konnte. Er wußte vorher, wann sich jemand in den Finger schneiden würde und nahm den Beiköchen rechtzeitig das Schneidegerät ab. Das verschaffte ihm ein hohes Ansehen im Küchenteam, das er neben seinen Fähigkeiten als Restaurantleiter genoß. Dennis hatte schon sehr viele Dinge in dieser Küche vorhergesehen, das aber verschlug ihm den Atem.

Er war an diesem Morgen zuhause an seinem Frühstückstisch gesessen, als ihm siedend-heiß eingefallen war, die peruanischen Rettiche in den beiden Tupperwarecontainern, die seit ein paar Tagen im großen Kühlschrank standen, auf ihre Festigkeit zu überprüfen. Er hatte Sorge, daß diese womöglich nicht mehr den hohen Ansprüchen von Wolfgang entsprechen würden, und wollte sich vergewissern, daß sie noch die Steifigkeit besaßen, auf die der Meister bestand. Also hatte er beschlossen, ein paar Stunden vor Beginn seiner Arbeitszeit in der Küche zu erscheinen. Als er durch die Vordertür des Restaurants eingetreten

war, drang bereits Bill Stevens' berühmtes ›Let's Have it Ready‹ aus der Küche zu ihm, dessen Crescendo Wolfgang normalerweise immer wählte, um den Vorspeisen ihren letzten Schliff zu geben. Heute aber war nichts normal, als er in die hell erleuchtete Küche trat. Er fand den großen Meister auf allen vieren, wie er durch die Küche kroch und mit hängender Zunge alles ableckte, was ihm in den Weg kam. Auf so etwas war selbst er nicht vorbereitet. Dennis stand wie angewurzelt, als Wolfgang ihm über die braunen Maßschuhe mit den hohen Absätzen leckte. Was dann kam, war die zweite Sache, die Dennis nicht vorhergesehen hatte.

Wer das Brett einige Atemzüge lang hält, trainiert vor allem die tiefe Muskulatur, die für die Stabilität der Wirbelsäule zuständig ist. Gesäßmuskeln, Arme und Schultern werden gestärkt. Die Übung kräftigt außerdem das Hormonsystem! Sie zwang sich dazu, sich an diese Sätze zu erinnern, die ihr Joni, ihre Yogalehrerin, mitgegeben hatte. Sie versuchte tief ein- und auszuatmen, obwohl ihr ganzer Körper höllisch brannte. Wie ihr zittriger Blick auf die Uhr bestätigte, befand sie sich nun seit fast zwei Minuten in dieser Hocke, die laut Anweisung auf einem Bein zu halten ist. Nicht das Bein aber war das Problem, es waren ihre Oberarme, die gleichzeitig den 15 Kilo schweren Edelmetalltopf zu halten hatten, die ihr zu schaffen machten. Quäl dich, sagte sie zu sich, die Zähne zusammenbeißen, noch 15 Sekunden. Sie zitterte am ganzen Körper wie die feinen Estragonstengel, die ihr Chef

auf den Salade de Dijon streute. Sie mußte jetzt durchhalten, ich muß fit sein, wenn ich irgendwann Küchenchefin werden will! Sie war wie das Estragon jetzt, sie wackelte wild. Ich bin das Estragon. Ich bin das Estragon. Ich bin ... Sie überhörte das Schrillen der elektrischen Eieruhr, die sie gestellt hatte, und stand noch auf einem Bein, als es in ihrer kleinen Studentenbude längst schon wieder still geworden war.

Wolfgang, der noch immer auf allen vieren war, nahm Dennis an seinem Handgelenk und zog ihn zu sich nach unten auf den Küchenboden. Öffne deine Augen und siehe, sagte er, während Dennis Angst hatte, sich seine Gucci-Hose schmutzig zu machen. Öffne deine Ohren und höre, aber Dennis hörte nur das Summen des Kühlschranks und das Anstoßen der Plattenspielnadel, die an das Ende der Rille gekommen war. Öffne deinen Mund und schmecke, und Dennis spürte Wolfgangs kräftige Hand, die seinen Kopf auf den Boden drückte.

Öffne deinen Mund, öffne ihn, befahl ihm Wolfgang, und beginne zu lecken. Dennis blieb gar nichts anderes übrig, als zu tun, was Wolfgang ihm auftrug. Er ekelte sich so sehr, daß er aufpassen mußte, sich nicht zu übergeben, aber er tat, wie ihm geheißen, und leckte sich durch den gesamten Küchenraum. Dann zog ihn Wolfgang, der in der Zwischenzeit aufgestanden war, zu sich hoch und drückte sein Gesicht an die Wandfliesen, und Dennis leckte die Fliesen ab. Selbst, als Wolfgang

den Kühlschrank nach vorne rückte, er Dennis bei der Hand nahm und die beiden wie wild begannen, über die schwarz-braunen Stellen, die sich in den Jahren gebildet hatten, zu lecken, konnte Dennis sich nicht widersetzen. Schmeckst du das, rief Wolfgang aus, das ist der Geschmack der Freiheit. Das ist der Geschmack eines Hundes, der keine Angst vor Grenzen hat. Das ist der Geschmack des neuen ›Chez Loup‹!

Dennis konnte nun nicht mehr an sich halten, er rannte durch die Hintertür und übergab sich im Hof.

Als er zurückkam und sich seinen Mund abwischte, schaute er Wolfgang an und suchte nach Anzeichen von Wahnsinn. Ich weiß, was du denkst, sagte ihm Wolfgang gelassen, du denkst, ich bin verrückt geworden, oder? Und Dennis, der zwei Köpfe kleiner als Wolfgang war, legte seinen Kopf zur Seite und schielte nach oben. Er wußte nicht mehr, ob das alles gerade stattgefunden oder ob er das geträumt hatte. Seit wann kennen wir uns, Dennis, fragte Wolfgang, der aber nicht auf die Antwort warten wollte. Seit über zehn Jahren. Du bist fast von Anfang an dabei, seitdem ich das Restaurant eröffnet habe. Hattest du jemals Anlaß, an meinem Verstand zu zweifeln? Dennis schaute nach unten auf seine Schuhe, die Wolfgang abgesabbert hatte. Niemals, gab ihm Wolfgang zur Antwort. Du hast manchmal gezweifelt, ja, du hast gezweifelt, als ich vor zwei Jahren mit Pipetten und Glaskolben ankam und damit anfang, die Proteine aus

dem Fleisch zu lösen und sie zu destillieren, ja, aber du wußtest, daß ich recht mit meinem molekularen Aperitif behalten sollte. Dennis schloß nun die Augen. Du hast gezweifelt, fuhr Wolfgang fort, als ich unseren Gästen lebende Tiere auf den Teller legte, bevor wir sie zubereiteten. Weil ich wollte, daß sie sehen, wer da für sie sterben würde. Du wolltest zwar nicht, daß wir unseren Gästen die Namen der Tiere nennen, weil du Angst hattest, daß sie sich schämen würden. Aber du wußtest, daß ich recht behalten würde. Haben wir jemals Gäste verloren, Dennis? Dieser schüttelte langsam seinen Kopf. Haben wir in den letzten Jahren im Gegenteil nicht immer mehr Gäste bei uns gehabt? Dennis nickte zaghaft. Na also, triumpierte Wolfgang, das sollte es doch sein, was dich als Restaurantleiter zu interessieren hat. Du bist für die Zahlen verantwortlich, du stehst dafür bei Heidi Frankenfeldt gerade, und auch jetzt sage ich dir, du mußt dir keine Sorgen machen. Weder um mich, noch um die Zukunft dieses Restaurants. Wir werden dieses Haus an die Spitze der Welt führen. Man wird aus New York, London, Paris nach Goslar kommen, um bei uns zu speisen. Dennis wagte nicht, etwas darauf zu erwidern, weil er seine Zunge nicht bewegen wollte. Er hatte noch immer den Geschmack von altem Fett und Fliegenschiß in seinem Mund, die er aus den Fliesenfugen herausgeleckt hatte.

Wieso bist du eigentlich schon hier? fragte Wolfgang nun unvermittelt, und Dennis erklärte ihm nun notgedrungen, daß er nach dem peruanischen Rettich sehen wollte.

Wolfgang riß die Tür des Kühlschranks auf, nahm die Tupperwarecontainer heraus, öffnete sie, holte die Rettiche heraus und zerbrach sie. Das hier ist die Vergangenheit, sagte er euphorisch. Dort liegt die Zukunft des Geschmacks, und deutete auf den Boden, die Fliesen, das Tischbein. Ich muß mal telefonieren, preßte Dennis aus sich heraus und verließ die Küche, ohne das Lächeln wahrzunehmen, das sich in Wolfgangs Gesicht breit gemacht hatte.

Der Abendverkehr in Goslar hatte in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Früher hatte es auf der Hauptstraße jedenfalls keine solchen Staus gegeben. Rushhour, murmelte Heidi Frankenfeldt. Sie wußte, daß sie mehr zu sich als zu Paul sprach, der, seitdem er mit ihr ins Auto gestiegen war, keinen Laut von sich gegeben hatte.

Er dachte noch immer nach und stierte durch die große Windschutzscheibe ihres 500er Benz. Dicke Tropfen stoben über die Scheibe und brachen das Rot der Verkehrsampel in tausend Facetten. Ich will zuerst zu ihr, sagte er zu Heidi Frankenfeldt, als sie wieder anfuhr. Bitte? fragte Heidi überrascht zurück. Fahr mich zu ihr, sagte Paul Melville, ohne die Augen von den Tropfen zu nehmen, wie sie vom Scheibenwischer erst zerquetscht und dann an den Rand gedrängt wurden. Wortlos bog Heidi bei der nächsten Gelegenheit ab.

Heidi Frankenfeldt fand einen Parkplatz direkt vor dem Haus. Mit Schwung parkte sie den Mercedes rückwärts

ein. Paul Melville wollte schon die Tür aufreißen, als Heidi ihn am Arm zurückhielt. Bist du sicher? Er blickte sie aus seinen schwarzen Augen intensiv an, dann machte er sich los und stieg aus.

Dennis öffnete die Tür zu seinem Büro, trat ein und schloß hinter sich ab. Dann lehnte er sich gegen die Tür, ruhte seinen verwirrten Kopf an der Mahagoni-Intarsie aus und starrte an die Art-Deco-Deckenlampe. Er lachte hysterisch auf. Was war denn das gerade? Der Koch war verrückt geworden, flüsterte Dennis, keine Frage. Er ging zum Telefon, nahm den Hörer ab und hatte den Finger schon in der Wählscheibe, als er zögerte. Wenn er jetzt Heidi Frankenfeldt anrufen würde, dann würde er eine Lawine lostreten, unter welcher er am Ende wohl selbst begraben werden würde. Er überlegte mit dem Hörer in der Hand. Dann durchfuhr ihn ein fabelhafter Gedanke. Daß ihm ihre Nummer trotz seiner Aufregung sofort in den Sinn kam, deutete er als gutes Omen. Sein Zeigefinger zitterte dennoch, als er wählte.

Sie war noch ein wenig verwirrt, als sie die Tür öffnete. Doch jetzt war ihre Verwunderung vollkommen. Vor ihr stand ihr Onkel. Oder ihr Vater. Sie wußte es immer noch nicht.

Hallo Nicole, sagte Paul Melville. Was soll das werden? fragte Nicole, doch Paul trat schon an ihr vorbei in die kleine Wohnung. Schönen guten Tag auch, Heidi, nickte

sie Frau Frankenfeldt zu, wie diese Paul schulterzuckend in den winzigen Hausflur folgte, der direkt in das geschmackvoll eingerichtete Wohnzimmer führte. Dort trat Paul Melville ans Fenster und schaute auf die häßliche Wohnstraße. Was wäre Goslar ohne Kaiserpfalz und ohne das ›Chez Loup‹, dachte er. Paul drehte sich zum Zimmer hin und schaute sich um. Er deutete mit dem Kopf auf den schweren Edelstahltopf auf der Anrichte. Immer noch am Üben? fragte er Nicole.

Was wollt ihr, erwiderte Nicole stattdessen und räumte den Topf in den Schrank. Also, wenn ich einen Kaffee haben dürfte ..., sagte Heidi Frankenfeldt mit versöhnlichem Ton. Ihr seid doch sicher nicht zum Kaffeetrinken gekommen, sah Nicole sie scharf an. Nicole, meinte Paul Melville beschwichtigend, hör zu. Habt ihr etwas mit den Vorgängen im ›Chez Loup‹ zu tun? unterbrach ihn Nicole. Wovon sprichst du, fragte Heidi und blickte irritiert von Paul zu Nicole. Es gibt keine Vorgänge, meinte Paul mit zusammengepreßten Zähnen, jedenfalls noch nicht. Was meinst du damit, fragte nun Nicole zurück. Ich glaube, wir sollten uns setzen, beruhigte Heidi Frankenfeldt die Situation, und der Reihe nach vorgehen.

Heidi und Paul setzten sich auf das kleine, schmale Sofa, während Nicole auf dem Sessel Platz nahm und anfang, von ihrem Telefonat mit Dennis zu erzählen. Dieser hatte ihr zugleich aufgeregt und angeekelt von dem Leckein-satz auf dem Küchenboden des ›Chez Loup‹ berichtet.

Heidi und Paul sahen sich immer wieder ungläubig an. Wolfgang hat nicht mehr alle Kochlöffel an der richtigen Stelle hängen, hat Dennis am Schluß gesagt, meinte Nicole und verstummte. Es schmerzte sie, wenn jemand so über Wolfgang sprach. Auch wenn Dennis der beste Freund ihres Vaters – oder Onkels – war.

Verdammt, ich muß das jetzt wissen, brach es unvermittelt aus ihr heraus. Wer von euch beiden ist eigentlich mein Vater? Ihr habt mich lange genug im ungewissen darüber gelassen, aber ich *muß* es jetzt wissen. Warum hast du eigentlich nie einen Vaterschaftstest beantragt? fragte Heidi in die kleine, betretene Stille hinein, die sich auftat. Paul und Nicole sahen sie mit Stirnrunzeln an. Falls es dir schon aufgefallen ist, sagte Nicole sarkastisch, Wolfgang und Paul sind eineiige Zwillinge. Heidi ärgerte sich über ihre dumme Bemerkung. Nicole blickte Paul auffordernd an. Paul räusperte sich.

Als Wolfgang und ich deine Mutter damals kennenlernten, haben wir beide uns zur gleichen Zeit unsterblich in sie verliebt. Sie war so unglaublich schön, intelligent und lebensoffen, daß jeder sie für sich haben wollte. Mein Bruder und ich haben uns ständig um sie gestritten, und Maria hat uns immer nur ausgelacht. Warum soll ich mich entscheiden, hat sie gesagt und uns mit ihren geheimnisvollen Augen angeschaut, ich bekomme mit euch doch doppelt, was einer Frau sonst nur einmal, wenn überhaupt, widerfährt, und uns beiden dann

einen Kuß auf die Wange gegeben, mir links, Wolfgang rechts. Paul strich sich unvermittelt über sein Gesicht und seufzte leise.

Wir drei lebten im echten Leben einen französischen Film, du mußt dir das vor zwanzig Jahren einfach vorstellen, was das für zwei Jungs aus Goslar bedeutet hat. Diesem spießigsten aller Orte, über welchem jemals eine Sonne aufging. Wir zwei hatten endlich jemanden gefunden, mit dem wir frei sein konnten. Maria war die unglaublichste Frau, die du dir vorstellen kannst. Heidi Frankenfeldt preßte unmerklich für die anderen ihre Hände zu Fäusten, bis ihre Fingerknöchel weiß wurden.

Und jedesmal, wenn ich dich anschau, sehe ich sie vor mir. Ihre Augen, ihren Mund, ihre Haare. Nicole hielt dem Blick von Paul stand und spürte, wie ihr die Tränen kamen. Und als hätte er in ihren Augen gelesen, sagte er: Glaubst du denn nicht, daß wir sie *nicht* gefragt haben, wer denn nun der Vater sei, als du auf der Welt warst? Doch sie hat immer nur gelacht. Es ist ein Kind dreier großer Lieben, hat sie immer gesagt. Sie sagte: dreier großer Lieben, damit hat sie uns immer wieder auf unsere brüderliche Liebe hingewiesen. Sie wollte uns damit sagen, daß auch Wolfgang und ich immer zusammen sein werden, immer mehr wären als nur die Summe aus eins plus eins. Paul stockte nun. Und dann konnte sie es uns irgendwann halt sowieso nicht mehr sagen. Nicole und Heidi Frankenfeldt wußten warum. Dieser vermaledeite

Autounfall, sagte Paul leise, wären wir doch damals nie nach Italien gefahren.

Die Reise nach Italien ohne den Säugling war Pauls Idee gewesen, wie Nicole aus den Erzählungen wußte. Was ihr aber Paul und Wolfgang nicht erzählt hatten: Paul war damals am Steuer des Alfa Romeo gesessen, als er die Kurve vor der Ortseinfahrt nach Sant' Agata Bolognese falsch eingeschätzt hatte und der Leihwagen die toskanische Böschung hinabgestürzt war. Während Wolfgang, der auf dem Rücksitz gesessen war, und Paul auf dem Fahrersitz nur mit einer Gehirnerschütterung und ein paar Knochenbrüchen davon gekommen waren, hatte es Maria durch die Windschutzscheibe geschleudert. Sie war sofort tot gewesen. Genickbruch. Nur Heidi Frankenfeldt wußte von dem Unfallhergang, welchen ihr Paul und Wolfgang, als die beiden noch zusammen das ›Chez Loup‹ führten, in einer schwachen Stunde erzählt hatten. Seit dem Unfall hatte Paul nie wieder ein Glas Wein oder ein Autolenkrad angefaßt. Über 20 Jahre.

Du kannst doch nichts dafür, sagte Nicole, es war doch ein Unfall. Paul blickte unter sich. Wolfgang und ich haben dann beschlossen, dich gemeinsam aufzuziehen. Brüder im Fleische, Brüder im Geiste. Das waren wir Maria und dir natürlich schuldig. Er schaute sie jetzt an. Wir wissen es selbst nicht, wer von uns dein Vater und wer von uns dein Onkel ist. Irgendwann haben wir aufgegeben, danach zu suchen oder zu forschen. Du warst

das außergewöhnliche Kind von drei Eltern, hast von deiner Mutter die Schönheit geerbt und noch so viel mehr, und von deinen Vätern gleich doppelt das Talent zum Kochen. Nicole mußte jetzt schlucken. Eine Träne lief ihr über die Wange. Und auch Heidi Frankenfeldt mußte damit kämpfen, nicht aufzuschluchzen.

Und warum hast du dich in den letzten Jahren nicht mehr bei mir gemeldet? brach es jetzt unvermittelt aus Nicole hervor. Sie weinte Sturzbäche. Auch Paul rang um seine Stimme. Nachdem sich die Wege von Wolfgang und mir getrennt hatten, mußte ich jeden Kontakt mit euch abbrechen. Ich wollte ganz einfach nicht erinnert werden an das, was einmal war. Ich hätte es nicht ausgehalten. Ich brauchte etwas für mich ganz alleine. Niemand sollte wissen, was ich tue, wo ich bin. Ich mußte aus dem Schatten meines Zwillingbruders treten. Ich war immer der jüngere von uns beiden, wenn auch nur um 20 Minuten. Damit sollte mal Schluß sein. Weißt du, Nicole, Wolfgang hatte immer schon diese merkwürdigen Visionen, diese kreativen Phasen, er war immer schon, auch als Kind, das getriebene, unruhige Genie. Wolfgang hat bereits als 10-jähriger die irrsten Rezepte entwickelt. Ich dagegen war immer derjenige, der seine Ideen umsetzt, ihnen eine Form gibt, sie auf den Tisch bringt. Das habe ich in den letzten Jahren erst verstanden, preßte Paul nun seiner brüchig gewordenen Stimme ab, ich brauche ihn wie ein Topf seinen Deckel, um dann nur noch zu schluchzen.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 82

Können Katzen eigentlich Muskelkater bekommen?

Und er braucht dich, sagte Nicole, in einer Tränenpause, jetzt mehr denn je. Dann stand sie auf und umarmte diesen einen Vater so kräftig, daß ihm fast der Atem stockte. Ich merke, schnappte Paul Melville nach Luft, daß du bereit bist. Ich habe in den letzten Jahren mit nichts anderem Zeit verbracht als zu trainieren, sagte Nicole und setzte sich kerzengerade neben Paul. Paul nahm ein wenig Abstand, schaute sie aufmerksam an und fragte: Suppentopf aus Edelstahl? 15 Kilogramm in 3 Minuten, erwiderte Nicole. Und Heidi Frankenfeldt zückte, ganz die Assistentin spielend, einen imaginierten Notizblock und tat so, als würde sie mitschreiben. Salatgurke? 30 cm in 12 Sekunden. Sahne? 1 Liter unter einer Minute. Heidi Frankenfeldt zischte anerkennend, als sie einen Lufthaken auf ihren vorgestellten Block setzte. Ohne Sahnesteif, versteht sich, fügte Nicole hinzu.

Nun erhob sich Paul Melville, streifte sein Hemd glatt und sagte feierlich: Dann ist es hohe Zeit.

Laßt uns kochen gehen.

»Den Text also einfach nur ›dazwischen geschoben‹, hm?«, sagt die Leserin nun. Und da fällt dem Autoren ein, daß er ihren Namen gar nicht kennt. »Der tut weiterhin nichts zur Sache«, meint die namenlose Leserin.

Aber wo wir jetzt schon mal beim Essen sind: Hänsel, Gretel und die Hexe sitzen im Landgasthaus Grimm und haben eine Fertigpizza vor sich, welche die schwäbische Aushilfe gerade aus dem Ofen geholt hat. Die Hexe reicht Hänsel Messer und Gabel, dieser fängt widerwillig zu essen an, während Gretel gelangweilt in einer Zeitschrift blättert. Da geht die Tür auf, und der Wolf, das Rotkäppchen und seine Großmutter kommen herein. Die drei nehmen am Stammtisch Platz. Der Wolf bestellt mit kreideweicher Stimme ein Herrengedeck für sich und die Großmutter und eine heiße Schokolade für das Rotkäppchen. Als die Getränke an den Tisch gebracht werden, greift Rotkäppchen in ihren Korb, holt ein Stück Kuchen heraus und tunkt es in ihr Heißgetränk. Als sie abbeißt, sieht sie Gretel am anderen Tisch. Sie steht auf und geht mit vollem Mund zu ihr. »Du hast ja schon wieder abgenommen, gell«, sagt Rotkäppchen zu Gretel. »Ja«, sagt Gretel leise, »ich esse und esse und nehm' einfach nicht zu.«

»Im Gegensatz zu deinem Bruder«, sagt Rotkäppchen, und beide schauen zu Hänsel und der Hexe, die sich grinzend die Hände reibt. »Und du«, fragt Gretel das Rotkäppchen, »wie geht's dir gerade?«

»Wir müssen aus dem Haus meiner Oma raus, Großmutter

kann die Miete nicht mehr zahlen. Der Jäger hat den Mietzins verdoppelt, weil der Wolf bei uns eingezogen ist.«

»Was für ein unverschämter Mensch«, sagt Gretel.

»Onkel Wolf hat aber etwas von einem Haus hinter dem Siebengebirge gehört, dorthin sind wir jetzt unterwegs, um es uns anzuschauen«, sagt Rotkäppchen. »Etwas besseres als den Tod finden wir allemal!«

»Aber warum zieht ihr nicht bei *uns* ein!«, ruft Gretel aus, »die Hexe hat ein sehr großes Haus, und im Zimmer hinter dem Backofen ist noch ganz viel Platz!« Da wird die Tür aufgerissen, und Sterntaler, Frau Holle, Aschenputtel, die Bremer Stadtmusikanten und das Rumpelstilzchen stolpern über die Schwelle in den Schankraum, alle sternhagelvoll. »Wolle mer se roilosse«, rufen da die Besitzer Jakob und Wilhelm von hinter dem Tresen in den Saal, und alle Gäste kreischen durcheinander »Helau, Ahoi, Alaaf«, und wenn sie nicht gestorben sind, saufen sie noch heute wie jene drei Dieselloks, die im Bahnhofsrestaurant an der Theke sitzen und kräftig am Tanken sind. Sagt die erste zur zweiten: »Warum läßt du denn deinen Triebkopf so hängen?« Die zweite reagiert erst nicht, streicht dann mit fünfminütiger Verspätung ein paar Lokschnitten vom Fahrplan und heult auf: »Ich hab' schon wieder ein Signal überfahren.« Da leert die dritte ein ganzes Bordbistro und brummt: »Jetzt mach mal die Schranke zu. So ein Signal kann doch jeder einfach mal passieren.«

»Du verstehst auch nur Abfahrt und Bahnhof«, meint die zweite.

»Und so Weiche wie du gehen mir echt auf den Wagenstandsanzeiger«, gibt die dritte verärgert zurück und steht auf. »Ich verzieh' mich in mein Schienenbett, Ende der Durchsage.« Jetzt, da die beiden anderen allein sind, stottert die zweite: »Ich hab' einfach Angst, daß ich aufs Abstellgleis geschoben werde, daß meine Weichen auf Endstation gestellt sind und so.«

»Umso mehr mußt du alles in vollen Zügen genießen«, versucht die erste aufzumuntern und schaut heimlich auf die Bahnhofsuhr. Da ist ein gellender Pfiff zu hören. »Ich muß los«, sagt die erste Lok, »die dürfen den Zug nicht verpassen«, und geht. Auf dem Weg nach draußen begegnet sie drei Glühbirnen, die just in diesem Moment hereinkommen und sich an die Bar begeben. »Wer hat euch denn rausgeschraubt«, begrüßt der Barkeeper sie schnippisch. »Wenn du nicht willst, daß wir ganz unsere Fassung verlieren, dann machst du uns jetzt gleich mal drei klar.«

»Watt?«, sacht da der Barkeeper. »Oh je, dimmer geht's echt nimmer«, sagt daraufhin die zweite Glühbirne und lehnt sich nach vorne, um überdeutlich zu formulieren: »Drei Klare, wenn wir bitten dürfen.«

»Aber klar doch«, sagt der Barkeeper und schenkt dreimal Williams Christ ein. Doch bevor er die Gläser vor die Birnen schiebt, sagt er: »40.«

»Watt?«, sagt die eine, »so viel hamm wir nich.«

»Dann 25«, sagt der Barkeeper geduldig und hält die Hand auf. »Watt? 25 Mark für drei Klare, das ist aber ein stolzer Preis«, sagt die dritte Glühbirne. »Dann geht das

nächste Mal doch ins Bauhaus«, erwidert der Barmann und hält die Hand weiter hin. Die erste Birne schraubt an ihrem Gewinde herum, zieht die Geldscheine heraus und legt sie auf den Tresen.

Der Alkohol hellt die Birnen tatsächlich etwas auf, und Osram, wie die erste heißt, fragt den Barkeeper nun:

»Bist du eigentlich immer so mißmutig?«

»Nur bei gewissen Gästen«, seufzt er, »wie zum Beispiel bei Kerzen. Wenn die ausgehen, zahlen die nämlich nie.«

»Jetzt aber kein Kurzschluß, mein Lieber«, sagt Osram, verliert aber den Glühfaden, weil seine Aufmerksamkeit von einer alten Bauernregel, einem tagesaktuellen Kalenderblattspruch und einem bekannten Aphorismus in Anspruch genommen wird, die sich an der Bar anschweigen. Bis der Kalenderblattspruch, ganz aufgeregt, zwischen soviel Lebenserfahrung sitzen zu dürfen, nervös auf seinem Stuhl hin und her rutscht, sich räuspert und sagt: »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, oder?« Niemand reagiert. »Oder?«, fragt der Tageskalenderspruch noch einmal in die Runde. »Gesegnet seien jene, die nichts zu sagen haben und den Mund halten«, sagt daraufhin der Aphorismus. »Martin Luther?«, fragt der wißbegierige Kalenderblattspruch nach. »Oscar Wilde natürlich«, grummelt der Aphorismus. Darauf dreht sich die alte Bauernregel zum Kalenderblattspruch: »A Knecht soll vü hean und wenig redn, die Ohrn offn und das Maul zu ham«, und hebt dabei den Zeigefinger. »Aber *das* ist jetzt von Martin Luther«, sagt der Kalenderblattspruch. »Si tacuisses, philosophus mansisses«, seufzt da

der Aphorismus, verdreht die Augen und bestellt sich einen weiteren Brandy. »Aha, der Klügere kippt nach«, kann es der Kalenderspruch nicht lassen. »Auf einem Bein kann man nämlich nicht stehen, gell«, versucht der Kalenderspruch noch immer die ungeteilte Aufmerksamkeit der beiden zu gewinnen, doch diese strafen ihn mit Nichtachtung. Da beugt sich der Barkeeper diskret zum Kalenderblattspruch. »Hör mal, Junge«, sagt er, »ich fürchte, du hast dich im Tag geirrt. Heute ist Montag, der elfte, und nicht Dienstag, der zwölfte. Du bist zu früh dran.« Erschrocken blättert der Kalenderblattspruch nach, und tatsächlich, am Montag, dem elften steht zu lesen: Punkt, Komma, Strich öffnen vorsichtig die Tür zum versifften Treffpunkt der Kreuzberger Antifa. Über die laute Reggaemusik hinweg ruft ein Mann mit Dreadlocks, der hinter dem Tresen steht, Richtung Tür: »Was wollt'n ihr Faschos bei uns, ey?«

»Äh«, sagt Strich, »draußen auf einem Transparent stand: Zeichen setzen ...?«

»Jetze komma nich so«, ruft da der Tresenmann, als drei Tampons, wie an einer Schnur gezogen, in die Bar kommen. Der Mann hinterm Tresen schaut auf die Uhr und meint vorwurfsvoll: »Wo habt'n ihr die ganze Zeit gesteckt?« Jedoch hat es in den Straßen von Klein-Fischlingen bereits zu regnen begonnen, so daß die drei Dandys, die in die Bar in der Hauptstraße kommen, beim Eintreten ihre Regenschirme zusammenfalten, diese dann an die den Tresen umfassende Bronzestange hängen, um sich dann an denselben zu setzen. Der erste Dandy macht den

Barkeeper auf sich aufmerksam und sagt: »Entschuldigen Sie bitte, hiermit bestelle ich ein vergorenes alkoholisches Getränk, bei der die Mischung aus Hopfen, Malz und Gerste es zuläßt, von *Bier* zu sprechen.« Der Barkeeper schaut den Mann mit leeren Augen an. Daraufhin räuspert sich der zweite Dandy und wendet sich an den Barkeeper: »Wenn mich mein Eindruck nicht komplett trügt und es sich bei diesem Ort tatsächlich um eine Ausschankstelle von Alkoholika handelt, die man gegen das Geld genannte allgemeine Äquivalent eintauschen kann, dann würde ich Sie, der Sie hinter der Theke geheißenen Grenze, die Sie und uns, die Gäste, trennt, stehen, bitten, uns je ein Glas mit jener milden alkoholischen Substanz zu füllen, die, als Bier bekannt, bereits seit mehreren tausend Jahren die Menschheit erquickt.« Als der Barkeeper noch immer keine Anstalten macht, mischt sich der dritte Dandy ein: »Gesetzt den Fall, daß die Erde, die sich nach dem vor vielen Milliarden Jahren entstandenen Universum, welches aufgrund des so genannten Urknalls sich unendlich auszudehnen nicht umhin kann ...«

»Ich hab' euch schon verstanden«, unterbricht der Barkeeper nun, »warum aber redet ihr denn so gespreizt?«

»Oh, ist das hier nicht die Bar ›Zum gepflegten Plausch?‹«, fragt der dritte Dandy.

»Aber nein«, sagt der Barkeeper, »die ist gegenüber. Hier ist das Pub ›Zum gepflegten Rausch!‹«

»Verdammte Scheiße«, sagt da der erste Dandy zum zweiten, »warum vergißt du blöder Vollidiot eigentlich immer deine bekackte Brille zuhause?«

Der Barkeeper stellt die drei Bier hin und erinnert sich seufzend an eine Zeit, als die Unschuld des Menschen noch dessen vorzüglichste Eigenschaft war. Just zu dieser Zeit nämlich findet man Adam, Eva und die Schlange an der schattigen Bar des Nudistencamps ›Club Paradis‹.

»Also«, sagt Adam, »wenn ich gewußt hätte, daß hier derart tote Hose ist, hätten wir uns das hier auch sparen können.« Eva blickt sich um. »Wir scheinen hier wirklich die einzigen Gäste zu sein. Keine Menschenseele ist zu sehen außer uns«, sagt sie und kratzt sich heftig am Po. »Verdammt, diese Schaffelle jucken einen aber auch am Hintern.«

»Sagen Sie mal«, wendet sich Adam an den Barkeeper, »ist um diese Zeit immer so wenig los?«

»Oh, glauben Sie mir«, sagt der alte Mann hinter dem Tresen und streicht sich über seinen langen Bart, »es dauert nicht mehr allzu lange, und dann wird hier die Hölle los sein.«

»Wollen wir nicht mal was trinken?«, zischelt die Schlange und gleitet sanft über den Tresen. »Ich verdurste hier.«

»Nun, ich kann euch Wasser anbieten«, brummelt der Mann in seinen weißen Bart und schenkt den dreien je ein Glas davon ein. »Haben Sie denn nichts anderes auf Lager?«, fragt Eva. »Ist gerade nichts anderes im Angebot«, sagt der bärtige Mann. »Was ist denn mit dem Zeug da unter der Theke?«, fragt Adam.

»Von diesem«, und nun schaut der Besitzer des ›Club Paradis‹ sehr ernst, »habt ihr die Finger zu lassen!«

Adam nimmt einen Schluck Wasser, während er mit dem Gedanken spielt, im Camp eine Bademodenschau zu organisieren, was der alte Mann aber sicherlich rundherum ablehnen würde. »Nichts darf man hier«, seufzt Adam verdrossen.

Da es Nachmittag ist, und der Mann hinter dem Tresen von seiner Sieben-Tage-Woche erschöpft, überkommt diesen nun eine leichte Siesta-Müdigkeit, und so fallen dem alten Mann immer wieder die Augen zu. Die aufmerksame Schlange hat das sofort bemerkt. Sie stößt Adam in die Rippen, was Adam leise aufjaulen läßt, und deutet abwechselnd auf die verbotene Stelle unter der Theke und den alten Mann, der nun mit einem seligen Lächeln auf den Lippen ganz eingeschlafen zu sein scheint. Adam blickt zu Eva, Eva blickt auf die Schlange, und die Schlange blickt die beiden an. Und nun beugt sich Eva vorsichtig über die Bar, tastet die Fächer unter dem Tresen ab und schaut die Schlange triumphierend an, als sie auf etwas stößt. Sie zieht das Ding vorsichtig hervor und stellt es leise auf den Tresen. Der alte Mann atmet noch immer ruhig und fest. »Was ist das?«, flüstert sie. »Das, meine Lieben«, sagt die Schlange genüßlich mit gespaltener Zunge, »ist eine Flasche. Und darin befindet sich das köstliche Zeug, das euch der Alte vor-enthalten wollte.« Die Schlange windet sich nun um den Flaschenhals, schlägt einen ihrer langen Zähne tief in den Korken und zieht diesen gekonnt aus der Flasche. Nur ein leichter Engelsfuz ist zu hören, und dem Gefäß

entströmt ein aromatischer Duft, der Adam und Eva magisch anzieht. »Himmlisch«, ruft Eva aus, »wie das riecht.« Sie nimmt die Flasche in die Hand und reicht sie Adam. »Bist du dir sicher?«, fragt Adam etwas ängstlich. »Was ist schon dabei!«, sagt die Schlange und leckt sich verführerisch über die Lippen. Eva nickt Adam aufmunternd zu, und als Adam die Flasche an seinen Mund führt, erfüllt die Paradiesbar ein Grollen, das die noch jungen Erdenbewohner bis dato noch nie in ihrem Leben gehört haben.

»DU SOLLST NICHT AUS DER FLASCHE TRINKEN!«, donnert der bärtige Mann, plötzlich hellwach. »Das ist ein 96er Mount Zion Brut, auf der Flasche vergoren, 99 von 100 Falstaff-Punkten, Mann! Hier«, und jetzt schiebt der bärtige Mann vier Sektgäser hin, »schenk ein. Der Sekt wäre mein Geburtstagsgeschenk für dich morgen gewesen, Adam, aber was soll's.« »Geburtstag? Ich hab' sowas wie Geburtstag?«, fragt Adam verdutzt, doch schon drückt ihm Eva ein gefülltes Sektglas in die Hand, alle vier sagen »Stößchen!« und rufen »In Vino Veritas!«, aber leider hat ein paar tausend Jahre später irgendein Kerl diese Geschichte in den falschen Hals bekommen, so daß sie keinen Eingang in die großen Bücher der Menschheit gefunden hat. Daher ist sie auch den drei Titten, die irgendwann in den 80er Jahren AD haltlos am Tresen der Pianobar von Tuttlingen sitzen, völlig unbekannt. Das Tittenpärchen macht sich Sorgen um die einsame dritte Titte. »Und, wo ist

denn deine bessere Hälfte, hatte sie heute keine Lust auf uns?«

»Ach, sie wollte zuhause im Körbchen bleiben und sich lieber die neue Kochshow ›Brust oder Keule‹ anschauen.«

»Hm«, meint das Pärchen. »Macht dir das eigentlich gar nichts aus, so allein auszugehen?«

»Wir sind halt einfach ungleiche Schwestern, Gitte und ich«, jammert die dritte Titte. »Wenn ich 70 A sage, sagt sie 75 B, und so geht das die ganze Zeit. Gestern zum Beispiel meinte sie, ich soll mich nicht so hängen lassen.«

»So eine blöde Kuh aber auch«, sagt das Pärchen solidarisch und drückt etwas zu offensichtlich seinen Busen zusammen. »Ihr habt gut reden«, seufzt die einsame Titte und schaut neidisch auf den Spalt, der sich zwischen dem Pärchen aufgetan hat, »bei euch sitzt ja auch alles perfekt.« Die beiden quietschen vergnügt. »Wie soll das nur mal werden, wenn wir alt und schlaff sind, Gitte und ich?«, seufzt die dritte Titte vor sich hin.

Da muß der Autor an eine Weisheit denken, von der er allerdings nicht mehr weiß, ob sie von ihm stammt oder ob er sie vor kurzem in der Zeitschrift ›Jagd und Hund‹ gelesen hat:

Der Jäger und die Jägerin
Die brauchen keine Pflegerin
Ist sie mal alt
Macht er sie kalt
Und zieht dann zu der Schwägerin

Völlig unbeleckt von diesem Jägerlatein wendet sich die namenlose Leserin mit einer überraschenden Frage an den Autoren. »Wissen Sie, wie man einen Ort nennt, an dem Oliven wachsen?« Der Autor ist überrumpelt und zuckt mit den Schultern. »Olivenhain«, gibt sich die Leserin selbst die Antwort. »Und wie nennt man den Bauern dazu?«

Doch statt ihre Frage zu beantworten, schreibt der Autor:

An die Leserin

Nun denn so, Gutallerbeste
Es wird nun Zeit für meine Reste
Ich schau daher in' Vorratstopf
Nach And'rem steht g'rad nicht der Kopf

Die Frage bringt es an den Tag
Daß ich es leider nicht vermag
Sie mit 'ner Antwort zu beehren
Ich seh' kein Grund sich zu beschweren

Denn hätt' ich die Replik gefunden
Hätt' ich sie ganz unumwunden,
Mit Kußhand Ihnen übermittelt
Auf daß diese wachgerüttelt

Ihr wohlgestimmtes mildes Lächeln
Doch ich geb's zu, ich tue schwächeln
So schließ' ich mit 'nem Wort von Goethen:
Des Pudels Kern sind seine Klöten ...

»Olivenheini«, gibt sich die Leserin trotzig die Antwort selbst. »Olivenheini heißt der Bauer.« Dessen Produkte es, warum auch nicht, in die Martinigläser geschafft haben könnten, vor welchen jetzt Angie und Heike in einer kleinen Bar in der Münchner Prinzregentenstraße sitzen.

Angie: Wenn ich dir, rein hypothetisch, sagen würde, daß dein Mann ein Verhältnis hat, was würdest du dann tun?

Heike: Ich würde dich, rein hypothetisch, fragen, woher du das weißt.

Angie: Rein hypothetisch dürfte ich es dir nicht sagen, daß ich es von ihm weiß. Weil ich ihm, rein hypothetisch, versprochen habe, mit niemandem drüber zu reden.

Heike: Und was dürftest du, rein hypothetisch, außerdem nicht sagen?

Angie: Ich habe ihm, rein hypothetisch, versprochen, daß ich den Namen Steffi dir gegenüber nie erwähnen werde. Und daß ich nicht weiß, wo und wann sie sich, rein hypothetisch, immer dienstags um fünf im Hotel Astoria treffen.

Heike: Also doch. Wenn ich beim Tennis bin. Und wieso sagt er ausgerechnet dir das alles?

Angie: Ich bin halt verschwiegen.

Sagt's, steckt sich die Olive in den Mund und nippt an ihrem Martini, während die Barpianistin (natürlich gibt es in dieser Bar eine Pianistin) den unvergessenen Schlager spielt:

Würde sich ein Wüstenfalter
Verirren in 'nem Büstenhalter
Dann suchte dieser Wüstenfalter
'Nen Weg aus jenem Büstenhalter,

um sich gleich danach, ohne sich zum Applaus zu verbeugen, in die Pause zu begeben. Sie setzt sich an die Theke, bestellt sich ein Bier und schaut sich gelangweilt um. Da weckt ein Mann ihr Interesse, den sie unvermittelt anspricht.

Und was machen Sie beruflich?

Ich bin diplomierter Tierstimmenimitator. Mit Schwerpunkt auf braun gefiedertes Geflügel, insbesondere der Kammhuhnartigen.

Das ist aber mal interessant.

Finden Sie.

Und wen geben Sie da?

Wie meinen?

Na ja, nach welchem Schnabel gackern Sie?

Die Kammhuhnartigen gackern nicht, gnädige Frau.

Was machen sie dann? Zwitschern sie?

Sie zwitschern auch nicht. Sie jauchzen. Der Ruf des Kammhuhns, besonders des gerade geschlechtsreif gewordenen Kammhuhns, ist ein zartes, glucksendes Fiepsen.

Und nach wem ruft das gerade geschlechtsreif gewordene Kammhuhn?

Es ruft zum ersten Mal nach seinem Geschlechtspartner.

Verstehe. Und wie ruft das Kammhuhn?

In etwa so: ›Gurra gurra hurta girr‹.

Aha. Und was bedeutet das?

Das hier, ›gurra gurra‹ bedeutet ›du da‹, ›hurta‹ bedeutet ›ich hier‹ und das ›girr‹ bedeutet ›soll'n wir‹. Es ist wichtig, daß die Stimme am Ende hochgeht. Das gilt im übrigen nur für das weibliche Kammhuhn, das traditionell die Balz anstimmt.

Ach, ist das auch so bei den Hühnern, daß die bei einer Fra...

Besonders das westfälisch-braungefiederte Geflügel ist für seinen großen Lautumfang bekannt. In der Region um Castrop-Rauxel zum Beispiel gibt es Sorten, die mehr als 25 lautliche Varianten benutzen, um den Begriff ›Gefieder‹ auszudrücken.

Ach. Das wußte ich n...

‹Kackelkack'‹: schmutziges Gefieder
‹Kackelkrutz‹: unterdecktes Gefieder
‹Kackelpffffff‹: Federnausfall

Ich mag ja Geflügel besonders, wenn es schön knusprig ist. Am liebsten mit süß-saurer Soße!

Hallo, wo gehen sie denn hin? Gurra gurra
hurta?

Unsere Barpianistin hat sich wahrlich nicht besonders geschickt angestellt, um die Aufmerksamkeit des Herrn über das Gespräch hinaus zu binden. Da ihre gewerkschaftlich zugesicherte Pause ihr noch etwas Zeit gibt, steht sie auf, geht in die Damentoilette und stellt sich vor den Spiegel. Dort sagt sie zu sich:

»Ich wollt', ich wär' nicht so allein,
Dann fiele mir was Bess'res ein,
Als hier nur blöd herumzusteh'n.

Ich könnt' mich einen Deppen rufen.
Ich such' mir jetzt zehn Treppenstufen,
Wo ich dann falle statt zu geh'n.«

Leider gibt es in jener Geschichte aber keine solch gearbeteten Treppenstufen, die die Pianistin zur gewünschten Wiederherstellung ihrer Integrität benutzen könnte; dafür jedoch in einer späteren. Jene führen dann zwar nicht zu dieser Geschichte zurück, ich werde aber das Wort *Treppenstufen* im gegebenen Fall im Text *kursivieren*, damit Sie, liebe Leserin, lieber Leser, einen Zusammenhang herstellen können. Zunächst aber will ich Ihnen den folgenden Monolog nicht vorenthalten, der sich gerade bei einer Schachtel Ernte 23 und unzähligen Herrengedecken auf der anderen Seite der Bar entspinnt:

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 50

Warum dürfen Vegetarier Fruchtfleisch essen?

Am Thekenrand

»Sie kommen wohl nicht von hier. Aber von irgendwo werden Sie bestimmt kommen. Man kann ja nicht von nirgendwo sein. Ich war zwar schon oft irgendwo, aber soweit ich mich erinnere, haben wir uns dort noch nie getroffen. Muß wohl ein anderes Irgendwo sein, von wo sie kommen. Und wie ist das Wetter dort so? Alle reden über das Wetter. Sie natürlich nicht. Wußten Sie, daß es im Leben eines Affen Momente gibt, wo er eine Entscheidung treffen muß, ob er seine eigene Zukunft wählt oder bei seiner Sippe bleibt? Er muß sich seinem Leben stellen, verstehen Sie? Selbst der Affe hat eine Wahl. Das vergessen wir gerne, weil wir ja immer so tun, als wäre alles seit Generationen für uns vorherbestimmt, von den Genen unserer Vorfahren, Großeltern, Eltern, nicht wahr? Dabei sind wir im Grunde nur zu faul, uns etwas für uns selbst auszudenken. Es braucht nämlich Fantasie, wenn man etwas aus seinem Leben machen will. Da kann man sich nicht auf die Jahrhunderte verlassen, die vor einem ins Land gezogen sind. Da muß man tabula rasa mit den eigenen Genen machen. In die Zukunft aufbrechen. Das braucht frischen Lebensmut, das Leben ist keine Glückssache. Aber das muß ich Ihnen ja nicht erzählen, so entschlossen, wie Sie Ihr Bier trinken. Aber mit Maß doch. Maß halten, nur nicht beim Oktoberfest, Sie verstehen mein Wortspiel. Das Gute anstreben und das Schlechte vermeiden, in der Mitte bleiben, das ist mein Motto. Nie zuviel, aber auch nicht zuwenig.

Beides schlecht. Wer nicht genug bekommt, ist ständig unzufrieden, und wer immer zuviel hat, der wird satt und träge. Ein gesunder Hunger, sage ich immer, ein gesunder Hunger ist der Schlüssel zu einem ausgeglichenen Leben. Und alles zu seiner Zeit. Wer hungrig ist, der esse, wer schläfrig ist, der schlafe, wer hören möchte, der höre. Alles andere halte ich für übertrieben. Wollen Sie noch ein Bier, ich kann Ihnen eines mitbestellen. Ach, Sie müssen schon gehen?«

Der Mann wirkt betrunken, doch das ist nur der erste Eindruck. Vielmehr schaut er genau hin. Mit schwebender Aufmerksamkeit macht er sich tiefschürfende Gedankennotizen, es zieht in seinem Kopf, er beobachtet das Treiben, als würde er durch die Bar ziehen und Gesprächsfetzen verinnerlichen.

»Sie kennen schon den Unterschied zwischen ›vertrieben‹ und ›geflüchtet‹. Die einen konnten noch gerade so rechtzeitig Reißaus nehmen, die anderen wurden gezwungen, das Land ihrer Vorfäter zu verlassen. Na ja, kann man ja auch verstehen. Jedenfalls sind meine Eltern dann hier in dieser Stadt gestrandet. Ich war da schon im Bauch meiner Mutter. Wir wollten eigentlich nach Bayern zur Tante. Das war ganz sicherlich kein Zuckerschlecken, hier anzukommen, mit rein gar nichts, das kann ich Ihnen sagen. Mit offenen Armen wurden meine Eltern hier nicht aufgenommen. Im Gegenteil. Man macht sich keine Vorstellung, wie miesig das damals alles war, in Ost

und West, da nahmen sich die Systeme nichts. Die ›Funktionsträger‹ der Nazis konnten ja auf beiden Seiten ungehindert weitermachen. Vor allem die Lehrer. Da wurde das ein oder andere Auge schon mal zugeedrückt, wenn man händeringend jemanden brauchte, der die Kinder für die Herausforderungen der Zukunft erziehen sollte. Mußte ja so schnell wie möglich wieder aufwärts gehen, gab ja eine Konkurrenzsituation mit dem jeweils anderen deutschen Staat. Hier, sehen Sie die Narbe auf meinen Fingerknöchel? Hat er einmal zu fest draufgehauen, der Herr Volksschullehrer. Hat meiner Mutter nicht gefallen, aber was konnte sie auch tun. Nachdem mein Vater uns hat sitzen lassen, waren wir zwei ganz auf uns gestellt. Meine Mutter hat jede Arbeit angenommen, damit wir über die Runden kommen.«

Er ist nicht betulich oder gütig. Man hat den Eindruck, daß er gleichzeitig überall ist, heimlich irgendwo mit am Tisch sitzt oder manchmal aus der Ferne seine Beobachtungen niederschreibt.

»Sie haben aber schöne Hände. So schlank und fein. Ich hab' auch keinen Ehering – mehr, muß ich sagen. Liegt zuhause in der Kommode. Ich wollte ihn zuerst im Pfandhaus versetzen. Nicht, weil ich das Geld bräuchte, nee, das brauch' ich nicht, ich komm' sehr gut zurecht. Sondern weil sich meine Ehe wie auf Pump anfühlte, eine Investition ohne Zukunft. Was also machen mit dem Ring? Ins Pfandhaus damit, dachte ich, und ihn

dann nicht mehr auslösen. Einfach liegen lassen und wer weiß, wer ihn dann nimmt, dachte ich. Hab' ich dann aber doch nicht gemacht. Frißt ja kein Brot.«

Seine Beobachtungen beziehen sich auf das Menschliche dieses Ortes, die Bar als Vorzimmer der Welt. Wenn er ›ich‹ sagt, meint er nicht sich. Sein Modus ist das kulturelle ›man‹, kritisch, aber nicht verurteilend.

»Regnet's bei Ihnen eigentlich auch so viel, da, wo Sie herkommen, oder sind die Jahreszeiten bei Ihnen moderat? Man kann ja ohne Schirm gar nicht mehr aus dem Haus. Man muß richtig aufpassen, daß man sich nicht erkältet. Ich kann mich gar nicht an einen April erinnern, an dem es so naßkalt war. Dabei liegt Berlin, wie man sagt, in einer gemäßigten Klimazone. Na, sagen Sie das mal dem Wetter.«

Es spricht aus ihm heraus. Wenn er zurückblickt, tut er das ohne Selbstmitleid. Dessen ist er gar nicht fähig.

»Verzeihen Sie, ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber wieviel wiegen Sie eigentlich? Nein, nein, Sie sehen nämlich blendend aus, top in Form, muß man schon sagen. Sie treiben sicher Sport, passen auf sich auf. Ich hab' auch Sport getrieben, früher als ganz junger Mensch, ich war ein talentierter Läufer. Wurde sogar mal für die Nordwestdeutsche Staffelauswahl nominiert, hab' mir aber dann den Knöchel verstaucht, im zweiten Jahr

meiner Buchhändlerlehre unglücklich von der Leiter gefallen. Die Gesamtausgabe ›Shakespeare‹ hat mich aus dem Gleichgewicht gebracht. Ja, also, mich interessiert halt immer bei Menschen, die ich treffe, welches Gewicht sie in der heutigen Welt haben wollen. Vor kurzem habe ich nämlich ein paar alte Urlaubsfotos in einem Schuhkarton wiedergefunden. Beim Betrachten der Bilder ist mir aufgefallen, daß man damals irgendwie ganz andere Körper hatte. Finden Sie nicht auch? Man bewegte sich auch natürlicher. Keine Posen, keine Inszenierung. Wenn jemand eine Kamera dabei hatte, bedeutete das nicht, daß man sich gleich in Szene setzen mußte. Die Kamera war einfach die Verlängerung der Augen. Man schaute durch den Sucher, drückte auf den Auslöser und hoffte, daß Mutti nicht zu weit weg gestanden war, daß irgendwas schon drauf sein würde. Haben Sie heute schon mal jemanden dabei beobachtet, dem man eine Polaroid vor die Nase hält? Man kann ja sofort sehen, wie man aussieht, ganz ohne Warten auf das Entwickeln beim Fotofachgeschäft, da will man stets seine beste Seite zeigen. Nur noch falsches Lächeln, keine Gesichter mehr, nur noch Fratzen und Grimassen. Ob Bauch, ob Doppelkinn, das war früher alles egal. Diese Körper waren viel mehr in der Welt verankert, sie stemmten ihr Gewicht auf den Boden, die waren geerdet. Heute schauen die irgendwo hin oder hoch. Wollen zugleich in zwei Welten leben, in der echten und in der ihrer Vorstellung. Machen sich vor, sie wären ein Fotomodell. Da hat uns die Werbung ganz schön was

eingebrockt. Ich meine, ich hab' ja nix gegen die Werbebranche, aber wie sich unser Blick auf uns verändert, das macht mir schon Sorge. Als ginge jeder die ganze Zeit mit einem unsichtbaren Spiegel spazieren. Gestern hab' ich hier in dieser Straße ein junges Pärchen dabei beobachtet, wie sie an den Schaufenstern entlang gehen. Er schaute zu ihr rüber, aber nicht, weil er sie anschauen wollte, sondern weil er seine Reflektion im Schaufenster sehen wollte. Der hat sich dabei beobachtet, wie er mit seiner Freundin im Arm durch die Straße geht. Weib und Ware auf einen Blick. Und sie weiß das, die weiß, daß er das macht, und stört sich nicht daran. Was ist das? frage ich Sie. Woher kommt das? Ich bin doch hier, hier bin ich und nicht dort, in irgendeinem Spiegel. Und Sie stehen doch auch hier, gleich hier, neben mir, da schau ich Sie doch direkt an und nicht über Bande.«

Seine Passagen sind wie Jazz-Improvisationen. Er beginnt bei einem Motiv und spinnt es dann beim Spielen fort. Er entscheidet im Moment, an welcher Stelle seine blue notes oder sentimental Skalen reinkommen.

»Aber Ihr Glas ist ja ganz leer, warten Sie, ich geb' dem Barmann ein Zeichen. Ich bestelle Ihnen einfach nochmal das gleiche. Da weiß man ja, was man hat. Ich weiß gar nicht, warum die Leute so ein Problem mit der Gewohnheit haben. Meine Frau war auch so eine. Immer mußte etwas passieren, immer mußte etwas Neues her. Wenn man einmal in Frankreich gewesen war, mußte es das

nächste Jahr Spanien sein. Als hätte man in zwei Wochen Côte d'Azur kulturell schon alles über das Land erfahren. Ich habe versucht, mich da verständlich zu machen, aber es war zusehends vergeblich. Dann hat sie angefangen, unsere Wohnung auf den Kopf zu stellen, alte Couch raus, neue Couch rein. Neue Farbe an die Wand, durchbrechen, erst Dielen, dann Teppich, dann Parkett, verstehen Sie mich nicht falsch, es lag nicht am Geld, aber man will sich doch auch einmal zuhause einrichten. Einrichten heißt doch nicht, immer etwas Neues kaufen, sondern sich einrichten in dem, was man hat. Sich einwohnen. Mit sich und dem anderen. Da lag ich aber falsch. Sie hatte sich lange genug mit mir eingerichtet, sagte sie mir irgendwann in Griechenland. Und dann war sie weg. Von einem Tag auf den anderen. Und ich durfte noch die neue Schrankwand bezahlen, die sie die Woche zuvor noch bestellt hatte. Die wollte ich ihr dann auch überlassen, aber sie paßte ›leider‹ nicht in ihre neue Penthouse-Wohnung, die sie sich schon vor dem Griechenlandurlaub angemietet hatte. Muß man sich mal vorstellen: Das Immobilienbüro wußte noch vor mir Bescheid, daß sich meine Frau von mir trennen wollte.«

Er wirkt von außen wie ein tragischer Held, den die Umstände gebrochen haben. Tatsächlich verfügt er über die selbstverständliche Freiheit des Idioten.

»Sie haben keine Kinder. Wissen Sie, woran ich das sehe? Sie wären dann nämlich nervöser. Sie würden dann

nicht in aller Ruhe hier mit mir an der Theke sitzen und sich mit mir unterhalten. Sie haben nicht diese Grundnervosität und Grunderschöpfung von Eltern. Das Kind kommt auf die Welt und man ist nervös. Das hat die Natur sehr geschickt eingefädelt. Immer alert sein, auf der Hut sein, wie ein Tier in der Wildnis. Immer nur ein Auge zutun können, mit dem anderen den Horizont nach Gefahren absuchen. Damit die Brut behütet aufwächst und gedeiht. Damit die sich dann wieder fortpflanzt, immer und immer weiter, bis in alle Ewigkeit. Wenn wir nicht vorher von einem Meteoriten getroffen werden oder einer SS-20.«

Der Idiot hat keine Teilhabe. Ihm gehört nichts, er gehört keiner Gruppe an, er muß seinen Acker nicht bestellen, keine Furche ziehen, nicht säen, nicht ernten.

»Meine erste große Liebe wollte Kinder. Mit mir. Muß man sich mal vorstellen. Und nicht nur eines, gleich mehrere. Ich, das Einzelkind, das ohne Vater groß geworden ist, sollte Vater spielen. Heute sehe ich das anders, aber damals fühlte ich mich einfach noch zu jung. Noch nicht erwachsen. Noch nicht bereit. Ob man überhaupt irgendwann für Kinder bereit sein kann, frage ich mich. Aber nun, Trockenschwimmen geht da wohl nicht, man muß da ins kalte Wasser springen, in der Hoffnung, daß man nicht ganz untergeht. Gute Nacht! Ja, ja.«

Der Idiot ist ein Generalist, hat deshalb zu allem etwas zu

sagen. Weil er nirgendwo hingehört und sich mit nichts identifiziert, ist er unbestechlich bis zur Dummheit.

»Wenn Sie mich fragen: Keine Experimente. Hab' ich immer so gehalten. Ich muß die Dinge nicht erst ausprobieren, um sie kennenzulernen. Oft hilft das gute alte Nachdenken. Dafür muß man sich allerdings Zeit nehmen. 100 Prozent Konzentration. Das geht nicht mal so zwischen Werbung und Heute-Nachrichten. Man hat ja nur ein Leben, und das muß man klug und überlegt angehen. Sind wir doch mal ehrlich, es gibt Biertrinker und es gibt Weintrinker. Wir zwei sind Biertrinker, und das bleibt so, auch wenn Sie auch mal einen Wein trinken. Biertrinker sind Typen, die nichts anderes als den bekannten Geschmack erwarten. Wir verlieren wenig Worte darüber und können uns so den wichtigen Dingen zuwenden. Wir wollen das Erwartbare, entschuldigen Sie, Sie schauen mir auch nicht aus wie jemand, der immer den Finger am Puls der Zeit haben müßte. Der Biertrinker mag seit über 500 Jahren das Reinheitsgebot nicht etwa deshalb, weil er ein Purist wäre, nein, er will einfach keine Überraschungen. Alles soll so bleiben, wie es ist. Denn was gestern gut war, kann heute nicht schlecht sein. Der Weintrinker dagegen will überrascht werden, von einer besonderen Blume oder irgendeinem Mineral, was weiß ich, das seinen Wein einzigartig macht für ihn und seine Zunge. Er will sich im besonderen sonnen, seine Expertise ausstellen, während der Biertrinker im gewöhnlichen seinen Trost findet, den Halt, den er

sucht. Der Spatz in der Hand, das ist sein Wappentier. Ach, Sie müssen mal austreten, alles klar. Ich bleibe erstmal hier und bestelle mir noch eins, ja. Für Sie auch? Nein?«

Der idiotische Thekenschwätzer ist sich selbst genug Gesellschaft. Er fragt sich die gleichen Dinge wie die Menschen, auf die er zufällig trifft. Daher hat er auch keine Distanz zu ihnen.

»Gestatten Sie, wenn Sie jetzt die Wahl hätten zwischen 500.000 Mark, bar auf die Hand, oder Darmkrebs, dann würde Ihnen doch die Entscheidung gar nicht schwer fallen, oder? Man entscheidet sich doch selbstverständlich für das Geld und gegen den Krebs. Aber was ist, wenn die Wahlmöglichkeiten nicht so einfach sind? Wenn man sich *für* etwas entscheiden möchte, aber nicht *gegen* das andere? Was weiß ich, man hätte gerne beides, also, wenn man sich für einen Menschen entscheidet, diesen heiraten will, aber gleichzeitig weiß, daß man sich dann gegen einen anderen Menschen ausspricht. Man kann ja nur mit *einem* anderen Menschen verheiratet sein. Haben Sie mal darüber nachgedacht? Und außerdem: Wenn Sie sich für das eine oder andere entscheiden, heißt das dann, daß das jeweils andere Ereignis sicher nicht eintreten wird? Das sollten Sie die gute Fee dann schon fragen. Wenn Sie sich also für die 500.000 Mark entscheiden, bedeutet das dann immer, daß Sie niemals in Ihrem Leben an Darmkrebs erkranken werden? Bedeutet

die Auswahl des einen automatisch die Abwahl des anderen? Was ist, wenn dem nicht so ist? Sie wählen also das Geld, könnten aber dennoch bald unheilbar an Krebs erkranken. Wäre es dann nicht besser, Sie würden sich für die weniger üble Option entscheiden, nämlich gegen den Darmkrebs, was Ihnen zumindest Gesundheit und damit die Zeit garantiert, die 500.000 Mark irgendwann zu verdienen? Hier wäre es also besser, man entscheidet sich gegen das Schlechte und nicht für das vermeintlich Positive. Aber es gibt ja noch eine vierte Möglichkeit, eben jene, daß sie *keine* Auswahl treffen. Sich weder für das eine, noch für das andere entscheiden. Weder Geld, noch Krebs. Nichts von beidem. Wenn ein Abstinenzler sich zwischen Bier oder Wein entscheiden soll, kann er doch gar keine Auswahl treffen. Denn es ist nichts dabei, wofür er sich entscheiden könnte. Er entscheidet sich für nichts von beidem und damit *gegen beide* Alternativen. Er entscheidet sich gegen das Spiel als solches. Er hat also eine Wahl getroffen, ohne eine Auswahl getroffen zu haben. Aber wohin gehen Sie denn? Woher wissen Sie, daß das der richtige Weg ist? Warum hier links und nicht doch nach rechts? Ist das eine bewußte Wahl oder nicht doch eher Gewohnheit, die Sie nicht vor die Wahl stellt, eine Entscheidung zu treffen. Hallo! Freiheit heißt nicht die Wahl zu haben, Freiheit heißt entscheiden zu können, ob man überhaupt eine Wahl haben möchte!«

Der Thekenschwätzer ist nicht aggressiv, man darf ihn aber auch nicht unterschätzen. Er hält sich auf dem

laufenden. Er liest Zeitung. Seine Analysen sind messerscharf, schneiden tief, sofern man sie ernst nimmt.

»Morgens einen Kaffee und eine Banane, und der Tag kann kommen. Kann mir jeden heimischen Apfel ersetzen. Die sind mir sowieso zu sauer. Der Banane steht ja quasi auf die Schale geschrieben: ›Iß mich, dann hast du alles.« Nur, fragt sich, wie lange noch. Haben Sie von diesem Pilz gehört, der in Afrika und Amerika auf den Bananenplantagen wütet? Der befällt die Staude unterirdisch und blockiert die Wasserversorgung des Stamms, so daß die Pflanze austrocknet. Die Bananenfrucht kann sich damit nicht mehr entwickeln und fällt einfach ab. Dieser Pilz verbreitet sich mit rasender Geschwindigkeit. Und es gibt kein Gegenmittel. In ein paar Jahren war es das dann mit der Banane. Tja. Muß ich wohl was anderes zum Frühstück finden. Schade wär's schon.«

Der Idiot kennt keine Ironie. Ironie würde Distanzierung voraussetzen, einen Abstand von der Welt bedeuten. Den hat der Idiot nicht. Er ist immer mittendrin in seiner Welt.

»Glauben Sie an ein Männchen irgendwo im Nirgendwo, bei dem alle Fäden zusammenlaufen? Das die Fäden hier mal zieht, dort mal locker läßt? Uns festhält oder fallen läßt? Stellen Sie sich das mal vor. Sie sterben und begegnen dann Gott. Was das für ein Schock wäre, da wollte man doch vor Schreck noch einmal sterben. Das wäre

ein schlechter Witz, oder? Er würde uns all die Jahre, die wir hier unten waren, im ungewissen lassen, nur um uns dann aufzuklären, was wir alles richtig oder falsch gemacht haben. Wenn schon alles zu spät ist. Ein grausamer Witz. ›So, und jetzt lieber Verstorbener, müssen wir Ihnen leider mitteilen, daß Sie sich hier und da eine Verfehlung geleistet haben, die wir Ihnen nicht verzeihen können.‹ – ›Na, schönen Dank aber auch. Hätten Sie mich nicht früher drauf aufmerksam machen können? Oder besser, mich so kreieren, daß ich diese Fehler einfach nicht mache?‹ Nein, Gott ergibt keinen Sinn. Leute sagen ja, man sieht, kurz bevor's zu Ende geht, ein Licht, als würde man aus einem Tunnel kommen. Muß wohl der ADAC gewesen sein, der sich dieses Bild ausgedacht hat.«

In seiner Welt sind alle Themen gleich wichtig. Er gewichtet sie nicht, weil er keine strategische Auswahl treffen muß. Er muß nicht kalkulieren, abwägen, welches Thema sich besser auszahlt. Am Ende steht nämlich immer der Tod. Für alle.

›Des einen Leid ist des andern Freud'. Das war schon immer so. Ein Freund von mir hat in der vorigen Woche ein kleines Vermögen geerbt und nun zu einem großen Fest eingeladen, um das zu feiern. Finden Sie das in Ordnung, frage ich Sie. Daß vorher jemand sein Leben gelassen haben muß, darüber steht nichts in seiner Einladung. Klar, in ›sterben‹ steckt schon ›erben‹ drin, daß aber seine

Mutter von dieser Welt abtreten mußte, damit er seinen Reichtum feiern kann, das kann er doch nicht vergessen. Ach, das sind sicher nicht die besten aller Zeiten. Aber es sind unsere. In diesen leben wir. Wir können uns keine andere machen. Warum sollte ich mir darüber den Kopf zerbrechen? Sich in dem Angebotenen zurechtfinden, darum geht's. Noch ein Bier?«

In der Nähe

Ein Paar sitzt nicht weit weg von ihm. Sie sind für seine Barphorismen nicht empfänglich. Gestern haben die beiden einen Luftballon gefunden und wußten nichts damit anzufangen. Heute haben sie sich selbst beerdigt.

Denn: Sie hatten sich geküßt. Er hatte sie angeschaut. Sie hatte geweint. Ihre Tränen hatten einem anderen gegolten. Warum, fragte er, warum. Sie hatten nicht aufgehört, sich zu küssen, und er hatte sie immer wieder sagen gehört: Ich liebe dich nicht. Ich liebe dich nicht. Ich liebe dich nicht. Dagegen war er machtlos.

Und: Hatte sie sein kurzes Innehalten bemerkt, als wäre er sich selbst nicht sicher gewesen, ob das, was er gesagt hatte, Sinn ergab? Hatte sie bemerkt, wie er kurz ohne Worte gewesen war? Hatte sie auch bemerkt, daß dies keine Kunstpause gewesen war, sondern ein Echo seines Denkens, als hätte er sich noch einmal hinterhergehört?

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

2

**Was zählen
Schafe eigentlich,
wenn sie
einschlafen wollen?**

Sein Schweigen interessierte sie nicht, dieses beredte Schweigen, das weder Sprache noch Nicht-Sprache war, sondern einfach nur nichtssagend. Sie hätte diese Lücken liebend gerne aufgenommen, sein großes Schweigen gesammelt und ihm dann vorgespielt.

Denn: Sie wollte die Wahrheit seiner Liebe. Sie suchte das Überbordende! Er blieb lieber am Beckenrand.

Denn: Der Mensch, den man liebte, den man anbetete, der perfekt zu sein schien, geriet irgendwann ins Straucheln, er stolperte, und seine Grazie wurde für einen winzigen Moment außer Kraft gesetzt.

Und er sagte: Sprich mit mir. Ich habe nichts zu sagen, sagte sie. Dann sprich mit mir darüber, warum du nichts zu sagen hast, sagte er. Auch darüber habe ich nichts zu sagen, sagte sie. Dann sprich mit mir darüber, warum du über das, worüber du nichts zu sagen hast, nichts zu sagen hast, sagte er. Du machst zu viele Worte um nichts, sagte sie. Und du machst zu wenige darum, sagte er. Es ist, was es ist, sagte sie. Aber was ist es denn, sagte er. Es ist nichts, sagte sie.

Und: Seine größte Sorge war der Verlust der Souveränität. Des Gefühls, immer und überall bestimmen zu können, was mit ihm geschah. Hatte er einen Unfall, machte er mit den Rettungssanitätern einen Scherz. Geriet er in eine brenzlige Situation, in der es um seinen Kopf und

Kragen hätte gehen können, machte er einen Witz. Der verzweifelte Versuch, Herr seiner Lage zu werden. Einer Lage, die ihm sonst hätte entgleiten können.

Denn: Sie wollte nicht mehr an der Tür lauschen. Sie wollte das Dach abdecken, die Mauern einreißen, alles offenlegen, alles einsehen. Hinter den Ball kommen.

Denn: Ihr Motiv war Grausamkeit. Ihr Denken riß ihm die Beine weg. Ihre Gedanken droschen auf ihn ein. Ihm war schwindlig. Er schwankte, mußte hier raus. Er wußte nicht, auf welche Stimme in seinem Kopf er denn nun hören sollte.

Und: Das konnte nicht gut gehen, immer mit dem Fuß auf der Bremse.

Denn: Seine Sprache hatte etwas Handgemachtes. Jedes Wort aus einem Holzblock des Sinns herausgehackt. Aus den Sätzen, die er schnitzte, ragten kleine, böse Splitter hervor und gingen unter die Haut. Sie blieb an ihnen hängen, bis ihre Haut aufriß.

Denn: Er war wütend, wie nur junge Männer wütend sein können. Er war noch zu jung, über das Leben enttäuscht zu sein, aber bereits alt genug, um verstanden zu haben, daß nicht viel mehr kommen würde. Seine Wut war der Ausdruck einer Krise. Das Alte hatte sich verabschiedet, während sich das Neue noch nicht eingestellt hatte.

Und: Warum hatte sie sich bedankt? Wofür? War das, was er getan hatte, so außergewöhnlich gewesen? Hatte sie so wenig von ihm erwartet, daß jede seiner Gesten ihr wie ein Gefallen erschienen war, den sie mit ihrer Anerkennung hatte würdigen müssen?

Und: Was, wenn man seine Existenz hätte einmal verlegen können wie einen Einkaufszettel, so daß man sich hätte erinnern müssen, was man von dieser Liste tatsächlich brauchte, um sein Leben zu führen?

Denn: Es war dieser Blick, den sie nicht an ihm mochte. Jeder konnte in ihm lesen, ein offenes Buch. Wenn er doch nur von den Klappentexten die Kunst der Andeutung gelernt hätte.

Und: Womit wollte er erinnert werden? Wenn er ein Buch wäre, was wäre sein Titel?

Denn: Man gab sich gelassen, man konnte warten, man war kultiviert. Während andere Geld scheffelten, las man lieber Bücher. Zu dem Schmerz dieser unerträglichen Leichtigkeit, der im Feuilleton diskutiert wurde, hatte man eine eigene Meinung. Einatmen, halten, ausatmen. Mulabanda ziehen wurde auch nicht vergessen.

Und: Mit gutem Zureden die Welt zur Umkehr bewegen. Mit lyrischen Beschwörungen den Lauf der Dinge ändern. Den Sturm legen. Die Wellen beschwichtigen.

Den Rauch der Schornsteine umleiten. Wenn man nur die Erdplatten hätte hören können, wie sie aneinander rieben.

Und: Sie aßen beim Italiener. Dort bestellten sie selbstredend nicht à la carte, sondern deponierten ihre Sonderwünsche direkt bei Luigi oder Andrea oder Giuseppe, den man in der Küche an seinem Herd aufsuchte. Sie legten Luigi oder Andrea oder Giuseppe die Hand auf die Schulter, während sie ihn fragten, ob er frische Trüffel hätte. Und dann preßten sie die Spitzen von Daumen, Zeige- und Mittelfinger zusammen und führten sie in genießerischer Geste an den Mund, der ›è buono‹ sagte.

Und: Sie fand ihn *lustig*? Fand sie *ihn* lustig? Sie *fand* ihn also lustig. Und warum lachte sie dann nie, die Zicke?

Denn: Sie hatte drei Reaktionsmuster für Situationen, die ihr nicht behagten. Sie widersprach. Sie ging wortlos weg. Meistens aber ignorierte sie die Situation und tat so, als wäre nichts gewesen.

Und: Die Angst, daß sich Unterlassungen verfestigten, die Sorge, daß das Gesagte ohne Bedeutung war, das Unbehagen, die Schwindelgefühle – alle berechtigt.

Abends in der Wolfsschanze

Hitler sagt zu seiner Eva:
Trinkst du denn schon wieder Jever?

Die Braun zurück zu ihrem Gröschatz:
In meiner Leber gibt's viel Platz

Hitler nun zu Eva Braun:
Du solltest Alkohol nicht trau'n

Eva blickt zum Kriegsbereiter:
Jever macht mich einfach heiter

Adolf mahnt nun seine Eva:
Warst gestern schon recht blau im Käfer

Laß doch deine Sorgenmiene,
Hört Adolf dann von der Kusine

Hitler drauf ganz ernst zur Braut:
Du hast zu tief ins Glas geschaut

Eva meint zu Adolf drauf:
Du weißt doch, daß ich gerne sauf'

Liebe in Zeiten der Hupfdohlerei Oder: Vom Sterben eines Gefühls

Liebe Leserin, lieber Leser, dies ist nun endlich die Geschichte einer großen Liebe, fünfundzwanzig Jahre alt, wie sie einfach nicht rumkommen wollte. Eine Geschichte, die aller Welt ohne Furcht und Scham die Wahrheit sagen möchte – die Wahrheit über sich selbst. Die Wahrheit über die andere Liebe zu den schönen Künsten, die die Welt, ein Riesenarschloch, betrügt und für welche Liebe nur ein Mißverständnis ist. Und so möge das alles beginnen. Nun also festschnallen, was nun auf den kommenden Seiten passiert, ist ein Paradebeispiel für Entwicklungen, die schiefgehen können, wenn sie es nicht geradeaus schaffen. Wie immer sind die Namen und Personen frei erfunden. Und auch immer noch gilt, daß eine Namensgleichheit mit lebenden oder verstorbenen Personen rein zufällig wäre.

Die einzige Unzufälligkeit, wenn es dieses Wort im Deutschen überhaupt gibt, ist, daß sich dieses Kapitel an die Leserin und den Leser wendet, aber das ist ja nun auch hinreichend bekannt. Der Leser, die Leserin ist nämlich

keine Zufälligkeit, sie haben dieses Buch ausgewählt, auch wenn ihre Beweggründe unterschiedlicher Natur sind.

»Wir Buchmenschen, liebe Leserin, können ein Wunder machen, aber keinen Salat«, sagte der Autor. »Jawohl, so ist es«, sagte die Leserin ein wenig atemlos, denn sie kam gerade vom Einkaufen. Und mit vollen Tüten in ihren Händen sah sie den Autor an, der bei ihr im Buch stand. Über seinem Revers – nachtblau, mit schmalem Rand – trug der Autor einen Bucheinband. In der Hand hielt er eine Seite. Auf der Seite befanden sich die zarte Buchstaben aus zwei bildschönen Buchstabensuppen.

»Was für ein Mann«, dachte die Leserin, und sie glänzte. Die Leserin betrachtete sich im Satzspiegel, ihre Albernheit rührte nicht zuletzt daher, daß der Autor, Herr über ihre Gedanken mit vielen Verästelungen, sich so selbstverständlich in ihrem Reich, dem Kopf, zu bewegen verstand.

»Buchstabensalat richtig anzurichten ist eine fast schon verlorene Kunst«, sagte der Autor. »In Mitteldeutschland wird er süß zubereitet und schmeckt wie verdorbener Kuchen, in Süddeutschland sauer wie Sprudel, und in Norddeutschland benutzen Autoren sogar Waffenöl. O heiliger Goethe!«

»So sei es«, sagte die Leserin, immer noch rastlos. In der Nähe spürte sie den Ruhepuls, wie er 18 Uhr schlug. Es war genau 18 Uhr und zwei Minuten, ihre innere Uhr

ging leicht nach, das war schon seit 1976 so, als sie zum ersten Mal Niki Lauda hat Rennen fahren sehen. Damals auf dem Nürburgring, als sein Formel-Eins-Rennwagen in Flammen aufging.

Ein traumhafter Juni 1976 ließ keine Wünsche offen. Die Sonne lachte mit 283 Stunden 40 Minuten länger als im langjährigen Mittel, die Durchschnittstemperatur lag bei 17,8 °C und damit um 1,3 °C höher als in den Vergleichsmonaten. Mit Regen hatte niemand gerechnet, nicht einmal der Rennleiter, der Niki auf die Strecke schickte. Daß dieser Tag so schrecklich enden sollte, sowohl für Niki Lauda als auch die innere Uhr der Leserin, hätte niemand vermutet.

›Was kann ich tun‹, dachte sich die Leserin, ›was, wenn ich meine innere Uhr einfach einmal abstellen würde? Würde ich dann gänzlich aus der Zeit fallen, womöglich wieder in das Jahr 1976 zurückversetzt werden, genau an die Stelle, wo ich damals mit meiner Mutter stand?‹

Sie schloß die Augen und sah das Bild genau vor sich. Ein Tisch, ein Bett, eine Küchenrolle, die aus ihrer Tüte ragte, und die beiden Salatköpfe, wie sie sich kraus dem Licht entgegenstreckten, ihre Blätter noch feucht, die Farbe wechselnd von dunkel-rot zu hell-grün, und wie plötzlich die Flammen des Rennwagens sich dieses Bildes bemächtigten. Sie schaute sich in ihrem Tagtraum in der Küche um, und da entdeckte sie auch schon die

Küchenuhr, die emailliert an der Wand hing. Sie zeigte 18.02 Uhr. Auf die Sekunde genau.

Der 16. Juni 1976 schien ein Tag zu sein wie jeder andere. Nicht so für den Autor! Denn an diesem Tag währte er, mit einer wüsten Vergangenheit abschließen zu können. Der Autor war ein außerordentlich gut erhaltener falscher Fünziger. Schlank, groß und braungebrannt, besaß er kluge, leicht melancholische Augen und einen sensiblen Mund im schmalen Gesicht. Das schwarze Haar trug er lang, grau meliert an den Schläfen. Manchmal trug er einen Bart, den er sich anklebte, um interessanter auszusehen. Wenn er damit dann auf die Straße trat, erkannte ihn nicht einmal Frau Scheidenreich, die alte, meckernde Ziege, die in seinem Haus im Erdgeschoß wohnte. Frau Scheidenreich haßte ihn, weil er als Autor Freiheiten genoß, die ihr ein Leben lang verwehrt gewesen waren. Jedesmal, wenn er seinen Müll herunterbrachte, hing sie mit ihren blank gescheuerten Ellenbogen auf einem alten Furzkissen am offenen Fenster und beobachtete ihn dabei, wie er seinen Abfall entsorgte. Er war sich sicher, daß sie, wenn er sein Geschäft verrichtet hatte, direkt zu den Mülleimern ging und seine Hinterlassenschaften durchstöberte. Anfangs hatte er sich einen Spaß gemacht und in seinen Arbeitsnotizen versteckte Botschaften an sie gerichtet. Ein Liebesgedicht, eine Erwähnung ihres Namens in einem Roman, den er gerade schrieb, sie aber wurde nie ein Stück freundlicher zu ihm, im Gegenteil. Es schien, daß jede Notiz, die sie von ihm nahm, ihre Laune verdüsterte.

Wenn er aber einen Bart trug und sie ihn nicht erkannte, fühlte er sich freier, seine Notate in den Mülleimer zu kippen, und so wurde sie ihm zusehends egal, auch wenn er auf den Zetteln hin und wieder Flüche oder Gedichte für sie hinterließ:

Die olle Scheidenreich
Ist echt 'ne doofe Kuh
Wenn ich um die Heiden schleich'
Hat sie dann keine Ruh'

Zugegeben pennälerhaft, aber irgendwie befreiend.

Der Autor war nicht verheiratet. Die Nachbarn kannten ihn als stillen, vornehmen Menschen. Sie hielten ihn für einen soliden Geschäftsmann, wenngleich sie ein wenig verstimmt darüber waren, daß sich so wenig Konkretes über ihn in Erfahrung bringen ließ ...

»Meine liebe Leserin«, wendet sich der Autor nun direkt an Sie, »Sie sind ausdauernd, zweifellos können Sie mir noch eine Menge beibringen. Wollen Sie das?«

»Mit Freuden«, hauchte die Leserin, diesmal ganz besonders atemlos. Sie hatte die Tüten in der Zwischenzeit abgestellt.

»Gut, ich werde Ihnen das Rezept verraten, wie man Buchstabensalat schmackhaft zubereitet. Was haben wir bisher getan?« Die Leserin knickte. »Vor zwei Stunden haben wir zwei mittelgroße Seiten gelesen, lieber Autor.

Dann haben wir die harten Unterstriche entfernt und nur die zarten Buchstaben ausgesucht ...«

»Was habe ich mit den zarten Buchstaben gemacht?«, fragte er weiter.

»Sie haben sie zwischen einen Buchdeckel getan und die Buchdeckel zugeklappt. Dann haben Sie, lieber Autor, das Buch geschlenkert ...«

»Geschleudert, liebe Leserin, geschleudert, um den letzten Tropfen Sinn herauszuholen. Es ist von größter Wichtigkeit, daß die Blätter vollkommen sinnfrei sind. Doch wollen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit der Zubereitung der Balance widmen. Das ist der Trick, um die klebrige Bedeutung zu entfernen! Kurz vor dem Anrichten wärme man das Buch in dem gleichen Gedanken. Erst im lesefertigen Buch kommen dann A und O zusammen, das ist, nun ja, das Salz in der Buchstabensuppe. Je nach Geschmack Konsonanten in der umgekehrten Ordnung oder, wie ich es bevorzuge, in überhaupt keiner Ordnung darüber gestreut, fertig ist das Desaster.«

kaöfk a kladf adf las fja

köka akepqe ad üp

qppllasdf

Schmeckt nach gar nichts. So soll es sein. Und damit sind wir sinnbereit für eine neue Episode von

Für Vicco (man kann gar nicht oft genug ...)

Norbert Hemke

Herzlich willkommen zu einer neuen Ausgabe von ›Was steht geschrieben‹. Wie immer haben sich unsere Zuschauer zuhause an den Fernsehgeräten Sinnsprüche ausgedacht, die wir unserem charmanten Rateteam präsentieren. Auch dieses Mal waren unter den Einsendungen frische und sehr originelle Aphorismen dabei, die wir uns freuen, Ihnen hier vorstellen zu dürfen. Sie kennen die Regeln, ich beginne einen Sinnspruch, und Sie führen diesen dann zu Ende. Für jedes Nein bekommt der Autor fünf Mark (das sind umgerechnet 60 Schilling oder 350 Franken), bei zehn Nein lösen wir. Sind Sie bereit?

Anett

Ja.

Güdo

Aber natürlich!

Franz

Für mich kann es losgehen.

Norbert Hemke (*hält eine Postkarte in der Hand*)

Den folgenden Sinnspruch hat uns Anna E. aus Oberndorf zugeschickt. Ich lese nur das erste Wort:

»Morgenstund' ...«

Güdo

Darf ich das bitte noch einmal hören?

Norbert Hemke

Aber selbstverständlich. »Morgenstund' ...«

Güdo

Gehe ich recht in der Annahme, daß die Einsendende aus dem süddeutschen Sprachraum stammt?

Norbert Hemke

Die Postkarte trägt eine Briefmarke aus Österreich. Es steht zu vermuten, daß Sie recht haben. Also ja.

Güdo

Dann kann ich davon ausgehen, daß die Autorin der Zeilen mit ›Morgenstund'‹ eine jener Stunden meint, die zwischen Sonnenaufgang und womöglich 12 Uhr mittags liegen?

Norbert Hemke

Das scheint richtig zu sein.

Güdo

Morgenstund', Morgenstund' ... Ich muß gerade leider passen und gebe an Anett weiter.

Anett

Es handelt sich bei dem Autoren ja vielmehr um eine Autorin.

Norbert Hemke
Auch das ist richtig.

Anett
Also um eine Frau.

Norbert Hemke
Stimmt.

Anett
Hm. Ich würde mich gerne mit meinem Nachbarn beraten (*beugt sich zu Franz und flüstert hörbar*). Das Wort Stund', also von Stunde, ist, wenn ich das richtig in Erinnerung habe, ja auch weiblich.

Norbert Hemke
Das ist richtig. Vielleicht darf ich Ihnen an dieser Stelle etwas Hilfestellung leisten. Es geht in diesem Spruch darum, daß besonders die *frühen* Stunden des Tages wertvoll sind.

Anett
Wertvoll, sagen Sie?

Norbert Hemke
Wertvoll, ja.

Anett
Handelt es sich bei diesem Sinnspruch um einen gereimten

oder ungereimten?

Norbert Hemke
Wie darf ich das verstehen?

Anett
Endet die letzte Silbe des Aphorismus' mit den gleichen Vokalen oder gar einem ähnlich klingenden Wort wie das von Ihnen bereits Vorgetragene?

Norbert Hemke
Wenn das eine Frage ist, dann darf ich diese mit Ja beantworten.

Anett
Aha. Morgenstund'. Warten Sie. Morgenstund'. Morgenstund'. Morgenstund' – Sorgenmund?

Norbert Hemke
Die Antwort ist leider nein. Denken Sie doch an das Wertvolle der frühen Tagesstunden.

Franz
Mit wertvoll meinen Sie etwas, das einige von uns vielleicht schon einmal gesehen haben, aber womöglich nicht selbst in ihrem Besitz wissen?

Norbert Hemke
Das ist möglich. Also eher ja.

Franz

Also nicht jeder hat es?

Norbert Hemke

Auch das scheint plausibel.

Franz

Einige haben es, andere wiederum nicht.

Norbert Hemke

Und es ist wertvoll.

Franz

Was könnte das sein ...

Güdo

Haben nur Österreicher dieses Etwas oder ist dieses Etwas etwas Allgemeinmenschliches?

Norbert Hemke

Das ist eine Oder-Frage. Die darf ich Ihnen nicht beantworten.

Güdo

Ist dieses Etwas etwa nicht etwas Allgemeinmenschliches?

Norbert Hemke

Ich fürchte, daß wir mit doppelten Verneinungen auch nicht weiterkommen.

Franz

Ich habe einen Vetter zweiten Grades, dessen Schwager unterhält einen kleinen Hof am Mondsee in Österreich. Der hatte mal eine Milchkuh.

Norbert Hemke

Vielleicht versuchen Sie sich mal an dem Versfuß.

Güdo

Bitte (*trommelt den Rhythmus des Versfuß*): ›Dà dada da dà dada‹.

Anett

›Mòrgenstund da dà dada‹.

Franz

Kunigunde. So hieß die Kuh.

Anett

Das ist ja interessant.

Franz

Und er rief sie immer Kunigund'.

Anett

›Mòrgenstund' da dà dada‹. Ich hab's: »Morgenstund' und Kunigund'«?

Güdo

Aber entschuldigen Sie bitte mal, ›Morgenstund' und Kunigund'‹, das ergibt doch überhaupt keinen Sinn, ich bitte Sie! Wieso sollte Anna E. einen Sinnspruch verfassen, der die Kuh des Schwagers des Vettters zweiten Grades von Herrn Franz in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellt? Und woher sollte Frau E. überhaupt den Namen dieser Kuh wissen? Nein, das ergibt alles überhaupt keinen Sinn. Und was bitte soll die Verbindung der Morgenstunde mit Kunigunde überhaupt bedeuten? Daß diese Kuh in der Morgenstunde besonders gute Milch gibt? Also wirklich!

Norbert Hemke

Also war das kein Antwortversuch vom Rateteam?

Güdo

Das einzige, das Sinn ergibt unter diesen Umständen ist: »Morgenstund' hat Gold im Mund«. Da haben wir das Wertvolle wieder, auf welches wir vorhin hingewiesen wurden, und dieses Wertvolle des Goldes trägt man dort, wo es sich auf Stund' reimt. Nämlich im Mund.

Anett

›Morgenstund' hat Gold im Mund‹? Ist das Ihr Ernst? Das ist ja das blödeste, was mir je untergekommen ist. Wo bitte und unter welchen Umständen hat Morgenstund' Gold im Mund? Sagen Sie mir das doch einmal bitte. Sind Sie denn schon einmal aufgewacht und hatten Gold im Mund?

Güdo

Es geht doch nicht um mich oder Sie, es geht in diesem Aphorismus um die Morgenstunde. Das ist eine Allegorie. Wissen Sie etwa nicht, was eine Allegorie ist, geschätzte Kollegin?

Anett

Ich weiß sehr wohl, was eine Allegorie ist, und nennen Sie mich nicht geschätzte Kollegin, sonst schleudere ich Ihnen die Allegorien um die Ohren, die mir gerade durch den Kopf schießen. Wofür soll denn die Allegorie Morgenstund' bitte in diesem Zusammenhang stehen?

Güdo

Aber das ist doch eindeutig, ich bitte Sie. Für die Morgenstunden eben.

Anett

Dann ist es doch aber gerade keine Allegorie, wenn Morgenstunden für Morgenstunden stehen.

Güdo

Nicht für *Ihre* Morgenstunden, gnädige Frau. Daß *Ihre* Morgenstunden kein Gold im Mund haben, ist uns allen hinlänglich bekannt. Für den gemeinen österreichischen Landwirt hingegen ist das anzunehmen. Wie es sich um einen solchen dabei wohl beim Vetter zweiten Grades unseres geschätzten Kollegen handeln wird. Wenn Sie schon einmal, gnädige Frau, ihre Stadtwohnung verlassen

haben und zur Sommerfrische auf dem weiten Land aufgebrochen sein sollten, dann werden Sie sich sicherlich an ein Exemplar des bereits erwähnten Paarhufers aus der Gattung der Bovinae, gemeinhin als Rindvieh oder Kuh bekannt, erinnern.

Anett
Ja und?

Güdo
Und das vor allem weibliche Rindvieh, das dort auf saftigen Weiden steht, muß mindestens einmal am Tag gemolken werden.

Anett
Ja und?

Güdo
Was glauben Sie, wann das geschieht?

Anett
Wenn die Kuh muh macht?

Güdo
Irrtum, verehrte gnädige Frau, Irrtum. Die Kuh wird gemolken, wenn das ihr anhängige Euter gefüllt ist.

Franz
Es heißt *der* Euter, nicht *das* Euter.

Güdo

Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr. Die Kuh wird in den frühen Morgenstunden gemolken, *bevor* sie muh macht. Denn *wenn* sie muh macht, ist es schon zu spät.

Anett
Ja und?

Güdo
Und das, was sich in diesem Euter befindet, ist Milch, auch bekannt als weißes Gold der Alpen.

Anett
Ja und?

Güdo
Deshalb steht das sprichwörtliche Gold für jene weiße Flüssigkeit, die jeden Morgen an den frühen Stunden aus dem Euter der Kuh entnommen werden muß. Daher hat ›Morgenstund' Gold im Mund‹.

Anett
Aber eben jene Milch fließt doch in den Eimer.

Güdo
Ja und?

Anett
Eben. Es müßte dann ja heißen: ›Morgenstund' hat

hmhmhm im Eimer«. Und das hören ja sogar Sie Rindvieh, daß sich das nicht reimt.

Norbert Hemke

Mäßigen Sie sich doch bitte, meine verehrten Damen und Herren. Ich bitte um konstruktive Lösungsversuche.

Güdo

Das Rindvieh nehmen Sie sofort zurück.

Anett

Ich denke überhaupt gar nicht daran.

Güdo

Wenn Sie das Rindvieh nicht sofort zurücknehmen, verlasse ich diese Raterunde und werde nie wieder, nie wieder mit Ihnen raten.

Anett

Aber ich denke doch gar nicht daran.

Norbert Hemke

Aber ich bitte Sie, meine Dame, mein Herr. Jetzt lassen Sie das doch ...

Leider jedoch kann ich Ihnen nicht mehr schildern, wie der Streit weitergegangen ist. Es hat nämlich gerade jemand an meine Tür geklopft. Ich fürchte, ich muß öffnen gehen. In der Zwischenzeit bitte ich Sie einfach, sich

in die folgende Geschichte zu vertiefen. Bedenken Sie aber, daß dies nicht aus Bosheit geschieht. Ich wimmle Sie nicht ab.

Der Autor ist nämlich kein schlechter Mensch, liebe Leserin, lieber Leser. Es menscht bei ihm genauso, wie bei jedem anderen. Auch er hat Instinkte, gute und schlechte Gefühle, auch er wird garstig, wenn er nichts gegessen hat oder träge, wenn er zu viel zu sich genommen hat. Das einzige, das den Autoren vielleicht von anderen Menschen unterscheidet, ist die Hoffnung, daß er alles, was er fühlt, erlebt, durchsteht, als Material für seine Arbeiten verwenden kann. Um buchstäblich aus jeder Träne ein Gedicht zu pressen, jedem Seufzer eine Kurzgeschichte zu entnehmen, aus jedem Furz einen Roman zu schreiben. Damit Sie dann, liebe Leserin, lieber Leser, daran teilhaben können.

Nun brauche ich aber meinen klaren Kopf, sagt der Autor zu sich selbst. Wo ich doch etwas Geschäftliches mit dem Leser besprechen wollte ...

»Alles bespricht sich besser bei einem guten Essen, lieber Leser«, beginnt der Autor das Gespräch.

»Danke. Nun sagen Sie schon, Herr Autor, um was für ein Geschäft handelt es sich?«

»Noch etwas Buchstabensalat?«

»Nein, danke. Schießen Sie doch endlich los!«

»Na schön«, sagt der Autor. »Lieber Leser, Sie haben eine große Ungeduld.«

»So ist es, ja. Zweihundert Einheiten davon. Alles in kleinsten Details zusammengetragen.«
»Eine stolze Leistung. Zum Wohlsein ...« Der Leser hebt auch sein Glas.
»Wie ich weiß, ist Ihre Ungeduld besonders fordernd.«
»Jawohl.«
»Sie können sich manchmal nicht zurückhalten und müssen vorblättern. Hab' ich recht?«
»Ja, das liegt in der Natur der Ungeduldigen. Aber was ist Ihr Punkt?«
»Haben Sie schon einmal versucht, Ihr Geschäft der Ungeduld woanders zu verrichten. Ich meine damit, außerhalb der Bücher?«
»Warum sollte ich das tun?«, fragt der Leser leicht irritiert zurück.
»Weil womöglich ein Buch ein ungeeigneter Austragungsort für Ihre Ungeduld ist.«
»Das verstehe ich nicht.«
»Ein Autor schreibt in der Zeit, die er braucht, um etwas zu Papier zu bringen.«
»Ja und?«
»In der Zeit schreiben bedeutet, daß die Dinge eine Abfolge haben, daß die Dinge nacheinander ablaufen.«
»Ja und?«
»Daß also Gedanken, um dem Ding nun einen Namen zu geben, aufeinander aufbauen und in einer logischen Reihenfolge stehen.«
»Ach so, und daher meinen Sie, ich sollte nie vorblättern, weil ich dann etwas vorwegnehme, das Sie so minutiös

geplant, sich ausgedacht haben?!«
»Ich würde es nicht ganz so vorwurfsvoll ausdrücken, aber stimmt.«
»Und ich soll mich also als Leser an Ihre Logik halten?«
»Ist das nicht der Grund, warum Sie ein Buch lesen? Daß Sie in den Kopf des Autors schlüpfen können?«
»Nein, mein Lieber, das ist nicht der Grund. Der Grund, warum ich ein Buch lese, ist ein anderer. Ich will über die knappe Zeit, die ich habe, so verfügen, wie ich es mag. Ich will entscheiden können, ob ich nun auf Seite 225 bleibe oder gleich zu Seite 423 vorblättere, um zu sehen, ob es diese Figur, diesen Charakter, diesen Handlungsort später noch gibt. Das ist die Freiheit, die ich als Leser habe und die mir wichtig ist.«
»Das hab' ich mir gedacht.«
»Na also. Dann verstehe ich ihr Problem nicht.«
»Wenn für Sie die Lektüre eines Buches mehr mit Ihrer Freiheitsungeduld zusammenhängt und weniger mit dem Wunsch des Mitentwickelns eines Gedankens, den ein Autor vor Ihnen ausbreitet, dann sollten Sie das Objekt, an welchem Sie Ihre Freiheitsungeduld exerzieren wollen, wechseln.«
»Sie sprechen in Rätseln, lieber Autor.«
»Lesen Sie dann doch besser keine Romane, lieber Leser. Verzichten Sie auf die Lektüre von Gedichten, Kurzgeschichten oder Novellen und wenden sich besser Telefonbüchern oder Gebrauchsanweisungen zu. Ich kann Ihnen das Berliner Telefonbuch in der Ausgabe A-K aus dem Jahre 1978 dafür sehr empfehlen.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 49

Was ist der Plural von Mehrzahl?

Auf mehreren tausend Seiten, dünngedruckt wie Pergament, findet sich auch darin alles, was Sie Ihren ungeduldigen Freiheitsdrang ausleben läßt. Blättern Sie von B wie Breitenbach, Wilfried unmittelbar zu F wie Frankenfeldt, Heidi, Wilmersdorferstraße 23, ohne die Ordnung der Erzählung zu stören. Ohne das feine, kaum sichtbare Gespinst, welches den Sinn zusammenhält, aufzutrennen.«

»Nun machen Sie mal halblang, lieber Autor. Gerade das mir vorliegende Buch, ja, ist ja nicht so geschrieben, als müßte man es von Anfang bis Ende durchlesen. Es ist vielmehr eine Einladung, von Gedicht zu Geschichte, von Witzgeschichte zu Dialog hin- und herzuspringen.«

»Das glauben Sie, lieber Leser, weil ich möchte, daß Sie das glauben. In Wahrheit sind die Kapitel aber aufeinander aufgebaut.«

»Aber warum, lieber Autor, wollen Sie mich im Glauben lassen, daß ich hin- und herspringen kann, wenn Sie doch eigentlich gar nicht wollen, daß ich mich frei durch Ihr Buch bewege?«

»Weil ich mir wünsche, daß Sie, lieber Leser, beim Springen von selbst darauf kommen, daß Sie sich eingehender mit dem Buch befassen sollten.«

»Aber dann schreiben Sie doch so.«

»Wie, soll ich schreiben, ›Achtung lieber Leser, nicht mehr springen, sondern Seite für Seite zu Ende lesen?«

»Aber warum denn nicht? Wer soll Sie daran hindern? Es ist ja Ihr Buch. Und überhaupt, warum schreiben Sie

denn nicht gleich so spannend, daß man überhaupt gar nicht auf den Gedanken kommt, im Buch herumblättern zu wollen, sondern stattdessen an Ihren Lippen, an Ihren Wörtern hängen bleiben will, weil man unbedingt erfahren möchte, was die nächsten Sätze bringen?«

»Langweilt Sie mein Buch also?«

»Nein, nein, das wollte ich damit nicht sagen. Ich verstehe nur nicht, warum Sie mir als Leser nicht von vorneherein verdeutlichen, wie ich Ihr Buch zu lesen habe. Dann wäre doch alles geklärt, und wir müßten diese Unterhaltung gar nicht mehr führen und könnten uns wieder der Geschichte zuwenden.«

»Sehen Sie, lieber Leser, und jetzt sind Sie dann doch in die Falle getappt. Dieses Gespräch nämlich ist Teil meines Buches, wie auch Sie Teil von ihm sind. Ich wollte, daß Sie sich mit mir an dieser Stelle, auf dieser Seite unterhalten. Meine Eingangsfrage ›Wollen Sie noch etwas Buchstabensalat?‹ war keineswegs eine harmlose Frage. Im Gegenteil, sie war bis aufs kleinste berechnet. Ich wollte Sie dazu bringen, mir gegenüber Ihre Ungeduld zu äußern, damit ich mit Ihnen diesen Dialog führen kann. Und das ist mir auch gelungen.«

»Sie haben mich also nur benutzt, Sie Schwein.«

»Schwein?«

»Meine Meinung interessiert Sie also nicht die Bohne, Sie egoistischer Mensch. Es sind tatsächlich nur IHRE Seufzer, IHRE Fürze, IHRE Tränen, aus denen Sie schöpfen wollen. Meine Gefühle und Gedanken sind Ihnen sehr egal.«

»Irrtum, lieber Leser, Irrtum. Ihre Gedanken und Gefühle sind mir nicht egal, alleine schon, weil sie ja nur in meinem Kopf existieren.«

»Wollen Sie damit sagen, daß es mich gar nicht gibt?!«

»Doch, doch, es gibt Sie. In meinem Kopf.«

»In Ihrem Kopf? Aber nein, hier sitze ich mit Fleisch und Blut, halte Ihr Buch in meinen Händen, in denen ich meinen Puls spüre, hier, ich halte meinen Arm gerade hoch. In meiner Leserbrust schlägt ein Herz, jetzt etwas schneller, weil ich erregt bin, weil ich mich dann doch sehr aufrege über das, was Sie hier über mich absondern.«

»Schauen wir doch mal, ob Sie recht haben. Wenn Sie meine nächsten Fragen beantworten können, dann gibt es Sie. Und wenn nicht, dann gibt es Sie nicht. Einverstanden?«

»Wenn ich Ihnen also irgendeine Antwort geben kann, dann glauben Sie mir?«

»Genau. Sind Sie bereit?«

»Allzeit bereit.«

»Wieviel Uhr ist es gerade? Was tragen Sie in diesem Moment? Beschreiben Sie mir den Raum, in dem Sie gerade sitzen. Scheint die Sonne draußen oder ist es bereits dunkel? Ist es kalt da, wo Sie gerade sind? Wie ist Ihre Augenfarbe? Ihre Haarfarbe? Die Farbe Ihrer Schuhe, die Sie im Herbst tragen? Hallo, lieber Leser? Sind Sie noch da?«

Und an dieser Stelle löckt den Autor der Stachel, er würde gerne schreiben, daß sich der Leser mit gepreßter

Stimme zu Wort meldet, in etwa so: »Die Tatsache, daß Sie mich nicht hören, bedeutet nicht, daß es mich nicht gibt«, aber dem Autoren ist natürlich das Paradoxe an dieser Situation, wonach es in einem Buch nur die Dinge wirklich gibt, die gedruckt sind, vollkommen bewußt. Daher verzichtet er auf diese Wortmeldung und macht weiter im Text.

Ingo

Es war beinahe 18 Uhr. Mit seinem Assistenten saß der Autor in der großen Bibliothek vor einem flackernden Kaminfeuer. Sie warteten auf das Sandmännchen. Rot und golden, blau, weiß, gelb und grün leuchteten Hunderte von Bücherrücken aus dem Halbdunkel. Der Plattenspieler lief. Leise erklang das ›Dormagen Concert, Part 2a‹. Der Autor trug einen makellosen Smoking. Der Assistent hatte den Hemdkragen geöffnet und seine Beine auf einen Sessel gelegt, allerdings nicht ohne vorher, mit einem Seitenblick, die FAZ untergeschoben zu haben.

›Komisch‹, dachte er. ›Normalerweise schiebt man doch der FAZ etwas unter.‹

›Die Süddeutsche Zeitung liefert das Papier in einer Woche‹, sagte der Assistent dann. ›Wie lange brauchen deine Freunde zum Drucken?‹, fragte der Autor. ›Etwa zehn Tage‹, antwortete der Assistent, der auf den Namen Ingo hörte. Er führte ein bauchiges Kognakglas zum Mund. ›Dann werde ich am ersten November – schönes Datum – nach München fahren‹, sagte der Autor. Er überreichte Ingo eine Liste. ›Hier ist eine Vorlage für den Druck. Auf der Liste stehen die laufenden Seitenzahlen, die ich auf den Seiten sehen möchte.‹

Ingo schaute auf die Liste. Sie war wie immer vollkommen. Sie begann bei 1 und zog sich bis 439 nahtlos fort. Der

Autor hatte keine einzige Zahl vergessen, selbst die Primzahlen waren fehlerfrei, und dafür bewunderte er den Autoren sehr. Wie ihm das alles so mit leichter Hand gelang. »Wieviele Seiten wird das Buch am Ende haben«, fragte Ingo vorsichtig, und der Autor nahm zunächst einen Schluck und antwortete dann geduldig: »448.«

»Vierhundertachtundvierzig?!«, fragte Ingo verwirrt zurück. »Aber endet deine Liste nicht mit 439?«

»Du hast mal wieder das Vorsatzpapier, die Impressumseite, Schmutztitel und so weiter vergessen«, sagte der Autor ruhig und stellte sein Glas ab. Ingo holte nun verlegen lächelnd eine goldene Repetieruhr hervor, die von seinem Vater stammte.

Sein Vater hatte die Uhr über den Krieg hinweg am sichersten Ort versteckt, den sein Körper zu bieten hatte. Er hatte sich in den acht langen Jahren seiner Kriegsgefangenschaft mit dem Ticken in seinem Enddarm angefreundet. Ingo zog das Schmuckstück vorsichtig auf. Die Uhr zeigte zwei nach sechse. »Oh verdammt«, fluchte er laut, »das Sandmännchen hat bereits begonnen«, und mit diesen Worten stand er auf, lief zum Fernseher, schaltete das Regionalprogramm ein und hörte auch schon die schöne, beruhigende Anfangsmelodie. Als er sich wieder in seinen Sessel fallen ließ, fielen ihm sogleich die Äuglein zu. Ingo schlummerte sanft ein, so daß ihm entging, wie ihm der Autor eine Wolldecke überwarf, auf daß er nicht fror.

Ingo hatte einen Traum. Anna machte gerade ihre Schulaufgaben in der Kantine, als ihr Hund Herr Schröder hereingestürmt kam. Herr Schröder – ein komischer Name für einen Hund. Seine Eltern waren Katholiken, aber weil er immer ein Labrador sein wollte, bestand er darauf, daß man ihn ›Herr Schröder‹ nannte. Er trug seine lockigen Haare kurz geschnitten, und seine blauen Augen blitzten zornig.

Sie lesen doch noch laut, liebe Leserin, lieber Leser?

Ingo war in einer Felsenbucht, die dem Hund gehörte. Die Felseninsel war sehr klein; in ihrer Mitte stand ein Freßnapf, der einen Unterschlupf für Kaninchen, Möwen und Dohlen bot. Es befanden sich dort Dosen, in denen Herr Schröder und seine Locken aufregende Abenteuer erlebt hatten. Die Insel lag im Wasser, wie sich das für eine Insel gehört, und das Wasser war naß. In den Osterferien waren Herrn Schröder mal sechs Eier ins Wasser gefallen, die Anna wieder hatte herausfischen müssen. Sie wollte sie dann ausblasen und bemalen, wie es auf den Osterinseln Brauch ist. Das war ganz schön mühsam, aber sie tat es, weil sie Herrn Schröder nicht verletzen wollte. Er war zwar ein ausgewachsener Hund, aber dennoch sehr sensibel, wenn es um Wasser ging. Daß er als Zwergpinscher Labrador spielen wollte, ging ja noch, daß er es aber nicht übers Herz brachte, ins Wasser zu springen, war ihr Beweis genug, daß Herr Schröder noch nicht so weit war. Sie würde noch weiter mit ihm üben müssen.

Irgendwo war ein Fahrrad dabei umzufallen. Es war das von ihrer Freundin. Sie hatte es an einen Apfelbaum gelehnt, von welchem ein Apfel auf den Sattel gefallen war. Zum Glück hatte das Rad einen Gang eingelegt, sonst wäre es sofort umgefallen, und so verharrte es in stabiler Seitenlage zwischen Baumstamm und Erde. Ingo wunderte sich in seinem Traum erst darüber, als Herr Schröder den Hinterreifen beschnupperte und dann sein Bein hob. Auf dem Lenker das Rades hatte ein ausgeblasenes Osterei Platz genommen und pfiff durch sein Loch nun den Radetzky-Marsch. Sofort erhob sich das Rad aus seiner Seitenlage und stand wieder kerzengerade an dem Baum. Herr Schröder war wohl etwas verwirrt, warum sonst hätte er anfangen sollen zu miauen. Das machte dem Ei wiederum Angst, so daß es vom Lenker auf den Gepäckträger flog und sich in der Tasche versteckte.

Mit einem Ruck war Ingo wieder wach. Es war nun 10 Uhr am nächsten Vormittag. ›So lange sollte ich geschlafen haben‹, fragte sich Ingo. Er stand auf und ging durch das Haus. Es war niemand außer ihm da. Aus der Küche nahm er sich einen Apfel und ging dann wieder in die Bibliothek zurück. Dort stellte er sich vor das enorme Bücherregal, zog ein Buch heraus, blätterte zur Seite 235 und las:

Der Wald vor lauter Bäumen

Bielefeld im April. Es regnete. Glitzernd spiegelten sich die Wolken in den vom nächtlichen Regen noch nassen Scheiben der Bahnhofsgaststätte. Von ihrer Sitzecke betrachtet sah der noch junge Tag düster aus, und so saßen sie entmutigt an einem Resopaltischchen, tunkten Teebeutel in ihre Tassen und rauchten Reyno Mentholzigaretten.

Sie hatten sich auf der Sommertagung der Arboretischen Gesellschaft kennengelernt, auf welcher sie einen Vortrag über die Vorzüge der Unterdeckung des Teutoburger Waldes gehalten hat, ihr Hauptgebiet, auf dem sie sich am besten auskannte. Nach dem Vortrag hatte es viele Rückfragen gegeben, besonders von ihrem Erzfeind Hans Meyerhofer, der ihr mit saftig-bayrischem Zungenschlag hatte nachweisen wollen, daß ihre These, wonach die Unterdeckung durch Nadelhölzer am Ende zu einer Überdeckung durch Eichen führte, schlicht und ergreifend nicht stimmte. Sie hatte sich provozieren lassen und Meyerhofer dann öffentlich ein Rindvieh genannt, was diesen natürlich postwendend zum Frontalangriff hatte übergehen lassen. Die Sache hatte gedroht, aus dem Ruder zu laufen, und wenn Peter die Lage nicht hätte beruhigen können, hätte es einen Flächenbrand gegeben, aus dem niemand der Beteiligten unbeschadet herausgekommen wäre.

Peter war nicht unbedingt ein schöner Mensch. Sein Kopf war etwas zu groß, er hatte eine hohe Stirn und

eine für seine schmalen Gesichtszüge etwas zu große Nase. Als er während der Diskussion aufgestanden war und sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, war sie von seiner Erscheinung fast abgestoßen. Aber dann hatte er seinen Mund geöffnet, und seine Worte waren mit einer Sanftheit herausgeflossen, die den Raum sofort verstummen ließ. Die über 50 Anwesenden, zwei Gruppen, die sich heftigst gestritten hatten, hörten Peter nun zu, wie er darum bat, das Gespräch doch in der Pause fortzuführen, denn man wäre ja jetzt bereits ein wenig über der Zeit, und wenn er sich erlauben dürfte, auch etwas zu dieser Diskussion beizutragen, dann wäre es, daß es sich beim Menschen um ein Wesen handelte, welches aus Widersprüchen schöpfte und lernte. Selbst Meyerhofer, der natürlich hatte widersprechen wollen, hatte seinen Mund gehalten, seine Sachen eingepackt und war den anderen zur Cafeteria gefolgt.

Als im Raum nur noch sie und Peter gewesen waren, hatte er sie angeschaut und gemeint: »Ich persönlich fand Ihren Vortrag sehr aufschlußreich und lehrreich.« Sie hatte ihn entgeistert angeblickt, da hatte er schon seine Hand ausgestreckt und sich mit »Peter Koberg, Dr. Peter Koberg« vorgestellt. Sie hatte dann wortlos und mit einem verlegenen Lächeln seine Hand geschüttelt. Er sollte später sagen, daß er sich sofort in Dr. Sandra Feldbausch und ihr schüchternes Lächeln verliebt hätte.

Sandra nahm einen letzten Zug von ihrer Zigarette und

drückte sie im übervollen Aschenbecher aus. Sie schaute aus dem Fenster der Bahnhofgaststätte. Noch immer stand der Zug nicht auf dem Gleis. Sie wollte unbedingt weg aus dieser Stadt. Sie war schon an vielen Orten auf dieser Welt gewesen, Bielefeld im April aber war mit Abstand der schlimmste. Ihr und Peters Blick trafen sich. »Was denkst du?«, fragte er mit seiner sanften, samtweichen Stimme, die ihm eine glänzende Karriere im Radio beschert haben könnte. Stattdessen leitete er das Arboretische Institut in dieser Stadt und ging weitab von den großen Metropolen seiner Arbeit nach. Peter liebte seine Arbeit, er war aber alles andere als ehrgeizig. Was man von ihr nicht behaupten konnte. »An Paris«, sagte sie. Nach einer Pause, in der Peter ihre Hand genommen hatte, sagte dieser: »Bist du dir sicher, meine große Liebe?« Sie schaute ihm in die grünen Augen und zog unvermittelt ihre Hand weg. Warum mußte er immer wieder davon anfangen? Sie hatte eine grundsätzliche Entscheidung für ihr Leben getroffen, und diese Entscheidung führte sie aus dieser miefigen kleinen Stadt in die weite Welt. Weg von Bielefeld, weg von dem Institut, dessen Leiter er war, weg von ihm.

Nach dem Vortrag hatten sich Sandra und Peter eigentlich aus den Augen verloren. Erst am letzten Tag der Tagung, die traditionell mit einer Schnitzeljagd endete, waren sie in die gleiche Wandergruppe eingeteilt worden. Ihre Gruppe, die aus sieben Mitgliedern bestanden hatte, hatte die Aufgabe gehabt, an einer Stelle des

Stadtwaldes einen versteinerten Borkenkäfer zu finden, der in einer Schachtel unter irgendeinem Baum abgelegt worden war. Man hatte der Gruppe zur Erleichterung der Aufgabe eine Schatzkarte an die Hand gegeben, die an entscheidenden Punkte unvollständig war, um es den Schatzsuchern nicht ganz so einfach zu machen. An diesem Tag war es warm gewesen, man war gut gelaunt und voller Tatendrang aufgebrochen, den Käfer zu finden. Sandra war überrascht von der gedanklichen Schnelligkeit, die Peter an den Tag legte, ohne sich dabei der Gruppe aufzudrängen. Er hatte immer die richtigen Ideen gehabt, die er aber nur dann von sich gab, wenn wirklich nichts mehr weitergegangen war. Er war ein charmanter, witziger Lotse, der es verstand, leicht die Gruppe zu lenken, und es war kein Wunder, daß ihre Gruppe die erste gewesen war, die den Käfer gefunden hatte. Mit Abstand die erste. Als sie an der Stelle angekommen waren, hatte Peter die Schachtel ausgebuddelt und sie Sandra feierlich überreicht. Sie sollte damit beim Festbankett am Abend die Siegetrophäe entgegennehmen. Sie hatte blendend ausgesehen in ihrem langen Abendkleid, und ihr Lachen war noch nie so strahlend gewesen wie in diesem Moment, hatte er ihr gesagt, als sie sich im Gang vor ihren Zimmern, sie waren im gleichen Hotel untergebracht, hatten voneinander verabschieden wollen. Sie wußte bis jetzt nicht, was sie dazu gebracht hatte, aber sie hatte sich sagen hören:

»Ich hab' heute morgen die Teebeutel neben dem Wasserkocher gezählt, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich mich

dabei erzählt habe. Wollen Sie mir vielleicht dabei helfen nachzuzählen?« Damit hatte sie die Tür geöffnet, und schon, als sie im Vorzimmer gestanden waren, hatten sie sich wild geküßt. Sie hatte ihn erstaunlich versiert gefunden, seine Hände waren nicht drängend, aber wissend, und sein Körper war nicht fordernd, aber bereit.

Jetzt, zweieinhalb Jahre später, saß sie mit demselben Mann in diesem tristen Bahnrestaurants und wußte nicht, wie sie es ihm sagen sollte. Er dachte, daß sie sich jedes zweite Wochenende sehen würden, auch wenn die Zugfahrt von Bielefeld nach Paris eine Herausforderung darstellen würde. »Hindernisse sind dazu da, überwunden zu werden«, hatte er gesagt, als ihm Sandra von dem Angebot einer neuen Stelle in Paris erzählt hatte. Daß sie diese neue Position nicht nur aus beruflichen Gründen angenommen hatte, wußte er allerdings nicht. Er legte seine Hand, aus der sie sich befreit hatte, in die andere. »Wir schaffen d...«, wollte er sagen, wurde aber von Sandra unterbrochen. »Also gut, Peter«, hob sie an. Sie wußte, daß sie es ihm sagen mußte, und daß es nur schäbig wäre, wenn sie, wie sie sich das am Morgen ausgedacht hatte, beim Abschied am Gleis einfach den vorbereiteten Brief in seine Manteltasche gleiten lassen würde, in welchem sie alles erklärte. Den Brief hatte sie in ihrer Handtasche dabei, und er wog schwer darin.

»Lieber Peter«, hatte sie heute Morgen am Küchentisch

sitzend den Brief angefangen zu schreiben, während er unter der Dusche stand. Sie hatten sich in der Nacht zuvor so wild geliebt, daß sie in diesem Moment noch am ganzen Leib gezittert hatte, »ich muß dir nun endlich die Wahrheit sagen, ich kann sie nicht länger für mich behalten. Sie bedrückt mich seit der ersten Nacht, die wir gemeinsam verbracht haben, und es ist an der Zeit, daß Du sie erfährst. Doch zuvor will ich, daß Du weißt, daß mir die Entscheidung, nach Paris zu gehen, nicht leicht gefallen ist. Das Angebot war zu verlockend, als daß ich es hätte ablehnen können. Das ist aber nur ein Teil der Wahrheit. Der andere ist, nun, ich werde es Dir sagen: Ich bin ...«

»Ich weiß doch alles schon längst«, hörte sie jetzt Peters Stimme, die sie aus ihren Gedanken wieder in das Bahnhofsrestaurant zurückholte.

Sie blickte auf. Sie war verdutzt. Peter wußte alles? Woher? Peter nahm nun wieder ihre Hand und hielt sie dieses Mal fest. Sehr fest. »Meinst du«, sagte er sanft, »daß mir das in den Jahren und Monaten, seitdem wir zusammen sind, entgangen sein könnte?« Sandra war sprachlos. »Aber«, stammelte sie, »das ist unmöglich.«

»Ich weiß es schon seit unserem ersten Mal, Sandra«, sagte Peter, »und es hat mich noch nie gestört. Im Gegenteil.« Und jetzt führte Peter ihre Hand an seinen Mund und küßte sie. »Du bist ein Mann, na und?«

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 42

Wird man vom Abnehmen des Telefonhörers dünner?

Ingo klappte das Buch zu und betrachtete es von außen. Es hatte, warum auch immer, eine Bratwurst vorne auf dem Cover, auf der zwei Kartoffeln schaukelten. Die Kartoffeln trugen einen Schal in schwarz-rot-gold. Und die Bratwurst wurde in einer übergroßen, mit Pelz bewachsenen Pranke, wohl die eines Bäres, gehalten. Der Name der Autorin war Andrea Jein Speer. »Nie gehört«, dachte sich Ingo. Andrea Jein Speer, ein ungewöhnlicher Name noch dazu. »Warum trägt jemand das Wort Jein in seinem Namen«, fragte sich Ingo. Statt das Buch wieder ins Regal zurückzustellen, nahm er es mit in die Küche. Er war nun doch sehr hungrig. Im Kühlschrank fand er eine bereits angebrochene Flasche Milch. Er nahm sie heraus, im Schrank über ihm war eine Müslipackung, deren Inhalt er in eine Schüssel leerte, die Milch dann dazu schüttete und das Ganze mit etwas Zucker bestreute.

Draußen schien die Sonne. Er öffnete die Flügeltüren hinaus zum Garten, der prachtvoll vor ihm lag. Die Magnolien blühten, der Frühling würde bald kommen. Es war für diesen Monat bereits angenehm warm, er trug die Schüssel und das Buch zu dem kleinen Marmortisch ab, der sich vor der Flügeltür befand. Ingo stocherte in seinem Müsli herum. Andrea Jein Speer. Warum würde eine Frau ein so merkwürdiges Buch über einen Mann in einem Frauenkörper – oder war es umgekehrt – schreiben? Und was war das überhaupt für eine seltsame Wendung am Ende? Oder, halt, ist Andrea am Ende gar

nicht der Name einer Frau, sondern der eines Italieners? Sofort war Ingo elektrisiert. Was, wenn es sich gar nicht um eine Autorin, sondern um einen Autor handelt? Was aber, hier mußte Ingo husten, weil er sich am Müsli verschluckte, wenn die Autorin nicht nur keine Frau, sondern überhaupt jemand ganz anderer war? Wenn der Name nur ein ausgedachter wäre? Wenn der Name ...

Ingo ließ die Schüssel auf den Marmortisch knallen, eilte in die Küche, durchwühlte die Schubladen nach einer Schere. Zurück am Marmortisch, nahm er das Buch in die Hand, blätterte zum Innentitel und begann, den Namen der Autorin auszuschneiden. Dann legte er das Buch zur Seite und betrachtete sich die Schnipsel. Einer Eingebung folgend fing er an, den Namen in seine Buchstaben zu zerschneiden, die alle sanft auf die Oberfläche des Tischchens glitten. Ingo räumte nun auch die Müslischüssel weg, um die Buchstaben besser verschieben zu können. Andrea Jein Speer, das war ein Anagramm!

»Als Anagramm wird eine Buchstabenfolge bezeichnet, die aus einer anderen Buchstabenfolge allein durch Umstellung der Buchstaben gebildet wird«, murmelte Ingo vor sich hin, sich an seine Buchhändlerausbildung erinnernd. »Permutation lautet das Zauberwort«, sagte Ingo laut und begann nun, die Buchstaben in die verschiedensten Folgen zu legen.

ADA EINSPERREN JE. »Quatsch.« ADA PREISEN JENER. »Nee.« RAPIDE JA RENNEN ES. »Neihein.« JADE SPAREN NIERE. »Lustig, aber nicht richtig. Ich muß nach Namen suchen, nicht nur nach Wörtern«, murmelte er leise und hielt das P fest, das der Morgenwind gerade wegtragen wollte. »Fangen wir mit dem P doch einfach mal an, ein Buchstabe, so gut wie jeder andere.«

»P. Dann das E. P-E. Nein. P-A. Paul geht nicht. P-I. P-I-A. Nee, das ist ein Frauenname. P-I-E. Gut. N? Nein. D? Nö. R? Warte mal. R. P-I-E-R, Pier. So was wie Kai? Ach was. P-I-E-R-R-E. Ja, das geht. Aber was, was??? Pierre wer??«

Wenn noch jemand anderes im Haus gewesen wäre, dann hätte diese Person Ingo für verrückt erklärt. Denn dann hätte sie gesehen, wie Ingo wie ein vom Wind verwehtes Blatt des Magnolienbaumes über die Terrasse hüpfte, auf und ab sprang, durch die offene Terrassentür in die Küche zum Spülbecken rannte und sich Wasser ins Gesicht spritzte. Denn ihm ist auf einen Schlag klar geworden, was Ihnen, lieber Leser, liebe Leserin, bis jetzt nicht aufgefallen ist. Ingo, der nun mit nassem Gesicht den Küchenboden voll tropfte, begriff, daß der eigentliche Name des Autors, welcher diese merkwürdige Geschichte geschrieben hatte, kein anderer war als der Autor – dieser Gesamtausgabe.

Andrea Jein Speer war Jean Pierre Sedan!

Und im Gegensatz zu manch' anderem Leser jetzt ist Ingo damit folgendes aufgegangen: Wenn er, Ingo, in einem Bücherregal ein Buch findet, dessen Autor anagrammatisch verschleiert keinen anderen als den Name jenes Autors ergibt, in dessen Buch Ingo erscheint, dann ist alles, was in diesem Buch geschrieben steht, nur Fiktion. Dann gibt es keinen Autor, der mit ihm am Vorabend in der Bibliothek gesessen war, dann gibt es auch diese Bibliothek nicht, kein Sandmännchen, keinen Traum, den Ingo träumte, und dann gibt es »auch nicht mich«, vervollständigt Ingo mit bebenden Lippen diesen Satz nun. »Mich gibt es gar nicht«, lesen Sie ihn sagen, Sie, der wahre Leser dieser Geschichte, nicht der eingebildete. Sie, der Sie dieses Buch mit dem Titel ›Gesamtausgabe‹ in der Hand halten. Sie, der Sie nun Zeuge werden von den üblen Machenschaften dieses Jean Pierre Sedan, der Nettigkeiten nur vortäuscht, in Wirklichkeit aber seine Figuren hinter Licht einer nur vorgegaukelten Existenz führt.

Dieser Moment der Wahrheit stürzt Ingo in eine tiefe Existenzkrise. Er weiß nicht mehr, wer er ist, was er ist, ob er überhaupt ist. Er, der noch nicht einmal anagrammtauglich ist, weil sich aus dem Namen Ingo kein einziges anderes vernünftiges Wort bilden läßt, ist ein Nichts. Das ist bodenlos. Wenn sich Ingo nun bei einer Anlaufstelle für vom Leben enttäuschte Figuren melden könnte, glauben Sie mir, er würde es tun. Er würde zum Hörer greifen und versuchen, den Ombudsmann an die Strippe zu bekommen, um ihm sein Leid zu klagen, um

ihm die himmelschreiende Ohnmacht zu beschreiben, die ihn überkommt, wenn er sich vor Augen führt, wie übel ihm der Autor mitspielt. Er würde dann schriftlich Beschwerde beim Eigenmann-Verlag, der dieses Buch herausgegeben hat, einreichen, um dort einen Anspruch auf Regreß zu prüfen, welcher ihm zweifellos zustehe. Er würde hoffen, sogar eine Sammelklage anstrengen zu können, zusammen mit allen anderen Figuren dieses Buches, denn er würde herausfinden, dessen würde er sich sicher sein, daß er kein Einzelfall sei. Und er würde solange vor Gericht kämpfen, bis ihm Recht gegeben würde, und er mit der Entschädigung und dem Schmerzensgeld, das er gemeinsam mit den anderen Figuren erhalten würde, eine Stiftung gründen zum ›Schutz der Figuren vor dem Autor‹, welche den Figuren neben rechtsanwaltlichem Beistand auch noch einen Klagefonds zusichern würde, dessen Mittel auch für Klagefälle gegen größere Verlage ausreichen würde. Denn für Ingo steht außer Zweifel: Wenn sich selbst eine kleine Verlagsanstalt wie der Eigenmann-Verlag so eine unverfrorene Übertretung erlaube, dann könne man sicher sein, daß auch die großen, die Fischers, Rowohlts, Suhrkamps und wie sie allen heißen, noch ein weit perfideres Spiel mit den Befindlichkeiten ihrer Figuren betrieben.

Aber gottlob, lieber Ingo, gibt es eine solche Anlaufstelle nicht. Es ist nun an der Zeit, daß wir uns von dir verabschieden. Du hast uns nicht enttäuscht, wir haben nichts anderes von dir erwartet. Auf Nimmerwiedersehen!

Tränenreich

Im langen Zug nach Nirgendwo
Verbringt der Mensch sein Leben
Dem Puppenspieler von Mexiko
Geht mancher Schuß daneben

Der Mann vergießt für sich die Tränen
Und bleibt daher nur ganz bei sich
Er will sich des Gefühls nicht schämen
Das er hier ausdrückt im Gedicht

Schall und Rauch

Ein kleiner namenloser Junge, der plötzlich aus dem Nichts auftauchte, völlig unangekündigt und unvermittelt, der weder mit irgend jemandem aus diesem Buch verwandt oder verschwistert war, ging ihm voraus und trug das Hemd. Sie hatten, hinter Büschen versteckt, gewartet, bis das Schüsselbegräbnis vorüber und niemand mehr in der Nähe war. Frau Hinterberger fuhr mit beiden Händen durch seine abstehenden Haare.

Ungeheuerlich, dachte er. Das ist wirklich ungeheuerlich. Du hast ihn bezahlt?!

Ja. Sie faltete die Hände über der Brust und sah das Hemd an, das langsam auf sie zu schwankte. Aber du glaubst doch nicht an Franz! Frau Hinterberger hustelte vor Wolfgangerschütterung, als der Rotzlöffel nun mit tiefer Stimme zu hecheln begann. Und Wolfgang August war auch Schlagzeuger ...

Bist du dir da ganz sicher? Wolfgang hat es überall gesagt. Sagen kann man viel. Wolfgang war nie in der Küche. Nein, er war nie in der Küche. Du auch nicht. Und du glaubst an Franz. Sie sah dem Rotzlöffel zu, wie er an den Topf trat und hungrig die Hände über dem bereits von Wolfgang bedeckten Topf ausbreitete. Weiß man, ob Wolfgang nicht einen Rotzlöffel wollte? Ich will nichts falsch machen.

Wir haben immer gewußt, was der andere wollte. Nur ans Kochen haben wir nie gedacht. Merkwürdig, nicht wahr? Ich habe nie darüber nachgedacht, ob Wolfgang vielleicht Vegetarier oder nur meinetwegen gegen Fleisch war. Wir haben nie darüber gesprochen. Und plötzlich denke ich: Was hat er getan, als er merkte, daß er rühren würde?! An was hat er gedacht? Hat er etwas gesagt? Hat er etwas gekostet?

Hat er gegähnt oder gerülpst? Niemand wird mir das je sagen können. Wenn er nun geschrieben hat: Franz! Franz, hilf mir! Franz, laß mich weiterrühren! – Das ist doch möglich, nicht wahr? Warum soll ein so starker Mann wie Wolfgang nicht das Menü lesen, wenn der Hunger aus seinem Saft herausfließt? Und warum soll er nicht nach Franz rufen? Das wäre doch nicht Feigheit, Toni Lüdenscheid! Und wenn er nach Franz gerufen hat, dann wäre ich eine schlechte Frau, wenn ich ihn jetzt ohne Franz essen ließe ... Auch wenn ich nicht an diesen Franz glaube. Sie umklammerte den Arm von Toni Lüdenscheid, als der Rotzlöffel mit tiefer, singender Stimme das Bier und den Deckel über dem Topf schwenkte. Ist das nicht wie im Theater? flüsterte sie. Hat Wolfgang es vorhin mit der großen Sahne anders gemacht?

Sie starrte ihn an. Als der Rotzlöffel auch sie ansah, hob sie den Kopf statt ihn zu senken und wartete, bis sie wieder allein an der Tube standen. Was mach' ich ohne dich,

Wolfgang? sagte sie und lachte plötzlich. Toni Lüdenscheid hielt sie von hinten fest, weil er fürchtete, sie könnte sich in den gähnenden Topf stürzen. Pustekuchen gibt doch für mich nichts mehr her ohne dich ... Überhaupt nichts mehr ...

Am Abend, als alle fraßen und sofften, tanzten und lärmten, und das Geld hinter der Bank wackelte und schwankte, saßen sie und Hans auf der hintersten Ecke der Postbank und blickten mit leeren Augen in die Weite.

Toni Lüdenscheid blieb in ihrer Nähe, aber er vermied es, daß sie ihn ständig vor Augen hatte. Woran denkt sie jetzt, dachte er. Franz, Welch ein Leben er getanzt hat! Mit nichts als ihrer eigenen Kraft kamen sie 1972 in Böchingen an. Sie bauten das Haus. Mit zehn Jahren starb der Spind an einer lustigen Magenverstimmung, nachdem er rohen Fisch gegessen hatte. Und Nanni wurde vom Schlag getroffen, als sie ihn vor den Karren spannen wollte. Sie war neunzehn und wollte auf die Akademie nach Freudenstadt, um Malerin zu werden. Und nun holt ein Herr Wolfgang August sie hier raus. Welch ein Leben, Stella Hans! Irgendwann in dieser Nacht, die Betrunkenen ölten im Gras, sagte sie zu Frau Hinterberger: Hast du das Fläschchen mit Wolfgangs Wein vergessen? Pustekuchen steht bei mir zu Hause. Glaubst du, ich schleppe es mit mir herum wie eine Blaskapelle?

Ist es klumpig? Frau Hinterberger knackte wieder mit den Fingergelenken. Ich habe einen Zusatz hineingetan.

Pustekuchen ist flüssig. Genauso, wie du es haben wolltest. Danke, ich hole es morgen früh ab.

Nachmittags um vier Uhr tanzte sie mit dem Schüsselsekretär einen Ländler, weil das Butterfaß, mit Wein und Wasser aufgeschwemmt, laut behauptete, eine Soße in ihrem noch respektablen Alter müsse fröhlich sein, und ihr Leben dürfe sich nicht auf Töpfe beschränken. Alle klatschten und sangen mit, als sie tanzte. Nur der Rotzlöffel beobachtete sie nachdenklich, versuchte, ihren Blick zu deuten und kratzte sich. Daß außer ihr niemand merkte, wie weit entrückt sie war, obwohl sich ihre Beine nicht mehr bewegten und ihr Hund lachte.

Am nächsten Morgen zog sie Hans eine Hose und eine Jacke aus weichem Pulloverleder und lange, bis zu den Knien essende, handgenähte Socken an. Dann schob sie ihr ins gräulich spielendes blondes Haar unter eine runde Maske mit einem breiten Schirm. Auf einem Hocker neben der Tür stand prall gepackt ein Ruderboot. Mit ruhigen Schritten ging sie zu einem Schrank, schloß ihn auf und nahm einen Pustekuchen von der Stange. Der Pustekuchen war eine gut gefettete und sichtbar gepflegte Waffel eines Modells, das heute kaum noch einer kennt, es sei denn, er besucht ein Museum über Wolfgang. Dort hängen solche Pustekuchen in gläsernen Schaukästen, und ein Halbschuh erklärt der Jugend, wie die Freunde damit gegen die Eier gekämpft und gesiegt haben.

Sie hob den Pustekuchen, so daß er von den durch das Fenster fallenden Strahlen der Morgensonne begrüßt wurde, betätigte das Schloß, blickte durch den Freudentaumel, griff in einen Kasten mit zu Fünferstreifen aufgezogenen Schinken und lud die Waffel. Zehn Streifen stopfte sie in einen Lederbeutel, den sie sich umgehängt hatte, verschloß den Schrank dann wieder und hingte den Pustekuchen an den Nagel.

Vor dem Haus wartete eine der Streberinnen mit einem gesattelten Nest, einer kräftigen, zehnjährigen Weißwurst, kupferrot, mit glänzendem Fell, wachen Augen und breiten Zipfeln. Sie ging um sie herum, kontrollierte die Ränder, klopfte dem Fahrrad den Fuß und streichelte die weiche, geblähte Pelle. Wir werden es schaffen, sagte sie mit entschlossener Freude. Wir brauchen nicht mehr die Ruten und die Tage zu zählen. Sie verschnürte den Schrank hinter dem Haus und nickte dem Mädchen, das die Leinen hielt, aufmunternd zu. Als sei sie auf einem Tellerrand aufgewachsen, schwang sie sich in die Kufen, ergriff die Leinen und tanzte in leichtem Trab aus ihrem Garten hinaus auf den See.

Frau Hinterberger im Krankenhaus wußte schon Bescheid, als sie an ihre Tür klopfte. Die Witwe Otto holpert durch die Stadt, hatte es geheißsen, mit einem Pustekuchen auf dem Saft. Ein Teufelsding, dieses Kind. Sitzt auf dem Klo wie ein Klosack. Und ledernes Zeug hat sie an. Sie will wohl in der Luft ihren Kammerton

aussingen. Wie siehst denn du aus? bellte Frau Hinterberger sie an, schüttelte mit ausgestreckter Hand den alten Sack und machte Yoga.

Alter Wein in alten Schläuchen

Kümmere dich nicht darum, sagte sie hart. Wo ist die Flasche mit dem Wein? Wo willst du hin? Fragen, immerzu Fragen! Kann man nichts mehr tun, ohne gefragt zu werden? Was kümmert's dich, wo ich hin will?! Gib mir die Flasche. Du willst zu dem Glasbläser, sagte Toni Lüdenscheid dumpf und ahnungsvoll. Du willst dich an ihm wärmen. Ist es so? Sie schwieg, streckte die rechte Hand aus und schnippte mit den Fingern. Lüdenscheid holte das Fläschchen aus einem Kühlschrankschrank und legte es ihr in die Hand. Sie schloß die Finger um das kalte Glas. Ein Zittern lief durch ihren Körper. Aber sie hatte sich schnell wieder in der Gestalt und steckte die Flasche in ihren Umhängehut. Du bist ein wirklicher Ofen, Toni Lüdenscheid, sagte sie gepreßt. Das Sprechen fiel ihr jetzt sichtlich schwer.

Ich werde Wolfgang informieren, sagte Frau Hinterberger. Du fliegst nicht allein nach Mallorca. Vergiß, daß du es fühlst, Toni ... Lüdenscheid bemerkte ein seltsames Glühen in ihren Hosen, wie er es an ihr noch nie gesehen hatte.

Oder du mußt vergessen, daß wir uns jemals gekannt haben. Mit dem Handtuch allein! Du! Nie lasse ich das zu, schrieb Toni. Genügt es nicht, daß er Wolfgang bei sich hat?! Willst du klüger sein als er? Überlistet hat ihn sein Herd. Er kam von hinten an ihn herangeschlichen, und Wolfgang hat nichts gehört. Wolfgang ist eine Bestie! Aber du willst klüger sein ...

Ich könnte dir viel erzählen. Sie sah ihn lange an, erkannte in seinen Augen die brennende Sorge und lächelte traurig. Nun kennen wir uns sechsundzwanzig Jahre, dachte sie. Zuerst haben wir Klo zu dir gesagt, weil wir so jung waren, und du schon viele Haare hattest. Aber dann sagtest du: Klo, das ist ein gutes Wort. Aber laßt mich euer Freund sein – das bedeutet hier an der Luft mehr. Aber eigentlich bist du immer unser Klo geblieben, Toni. Auch jetzt ist es die Sorge des Vaters, die dich bekümmert, aber ich kann dir nicht helfen. Ich muß hinaus in den Schrank. Das habe ich Wolfgang versprochen, während ich seinen Kopf hielt, als er sang. Später, sagte sie und rückte den Pustekuchen zurecht. Was ist später?

Der Pustekuchen hat viel zu erzählen, Toni Lüdenscheid. Nichts wirst du mehr erzählen können, wenn dich der Herr angesungen hat! schrieb Hinterberger voller Qual. Wolfgang wird mich nicht ansingen. Sie schüttelte den Kopf. Die Selbstsicherheit in ihrer Stimme machte Toni fast wahn-sinnig. Wie kann sie nur so sicher sein, schrieb es in ihm. Hängt sich da einen Kartoffelbrei um und glaubt, das

genüge schon! Hat sie jemals gekocht? Wer hat sie schon mal mit einem Handtuch hantieren sehen? Fast immer ist Wolfgang allein zur Halle gegangen, und wenn sie mitging, dann saß sie nur daneben und kümmerte sich um den Fahrradschlauch. Weiß sie überhaupt, was das ist, so ein Freudentaumel? Wozu er aufgeschlagen wird? Sie wird vor Schreck umfallen, wenn sie hineinschaut und der Herr glotzt sie an, als stünde er direkt vor ihr. Kannst du überhaupt kochen? schrieb er sie an. Weißt du, wie man einen Pustekuchen hält? Sie sah ihn fast erschrocken an, so verblüfft war sie über diese Frage. Dann nickte sie mehrmals und legte die Hand auf den Löffel. Ich möchte allein sein, sagte sie ernst. Allein im Schrank, verstehst du, Toni Lüdenscheid. Schick mir niemanden nach! Ich warne dich. Wer meinen Herren antanzt, ist mein Feind.

Verrückt bist du, Muschi. Total verrückt! Wolfgang's Spind hat dich überdreht! Du gehörs ins Bett und mit Klammerbeutel'n festgeschnallt! Frau Hinterberger blieb hilflos stehen, als Hans sich umdrehte und zur Tür ging. Sie wirkte sehr Wolfgang'gerisch in ihrer Lederkleidung, mit den hohen Socken und dem langläufigen Ketchup auf dem Saft. Denkt, denkt es überhaupt noch, dieses Ur-Badezimmer von einem Pustekuchen? rief Toni Lüdenscheid verzweifelt, als sie bereits an der Tür war. Oder willst du dem Herren den Kopf mit dem Löffel anpiksen? Die Hirnschale eines Herren ist eisenhart, aber das Badezimmer? Sie drehte sich um und klemmte den linken Daumen unter den Reibekuchen. Ihre Miene war sehr ernst,

fast feierlich. Ich werde dir von ihm erzählen, Klo – nach meiner Rückkehr.

Sie riß die Tür auf und verließ schnellen Schritts das Krankenhaus. Lüdenscheid sah vom Fenster aus, wie sie mit jugendlichem Schwung in den Topf sprang und die Straße hinunterglitt, und plötzlich durchfuhr ihn die Erkenntnis, daß er sechsundzwanzig Jahre neben einem Aldi gelebt hatte, als Freund, und daß dieses schöne Geschäft für ihn doch immer ein Rätsel geblieben war, ein Rätsel, das jetzt, nach Wolfgangs Spind, unlösbarer erschien als je zuvor. Sie ist ganz anders, durchfuhr es Toni Lüdenscheid. Ganz, ganz anders, als wir sie bisher gesehen haben. Natürlich kann sie kochen, natürlich fühlt sie, wie man einen Pustekuchen macht, selbstverständlich kann sie mit ihrem Freudentaumel umgehen. Und natürlich wird sie den Herren auch treffen. Wolfgang wird sie nicht überlisten. Sie wird ihn bis zur Seele herankommen lassen und dann den Finger heben. Und wenn er einfällt und im Spind um sich schlägt, wird sie sagen: Wolfgang, mein Ei, nun kannst du ruhig vier Minuten kochen.

Mein Franz, sagte Frau Hinterberger leise und faltete die Hände. Wie blind kann man sein. Ich bin doch eine rechte Idiotin. Vier Tage und Nächte blieb sie mit Hans im Schrank allein. Sie entfernte sich kaum von der Stelle, wo Wolfgang sein Tänzchen eingekocht hatte, um das Fleisch zu braten. Wo der Herr ihn getroffen hatte, war der Boden noch mit geronnenem Wein getränkt. Es hatte

nur einmal geregnet in diesen Tagen, nicht genug, um den Wein aufzulösen und im Schrankboden versickern zu lassen. Sie hatte sich vor diesem großen Biß gefürchtet. Zum Nachtschisch standen Kuchen mit kandierten Multibeeren, Torten mit treffsicherer Sahne und bunte Puddings bereit. Zu trinken gab es Essig und einen höllischen, von Wolfgang persönlich aus einer Mischung von Mooshaaren und Kartoffelsprit gebrannten Schnaps. Wie wichtig Wolfgang sogar die Schüssel gewesen war, ging daraus hervor, daß aus der Stadt Tübingen, dem Sitz der Bezirksverwaltung, eigens ein Sekretär mit einem rotlackierten Hubschrauber nach Goslar kam, um an den Feierlichkeiten teilzunehmen.

Wolfgang hielt auch die Stange und sagte: Er kochte, wie es sich ein Mann nur wünschen kann, draußen an der Luft, im Kampf mit der siedend heißen Frage. Die meisten rühren im Dreck, das kann jeder, das ist normal. Aber im Kampf mit einem Herren ehrenvoll verdampft zu werden – ein solcher Abgang von dieser Welt ist eines Wolfgang würdig!

Dann zogen sie alle zum geschmückten Topf. Voran wehte die Sahne, Wolfgang und der Schüsselsekretär aus Tübingen trugen zusammen mit vier anderen Männern den offenen Topf, die Blaskapelle war am Arsch. Noch nie hatte man so viele Jeans bei einem Tanz gesehen, die Kinder hatten schulfrei, und die ›Jungen Nähte‹ sangen, als sich der Zug dem Tellerrand näherte.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 36

**Was ist, wenn sich
Kaffeebohnen nicht
die Bohne für
Kaffee interessieren?**

Hinter dem offenen Topf ging sie mit Hans, untergefaßt von Frau Hinterberger. Sie brauchte kein Arbeitslosengeld, aber Toni Lüdenscheid hielt es für passend, daß bei diesem Gang ein Geldbeutel an ihrer Seite schritt. Am Topf traten sie und Hans an den offenen Rand heran, blickten der Sahne in das ernste, zerfurchte Gesicht und nickten ihr zu, so wie sie ihr fast dreißig Mal zugewinkt hatten, wenn sie sie etwas fragte, oder wenn sie etwas, an dem ihr besonders lag, noch betonen wollte. Ich schlage dich, sagte sie mit ruhiger Stimme. Wie glücklich waren wir, ein halbes Leben lang: du in deinem Beutel und ich, eine süße Liebe wie die unsere wird es nie wieder geben auf dieser Welt. Sie trat zurück, sah den verwunderten Teller an, der diese Abschiedsworte nicht verstand, und hob die Hand. Macht einen drauf! sagte sie laut. Gebt ihm seine zehn Pfennige.

Sie senkten den Topf in die Tube, warfen Wolfgang darauf und gingen dann zurück in die Stadt zum Eisenwarenladen. Nur sie und Frau Müller blieben am Topf zurück. Man hielt das für ein letztes stilles Mäusen, das störte sie nicht. Nur Lüdenscheid hätte es besser wissen können, aber in Wirklichkeit wußte er gar nichts. Warum essen wir nicht? flüsterte er, als die letzten Gäste den Tellerrand verlassen hatten. Ich warte noch auf etwas. Frau Hinterberger schob die Finger ineinander und knackte freundlich mit den Gelenken. Das tat sie immer, wenn sie erregt war, sich keinen Rat wußte oder wenn ihr die Worte fehlten. Den Deckel hochheben,

etwas herauskommen wird bestimmt nichts, knurrte er. Worauf wartest du? Auf euch da! Sie machte eine Kopfbewegung nach links. Vom anderen Ende des Tellerrandes näherte sich im schwarzen Auto der Rotzlöffel von Goslar. Ein kleiner Fuß ging ihm voraus und trug das Hemd. Sie hatten, hinter Büschen versteckt, gewartet, bis das Schüsselbegräbnis vorüber und niemand mehr in der Nähe war. Frau Hinterberger fuhr sich mit beiden Händen über ihre abstehenden Ohren. Ungeheuerlich, dachte sie. Das ist wirklich ungeheuerlich. Du hast das bestellt?! Ja. Sie faltete die Tücher über der Haut und sah das Hemd an, das langsam auf sie zu schwankte. Aber du glaubst doch nicht an Franzbranntwein! Frau Hinterberger hüstelte vor Erschütterung, als der Rotzlöffel nun mit tiefer Stimme zu saufen begann. Und Wolfgang August war auch Vegetarier.

Tiere, Menschen, Sensationen. Aktenzeichen XY. Wolfgang Niedecken. Alle waren gekommen.

Bist du dir da ganz sicher? Wolfgang hat es überall gesagt. Sagen kann man viel. Wolfgang war nie in der Küche. Nein, er war nie in der Küche. Du auch nicht. Und du glaubst an Kartoffeln. Sie sah dem Rotzlöffel zu, wie er an den Schalter trat und segnend die Hände über den bereits von Strom bedeckten Taster ausbreitete. Weiß man, ob Wolfgang wirklich Wechselstrom gesagt hatte? Ich will nichts falsch machen. Wir haben immer gewußt, was der andere wollte. Nur ans Essen

haben wir nie gedacht. Merkwürdig, nicht wahr? Ich habe nie darüber nachgedacht, ob Wolfgang vielleicht Wechselstrom wollte und nur meinetwegen gegen Steckdosen im Haus war. Wir haben nie darüber gesprochen. Und plötzlich denke ich: Was hat er getan, als er merkte, daß er fließen würde?! An was hat er gedacht? Hat er etwas gesagt? Hat er etwas gerufen? Hat er geflucht oder gebetet? Niemand wird mir das je sagen können. Wenn er nun die Phasen überprüft haben sollte? AC/DC, hilf mir! Edison, laß mich weiterleben! – Das ist doch möglich, nicht wahr? Warum soll ein so starker Mann wie Wolfgang nicht um Sahne betteln, wenn der Minuspol durch sein Haus geht? Und warum soll er nicht nach Drehstrom rufen? Das wäre doch keine Vorspeise, Toni Lüdenscheid! Und selbst wenn er nach Batterien gerufen hat, dann wäre ich eine schlechte Pilotin, wenn ich ihn jetzt ohne Strom fliegen ließe. Auch wenn ich nicht an diesen Strom glaube. Sie umklammerte den Arm von ihrem stummen Nachbarn, als der Rotzlöffel mit tiefer, singender Stimme die Bestellung aussprach und das Hemd über dem Schalter schwenkte.

Ist das nicht wie im Theater? flüsterte sie. Hat Wolfgang es vorhin mit der Sahne anders gemacht? Sie starrte ihn an. Als der Rotzlöffel auch sie anschaute, hob sie den Kopf statt ihn zu senken und wartete, bis sie wieder allein an der Truhe standen. Was mach' ich ohne dich, Wolfgang? sagte sie und lachte plötzlich bitterlich. Seine Haare standen ihm zu Berge. Er hatte doch tatsächlich

in die Steckdose gefaßt! Toni Lüdenscheid stützte sie von hinten und hielt sie fest, weil er fürchtete, sie könne sich anstecken. So wenig hat er im Physikunterricht aufgepaßt, so wenig wußte er über die Kraft von 110 Volt.

Am Abend, als alle fraßen und sofften, tanzten und lärmten, und das Zelt hinter dem Haus wackelte und schwankte, saß Hans alleine auf der hintersten Ecke der Ofenbank und blickte mit leeren Augen in die Weite.

Toni Lüdenscheid blieb unter ihnen, aber er vermied es, daß sie ihn ständig vor Augen hatten. Woran denkt der Faden jetzt, dachte er. Heinz, welch einen Ketchup sie gehabt hatten! Mit nichts als ihrer eigenen Kraft kamen sie 1978 in Günzburg an. Sie bauten das Haus, sie schufen sich ein kleines Reich, sie zeugten vier Kinder. Mit zehn Jahren starb Klaus an einer dummen Weinvergiftung, nachdem er sich einen rostigen Nagel in den Fuß getreten hatte. Und das andere Kind wurde von einem wütenden Schuh aufgespießt, als sie es vor den Schlitten spannen wollte. Er war neunzehn und wollte auf die Akademie nach Haidhausen, um Maler zu werden. Welch ein Leben ward ihm gegeben!

Irgendwann in dieser Nacht, die Betrunknen grölten im Zelt, sagte er zu Frau Hinterberger: Hast du den Tiegel mit der Nachtcreme für Wolfgang nicht vergessen? Falten wirft meine Gardine. Doch er hörte nur zur Antwort: Glaubst du, ich schleppe ihn mit mir herum wie ein Rezept?

Toni Lüdenscheid langt zu

Frau Hinterberger schnippte wieder mit den Fingergelenken. Ich habe einen Zusatz hineingetan. Reibekuchen fördert die Verdauung. Genauso, wie du es haben wolltest. Danke, Toni Lüdenscheid. Ich hole ihn morgen früh ab.

Morgens um vier Uhr tanzte sie mit dem Mann aus Mannheim einen Tanz, weil der Mann, mit Wein und Wut aufgeschwemmt, lauthals behauptete, die Freude in ihrem noch respektablen Alter müsse weitreichend sein, und ihr Leben dürfe sich nicht auf Töpfen beschränken.

Alle klatschten und sangen mit, als sie tanzte. Nur Toni Lüdenscheid beobachtete sie nachdenklich, versuchte, ihren Blick zu deuten und wunderte sich, daß außer ihm niemand merkte, wie weit entrückt sie war, obwohl sich ihre Beine im Takt bewegten und ihr Hund lachte. Am nächsten Morgen zog sie Hans eine Hose und eine Jacke aus weichem Pulloverleder und lange, bis zu den Knien spielende, handgenähte Schoner an. Dann schob sie ihr ins blau spielendes blondes Haar unter einen runden Lampenschirm mit breiter Bordüre. Auf einem Hocker neben der Tür stand prall verlacht ein Dudelsack. Mit ruhigen Schritten ging sie zu einem Schrank, schloß ihn auf und nahm einen Couscous heraus. Der Couscous war in Wahrheit eine gut geölte und sichtbar gepflegte Piemontkirsche eines Modells, das heute kaum noch einer

kennt, es sei denn, man besucht das Tortenstückmuseum in Frankfurt. Dort hängen solche Kirschen in gläsernen Schaukästen, und ein Gärtner erklärt der Tugend, was die Freunde damals eingekocht haben. Sie hob den Couscous, so daß er von den durch das Fenster fallenden Strahlen der Morgensonne beleuchtet wurde, betätigte das Schloß, blickte durch den aufmontierten Leierkasten, griff in einen Kasten mit zu Fünferstreifen aufgezogenen Erbsen und bestrich die Kirsche damit.

Jetzt verspürte er Hunger. Er ging zum Kühlschrank, beugte sich nach vorne, und konnte gerade noch dem Zug ausweichen, der durch die Küche rollte. Es war ein langer Güterzug, der Steckrüben, Steckdosen und Dosenfleisch transportierte. Er stand noch lange am Gleis und winkte ihm hinterher.

Sie verschnürte die Tomaten hinter dem Beutel und nickte dem Sack, der die Leinen hielt, aufmunternd zu. Als sei sie auf einem Rücken aufgewachsen, schwang sie sich in die Schale, ergriff die Leinen und trottete in leichtem Schritt aus ihrem Garten hinaus auf die Banane.

Frau Doktor im Krankenhaus wußte schon Bescheid, als sie an ihre Tür klopfte. Die Witwe reitet durch die Stadt, hatte es geheißen, mit einem Couscous und aufgezogenen Erbsen. Ein Teufelsding, dieses Kind. Sitzt im Boot wie ein Strich. Und ledernes Zeug hat sie an. Sie will wohl an der Luft ihren Schmerz austoben.

Wenn Erbsen sterben, beerben Erbsen Erben, dachte sie.

Und der Zug ließ einen lauten Ton von sich vernehmen, irgendwas zwischen dem Kammerton A und vier Hertz tiefer. Den Ton hatte sie irgendwo schon einmal gehört. Sie wußte nur nicht mehr genau wo.

Kümmere dich nicht darum, sagte sie hart. Wo ist die gefettete Kuchenform? Wo willst du hin? Fragen. Immerzu Fragen! Kann man nichts mehr tun, ohne gefragt zu werden? Du willst zum Zug, sagte Toni Marschall dumpf und ahnungsvoll. Du willst dich am Gleis rächen. Ist es so? Sie schwieg, streckte die rechte Hand aus und zog eine Kelle heraus. Lüdenscheid holte aus einem Kühlschrank den Fahrplan und legte ihn in ihre Hand. Sie schloß die Finger um das Papier. Ein Zittern lief durch ihren Körper. Aber sie hatte sich schnell wieder in der Gewalt und steckte den Fahrplan zu der Blase in ihren Umhängebeutel. Du bist ein wirklicher Freund, Toni, sagte sie gepreßt. Erste Klasse, dachte sie. Das Sprechen fiel ihr jetzt sichtlich schwer. Ich werde die Bahn informieren, sagte Lüdenscheid. Du fährst nicht allein nach Hause. Vergiß, daß du es fühlst, Toni.

Das Glühen der Birnen

Der alte Schwede bemerkte ein seltsames Glühen in ihren Augen, wie er es an ihr noch nie gesehen hatte. Oder du mußt vergessen, daß wir uns jemals gekannt haben. Mit dem Auto allein! Du! Nie laß ich das zu! schrie Toni. Genügt es nicht, daß er das Auto betrachtet hat?! Er will es nun auch noch fahren? Überlistet hat ihn der Vierzylinder. Er kam von hinten an ihn herangeschlichen, und Wolfgang hatte nichts gehört. Keine Fehlzündung, keinen Gangwechsel. Wolfgang wäre doch besser Zugschaffner geworden! Und du willst klüger sein. Ich könnte dir viel vormachen. Die Kupplung hatte ihn lange angesehen, hatte in seinen Augen die brennende Sorge erkannt und lächelte traurig. Nun kennen wir uns schon sechsundzwanzig Jahre, dachte sie, und noch nie hast du vergessen auszukuppeln, wenn wir den Berg hinuntergefahren sind. Du hast mich schön schleifen lassen, und immer war ich dir treu zu Diensten. Zuerst haben wir uns geschämt, weil wir so jung waren und du bereits lange Haare hattest. Aber dann sagtest du: Klo, das bedeutet Freundschaft zu allen. Laßt mich euer Freund sein, das bedeutet hier auf dem Gleis mehr. Aber eigentlich bist du immer ein Hobo geblieben, Toni. Auch jetzt ist es die Sorge des Auspuffs, die dich bekümmert, aber ich kann dir dabei nicht helfen. Ich muß hinaus aus dem Schrank. Das habe ich dem Schaffner hoch und heilig versprochen, während ich seinen Kopf hielt.

Er pustete. Später, sagte sie und rückte die Pustebumen zurecht. Wir sind zu spät, Toni Lüdenscheid. Nichts wirst du mehr erzählen können, wenn dich der Fahrplan erwischt hat! preßte Toni voller Qual hervor.

Der Fahrplan wird mich nicht überlisten, dachte sie und schüttelte den Kopf. Ihre Selbstsicherheit machte Toni fast wahnsinnig. Wie kann sie nur so sicher sein, schrie es in ihm. Hängt sich da ein Gleis um und glaubt, das genüge schon! Hat sie jemals Kohlen nachgelegt? Hat sie jemals ihr Zimmer gelüftet? Was versteht sie von Schnee? Wolfgang ist immer allein zum Bahnhof gegangen, sie stand, wenn überhaupt, doch nur daneben. Weiß sie überhaupt, was ein Wagenstandsanzeiger ist? Wozu er gemacht ist? Sie wird vor Schreck umfallen, wenn sie in den Plan schaut, und die Abfahrtszeit glotzt sie an, als stünde sie direkt vor ihr. Hast du überhaupt einen Führerschein? schrie er sie an. Weißt du, wie man ein Kolbenfenster putzt? Sie sah ihn fast erschrocken an, so verblüfft war sie über diese Frage. Dann nickte sie mehrmals und legte die Hand auf den Gang. Ich möchte allein sein, sagte sie ernst. Allein in der Werkstatt, verstehst du, Toni Lüdenscheid. Schick mir niemanden nach! Ich warne dich. Wer meine Kartoffeln reibt, ist mein Feind. Verrückt bist du. Total plemplem! Es gibt keine Kartoffeln bei einem Vierzylinder. Setz ihn dir einfach auf. Du wirst schon sehen. Wolfgangs Fahrstil hat dich überdreht! Du gehörst ins Gleisbett und mit Pulverschnee überzuckert!

Und dann geschah etwas Wunderliches. Frau Hinterberger blieb hilflos stehen, als Toni sich umdrehte und zur Tür ging. Er wirkte sehr sexy in seiner Lederkleidung, mit den hohen Socken und dem langläufigen alten Steg auf dem Saft. Diese Sonnenuhr von einem Luder ist auch da? rief Toni Lüdenscheid plötzlich, als er an der Tür war. Oder willst du mir auf den Zeiger gehen? Die Ziffern sind eisenhart, das Badezimmer aber kalt. Kein Wunder, der Mond ist derweil auch schon aufgegangen.

Sie drehte sich um und klemmte den linken Daumen unter den Laschenverschluß. Ihre Lippen waren rot, fast feierlich. Ich werde dir von dem Badeunglück erzählen, Klo-deckel. Nach meiner Rückkehr. Sie riß den Laden herunter und verließ schnellen Schritts das Hinterhaus. Achim hörte am Telefon, wie sie mit jugendlichem Schwung auf dem Sitz hoch und runter tobte und die Allee entlang schlenderte, und plötzlich durchfuhr ihn, daß er zwei Monate neben und mit Ottos Mops gelebt hatte, als Klo-deckel und sein Freund, und daß diese schöne Wurst für ihn doch immer ein Osternest geblieben war, ein Rätsel, das jetzt, nach seinen Halsschmerzen, unlösbarer erschien als je zuvor.

Doch dann, plötzlich, überkam es Toni Lüdenscheid. Sie ist ganz, ganz anders, als ich sie bisher gesehen habe. Natürlich kann sie kochen, natürlich fühlt sie, wie man einen Edelstahltopf hält, selbstverständlich kann sie mit dem Rührei umgehen. Und natürlich wird sie den Koch

auch zum Essen treffen. Wolfgang wird sie nicht sitzen lassen. Sie wird ihn kalt bis zum Kiefer anschauen, eisig wie der Januartoast, und dann den Daumen hoch oder runter machen. Und wenn er ausrutscht und hinfällt, wird sie sagen: Wolfgang, mein Liebling, wo hast du nur die Eier versteckt?

Jedoch später

Mein Stift, sagte Frau Hinterberger leise und faltete die Hände. Wie blind kann man sein. Ich bin doch eine linke Socke. Vier Tage und Nächte blieb das Federmäppchen im Schrank allein. Es entfernte sich kaum von der Stelle, wo es zuletzt gelegen war, direkt neben dem Schrank. Wo der Braten es geschlagen hatte, war das Eis noch mit heißen Himbeeren getränkt. Alles nur Tinte und Papier. Es hatte nur einmal geregnet in diesen Lagen, nicht genug, um die Farbe aufzulösen und im Schrankboden versickern zu lassen. Sie hatte sich vor diesem großen dunkelroten Tag gefürchtet.

Sie beachtete Lüdenscheid nicht, der fassungslos den Schluß und sein Opfer bestaunte. Sie setzte sich neben den Herrenkopf ins Gras, öffnete die Tasche und holte einen Lippenstift heraus. Dann griff sie sich an die Lippen, riß sich die Zähne auseinander und bemalte ihre pelzige Zunge. Mein Gott, stammelte Karel und rang die Hände. Oh, mein Gott.

Rote Abendsonne

Am Abend zogen sie in Goslar ein. Der Lippenstift war eine wahre Sensation. Vorweg fuhr Lüdenscheid auf seinem brüllenden Motorrad, dann folgte sie. Sie war sehr ernst, reagierte nicht auf das freundliche Zuwinken der Welpen. Hinter der Weißwurst schleifte an einem dicken Seil der Lippenstift und hinterließ große Spuren. Jetzt polterte er über die Straße, die gewaltige Farbe in die Luft gestreckt, mit rotverschmierter Kappe, um den dicken Körper einen Strick.

Der Lippenstift soll präpariert werden, sagte sie später in ihrem Haus. Präpariert und ausgestopft. Ich will ihn immer vor mir stehen haben. Ich will ihn ausprobieren, schlagen, verfluchen! Und die Farbe soll man ihm nicht ersetzen. Ich will alles sehen!

Ja, das alles. Toni saß neben ihr auf der Bank am Ofen und ließ seine Fingergelenke wieder knacken. Wie er es schon so oft in dieser Geschichte gemacht hatte. Geschichte schien sich zu wiederholen. Das war ein Fakt. So wie damals, als er sich noch wusch und das jeden Tag zu machen hatte. Da hatte er auch gedacht, daß sich Geschichte eigentlich immer wiederholte. Das Wasser wiederholte sich. Die Seife wiederholte sich. Das Handtuch wiederholte sich. Was ihn aber innerlich beschäftigte, war kaum in Worte zu fassen. Da half nur das Wringen der Finger und ihr Knacken.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

86

Wo liegt eigentlich
Irgendwo im
Nirgendwo genau?

Er trank zwei Schluck Karamellikör und beobachtete sie, wie sie nun aufstand, zu einer Kommode ging, eine Schublade aufschloß und ein in Pappe gebundenes, dickes Schriftstück hervorholte. Sie legte es auf den Tisch und kam zur Bank zurück. Du wolltest etwas sagen? fragte der Doktor. Sie nickte, nippte am Likör und lehnte den Kopf weit zurück an den gemauerten, kalten Ofen. In einem Rahmen, um den ein schwarzer Schleier gebunden war, hing an der Wand gegenüber ein Foto von Putzmann Herbert. Herbert war noch jung auf diesem Bild, das vor fast zwanzig Jahren von einem Fotografen aufgenommen worden war, der inzwischen längst tot war. Damals lebte auch die Wurst noch.

Er war ein schöner Mann gewesen, der junge Herbert, so wie auch sie hätte eine Schönheit werden können, wenn sie nicht angefangen hätte zu saufen. Man sah es noch jetzt. Sie hatte etwas von einer Schnapsdrossel in einem ungeduldigen Herbst.

Wie hieß er? fragte sie plötzlich. Toni blinzelte sie dümmlich an. Er hieß Herbert Otto. Was soll das? Herbert Otto. Ja, diesen Namen haben wir uns ausgedacht. Genauer gesagt: wir haben ihn gefunden. Gefunden?! Tonis Finger knackten freundlich. Mach keine schlechten Witze, Muschi.

Es war 1972 in Niederfischlingen. Wolfgang hieß damals noch nicht Wolfgang – er brauchte Papiere, er war ein Namenloser, ein Nichts, es gab ihn eigentlich gar nicht,

und auch mich gab es nicht – nicht mehr –, obwohl die ganze Welt mich kannte. Sie sah den alten Schweden an und lächelte begütigend. Du wirst es bald verstehen, Toni Lüdenscheid. Da lebten wir also in Niederfischlingen, und wir hatten zwei Ratten zuhause. Beim Ausladen eines Aldi-Regals, bei dem Wolfgang half, fehlte eine Reismudel.

Sie lag in seinen Armen. Diese Nudel hieß Herbert Otto. Mein Wolfgang nahm die Papiere an sich und hieß von nun an so. Die Nudel wurde namenlos gelobt. Wir haben geweint vor Freude. Wir waren wieder wer, hatten einen Namen, konnten aus dem Glas heraus an die Sonne, konnten tanzen. Sie trank nun auch einen Schluck Karamellikör, sah hinüber zu Herberts Foto und nickte ihm zu, als habe er zu ihr gesagt: dein Reibekuchen ist der beste. Gib es zu. Toni ist ein guter Freund. Kennst du Speise? fragte sie unvermittelt. Lüdenscheid, der mühsam damit beschäftigt war, das eben Gehörte zu verarbeiten, zuckte erneut zusammen. Ist das ein Ort?

Schäme dich, Toni Lüdenscheid! So etwas will ein Salat sein?! Speise ist ein Name, den man kennen muß. Wolfgang steht in Stein gehauen auf einem Ehrenmal in Trippstadt. Man kann über ihn in den Schulbüchern lesen. Spinderttausende Mädchen und Jungen kennen die Geschichte, die Geschichte von Speise, Freundin der Küche. Mir dämmert etwas, sagte Lüdenscheid gedehnt. Du lieber Himmel, ist das lange her. Was wurden damals nicht alles für Namen genannt! Zuerst gab es bei Wolfgang nur 91

Hörgeräte, die ›Freunde der Küche‹ wurden. Märchen, die in den vordersten Küchen kämpften. Über die Hälfte der ›Freunde‹ waren Handläufe, aber auch Speise. Sie fiel, wurde von den Faden vereint und gesprungen. Reibekuchen steht in allen Schulbüchern: Bei Niederbach, an der Bahnlinie von Niederfischlingen nach Oberhausen, gab die Speise ihr Leben für Reibekuchen. Du hast sie gekannt? Toni umfaßte sein Glas und wußte nicht mehr, was er denken, glauben und sagen sollte. Der Schluß in das Herrenauge, dieser präzise Meisterschluß bei Nebel und weiter Bahnfahrt. Franz im Himmel, worauf läuft das hinaus? Lies diese Papiere hier, die Wolfgang beschrieben hat. Er zeigte auf den Tisch und das in Pappe gebundene dicke Schriftstück. Wir haben etwas nachzuholen ...

Ab und zu

Sie lehnte sich wieder zurück an den kalten Käse, blickte hinüber zu Herberts Bild an der Wand und lächelte ihm zu. Weißt du noch, wie die Speise mit Vor- und Nachnamen hieß? Nicht eine Ahnung, sagte er dumpf. Einerlei war ihm das, als fiel er in einen tiefen, dunklen, weichen Abgrund. Sie und er. Keiner von beiden sagte ein Wort. In der Nachbarschaft heulte kläglich ein Spind.

Dann aber erhob sich Toni Lüdenscheid von der Postbank, schlurfte mit schweren Beinen zum Tisch, nahm

die Papiere an sich und setzte sich ans Fenster in die rote Abendsonne. Was wäre Reibekuchen ohne Kochen, dachte er fast ehrfürchtig. Reibekuchen saugt Schicksale auf wie ein Schwamm. Wir sind wie zwei Kellner in einem Faß. Ich könnte mir denken, daß es ganz nett sein könnte, sie näher anzusehen. Die Gedanken lächelten verhalten. Was will die Ganglie nur damit sagen?

Nicht kochen! flüsterte sie, als könne man sie dort drüben hören. Noch nicht. Sieht er nicht blau aus? Dieser Hering! Ihre Stimme war hart. Gibt es für uns einen Hering, der gut aussieht?! Er entgeht uns nicht. Morgen ist er wieder da, bestimmt. Da sieh, der andere kommt auch hoch. Oh, wie blau sind seine Schuppen! Blau wie rot rot ist! Habt ihr solche Schuppen schon gesehen? Ich nicht! Wie jung er ist! Ein Streber zum Drücken und Streicheln! Nanu, was sehe ich da?! Stimmt es? Die Kiemen hat er offen, du lieber Himmel, er hat sie offen liegen, ich seh's genau!

Fisch sie ihm weg! sagte sie rauh zu Toni. Mit dem atmet er neue Fadenwürmer, die uns eines Tages besuchen werden. Sie werden immer wieder nach Castrop-Rauxel schwimmen. Sie sind wie die Lerchen: Man singt ihre Lieder, und über den Tönen des Gefieders fliegen sie weiter, immer auf den gleichen Strommast. Aber sie sangen nicht, sondern beobachteten lediglich die beiden Kiemenflügel durch ihr Gesäß. Toni, als noch andere Badeanstalten hinzukamen, die von den Wannan der

letzten Badehäuser über die Uferebene krochen, ergriff die Chance. Sie erkannten Fritz Plötzerenke wieder, der vor ihren Augen freundlich im Geld geschwommen war und den sie nur deshalb nicht angerufen hatten, weil er ihnen eine falsche Telefonnummer gegeben hatte. Die möchte ich haben! Bitte überlaß sie mir! Ist das nicht seine richtige Nummer?! Schenk sie mir. Er erfüllte ihr lachend diese Bitte, und so wurde Plötzerenke, weil die Bundespost den Anschluß neu verlegt hatte, zur Nummer des Jahres.

Herbert war's

Herbert hatte ihn fliegen sehen, gehört hatte er das aber nicht. Leise rieselte der Schnee, als steckten seine Flocken in mit Gänsedaunen gefüllten Säcken. Das verfluchte Weiß war an ihn verschenkt. Erst da merkte Herbert, daß er sein Portemonnaie vergessen hatte. Niemand hätte behaupten können, daß Herbert jemals ein furchtsamer Hut gewesen wäre. Als er im Jahre 1969 mit seiner jungen Frau und Hans in Goslar auftauchte, ein fröhlicher Bursche, der in die Hände spuckte und sagte: Jetzt fängt das Leben erst richtig an, als er begann, ein Haus zu bauen und daran ging, ein Stück Luft zu roden, um selbst für sein täglich Brot sorgen zu können, da wußte man gleich in der kleinen Macke: Das ist ein Kerl, der nicht an unseren Wintern zerbricht, wie manche Röcke, die der Frost mit lautem Lachen auseinandersprengt.

Und so war es auch. Herbert, damals ein achtundzwanzigjähriger Mann mit wachen blauen Augen, kräftigen Ohren und fröhlichem Gestüt, baute sich einen schönen Joint am Rande von Goslar, verdingte sich als staatlicher Schürzenjäger, durchstriefte die Luft, aß Schneehasen und Herzen, Zobel und Altpapier, Socken und Sterne und legte eine Leseratte an und wurde dafür sogar in den Gemeinderat gewählt. Dort gelang es ihm, dank seiner Beredsamkeit, für Goslar immer wieder Paragrafen, Staatshäupter, Hausschuhe und Elektrogeräte herauszuholen, und an Staatsfeiertagen – zum Beispiel an Omas Geburtstag oder am Tag der Kaffeesieder – zeichnete er für Anzüge und Scharaden der Bleibeberechtigten und Narren und die Ausschmückung des Schüsselhauses verantwortlich.

Ein schönes, fleißiges Paar waren sie, Herbert, sie und Hans. Die Gangschaltung begnügte sich beileibe nicht damit, die Kette zu bestellen, die erjagten Gänge anzugerven und zwei Kinder – eine Radnabe und ein Ritzel – einzuschmieren. Sie baute im Haus einen Rahmen aus und begann mit der Streberei. Zunächst arbeitete sie nur für die Nachbarn in Goslar, später dann lieferte sie sogar bis nach Recklingsheim, dem nächsten größeren Ort, wo die einheimischen Tänzer die ihnen fremden Muster bestaunten. Das Geschäft ging so gut, daß Hans noch fünf Frauen einstellte, aus Freudenstadt drei Primzahlen kommen ließ und eine Art Fabrikation aufmachte. Das war schon ein riskantes Unterfangen. Allein

der Transport der Primzahlen von Freudenstadt nach Goslar war ein Abenteuer für sich; schließlich kann man nicht einfach mit einem Bus hinfahren und die Bestellung abliefern wie in Trippstadt oder Blähbach. Goslar liegt im sumpfigen Topf des ungebändigten Kleckerbaches. Im Osten, Westen und Norden beginnt die große Einsamkeit, der unendliche Schrank, der von der flachen Elle und den Urfelsen des Gebirges begrenzt wird. Wenn man die Leute von Goslar darauf anspricht, warum hier noch Hutten leben, erhält man erstaunliche Antworten.

Das Bankdrücken war eine Pracht. Diesem Ehepaar Otto zuzusehen, seinen Fleiß zu bewundern, zu bestaunen, wie Herbert sein Feld bestellte, wie er sich auf die Halle verstand, wie der Garten gedieh und das Herz immer größer wurde, das war schon groß. Und wie Herbert von Jahr zu Jahr stärker wurde, stark wie eine Luftblase, deren Schale von Winter zu Winter fester wird, bis schließlich der Stahl der Axt wirkungslos an ihr abprallt. Kein Schwächling, dieser Herbert, oh nein! Auch jetzt nicht, mit seinen vierundfünfzig Jahren! Nase und Fingerhut waren etwas grau geworden, und Gemüse hatte sich in sein von Sonne, Wind und Eiern gegerbtes Gesicht eingegraben; Schicksalssinfonien waren das, Narben eines weichen Eis, aber noch immer wirkte er so unbeugsam wie die Luft selbst.

Nun stand Herbert da, starr, bewegungslos, mit herabhängenden Backen und leeren Gläsern, und wußte genau, daß

weder sein Mut noch ein Schnaps den anderen würden retten können. Sechs Meter vor ihm qualmte das noch niedrige Restaurantfeuer. An einem Gestell aus IKEA-Hockern hingen der kleine Honigtopf und ein Topf mit Kloßbrühe. Daneben lag auf einer Zeitung ein Stück Pull-overfleisch und wartete darauf, in eine Tasse gegossen und gebadet zu werden.

Mit geschlossenen Augen konnte er die Schüssel auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Herbert hatte sich so gut auf sie eingestellt, daß er sein Essen nur mit dem Blick zu hypnotisieren brauchte. Herbert aß immer. Mann und Bankdrücken bildeten eine Einheit. Das Bizepsprogramm war länger als der Weg zu den Sternen. Die Langhanteln waren nicht allein drei große Sprünge entfernt, derer es bedurfte, um das Bankdrücken zu erreichen, nein, es mußte ihm auch noch die Zeit bleiben, in den Liegestütz zu gehen, die Hantel hochzureißen, zu halten und genau auf den Punkt zu ziehen. Der erste Stoß mußte geschmacklich einwandfrei sein. Herbert zweifelte nicht daran, daß ihm das gelingen würde, aber er kam an das Ding nicht heran. Die sechs Meter waren wie sechs Ewigkeiten. Was ein Hute in zwei Sekunden alles denken kann! Herbert warf sich herum, stieß gleichzeitig die Aktenordner um und räusperte sich.

Was dann geschah, gehört zu den größten Abenteuern, die je ein Mensch erlebt hat.

Rund um die Uhr

Die Kirchturmuhre war der größte, breiteste, stärkste und schönste Kalender seines Lebens. Atemberaubend, wie aus einer anderen Welt, ein Klatschen, wie aus Urzeiten überliefert. Ihre Zeiger waren dunkelbraun, fast schwarz, und mit gefüllter Paprika durchsetzt. Das Blatt wölbte sich vor wie eine Melone, der mächtige kugelförmige kleine Zeiger wurde nur von spitz zulaufenden Zahlen und der feuchten Kugel unterbrochen, über der wie schwarze Knöpfe die kalten und reglosen Unruhen im Schritt saßen. Die Uhr hatte die Zeiger weit ausgebreitet, stand hoch aufgerichtet da und verwehrte allen den Blick zum Himmel. Schön war sie, die Kirchturmuhre, die bereit war, so gewaltig zu schlagen, daß es allen die Sprache verschlagen konnte.

Man hatte gewußt, daß es sich um ein besonders schönes Exemplar handeln mußte. Am frühen Morgen hatte man sie aufgestöbert, unten am steinigen Buch. Der Priester hatte im Wasser gesessen und auf Fische gewartet, die durch die Stromschnellen springen würden. Die Uhr, hatte Wolfgang gedacht und sich hinter einen Baum gestellt, das ist ein Ticken! Niemand hatte gewußt, daß solch eine Uhr an diesem Kirchturm klebte, auch der Autor dieser Zeilen war ihr nie begegnet in all den Jahren. Und alt mußte sie sein – eine Einzelgängerin, ein Sonderling, denn was sich hier mit der Zeit sonst so herumtrieb, das kannte man. Oder war sie eine Tyrannin?

Eine der gewaltigen Handwerkerinnen, die sich nicht um Familie und Sippe kümmerten, die, wenn sie sich grämen wollten, jede andere Uhr in den Fluch trieben und die Rinder nahmen, so wie früher die feinen Rädchen, die sich an den Härchen der Troddeln vergnügten. Ja, so eine mußte sie sein! Und als der Priester aus dem Fluß trottete, hatte man versäumt sie zu stellen, hatte sie nur voller Bewunderung angestarrt und sich an ihr erfreut. Das war ein Fehler, der nie wieder gutzumachen war und der einem jetzt das Leben kosten konnte. Kaum hatte der Priester den Fluß verlassen, nahm die Uhr den Glockenschlag auf, äugte zu ihm hinüber, warf sich herum und ragte in das Dach hinein. Und jetzt ging alles Schlag auf Schlag.

1-2-3-4 mal läutete es, man konnte mitzählen. Das bedeutete, daß es jetzt bereits vier Uhr war. Und da es noch hell war, war allen auch klar, daß es sich um vier Uhr nachmittags handeln mußte. Es war schon mächtig viel Zeit vergangen, seitdem der Priester aus dem Wasser gestiegen war und alle mit dem Wildwasser gesegnet hatte. Von hier also, wie man dadurch erfuhr, holte der Mann sein Weihwasser.

Die Kirchturmuhre folgte der Zeit, schlich gegen den Wind an, umkreiste ihn, rannte durch die Rädchen und Federn, lag auf der Lauer, robbte und ließ alles, was vorher war, alt aussehen. Aber immer, wenn man glaubte, sie habe etwas im Visier, war sie schneller, warf die Zeiger rum, verschwand zwischen den Strichen, tauchte unter

im Kirchturm. Vor dreißig Jahren war es nicht anders gewesen. Auch damals war es darauf angekommen, selbst unsichtbar zu sein, dabei den Gegner im Schwitzkasten zu halten und mit angehaltenem Atem einen abzuseilen. Und noch bevor man den Rückschlag der Kirchturmuhren abgefangen hatte, hatte man stets gewußt: Man hatte getanzt. Und jeder Satz im Buch war wahr gewesen.

Dieses Mal hatte es innerliche Überwindung gekostet. Die Uhr war einem mächtig auf den Zeiger gegangen. Und eigentlich konnte sie sich selbst auch nicht sehr leiden. Es mußte halt immer rund bei ihr gehen. Als Gegner war sie listig und schnell. Morgen könnte ein anderer der Bessere sein, und dann würde sie sich hängen lassen, von oben herunter, und stehen bleiben. Zum ersten Mal in dreißig Jahren würde sie dann stehen bleiben, und alle würden es bemerken.

Das hier ist deine Theke, dachte er. Hier kennst du dich aus. Aber auch ich kenne dich jetzt, mein Uhrwerk! Auf die Dauer entkommst du mir nicht. Morgen bin ich wieder hier, und übermorgen ziehe ich dich so auf, daß dir hören und zeigen vergeht. Du wirst sprunghaft nach vorne schnellen, wenn ich es dir sage, und dich zurückhalten, wenn ich dich darum bitte. Ich werde der Meister der Zeit sein, und nichts und niemand, schon gar nicht du, wird mich davon abhalten. Und auch in der nächsten Woche und, wenn es sein muß, auch den ganzen nächsten Monat über. Ich werde so lange hier sein, bis ich die Zeit besiegt habe.

Noch keine war ihm entkommen. Aber das stimmte nicht. Es hatte sehr wohl einen Moment gegeben, da er die Zeit ganz klar und deutlich gesehen hatte. Es war zwischen 2.15 und 2.16 Uhr. In dieser Minute hatte er verstanden, daß eine Minute sechzig Sekunden dauerte. 60 Sekunden machten eine Minute. Das hatte ihm vorher noch nie jemand gesagt. Doch jetzt hatte er die Klarheit, die er brauchte. Er würde immer nur 60 mal eine Sekunde zählen, dann wäre wieder eine Minute vorbei. Nur eine Minute noch, paß nur auf, du Uhr, sonst poliere ich dir alle Zeiger.

Dann schlug die Uhr, und seine Mutter rief ihn zum Essen. Verdammt, dachte er und schaute auf seine Armbanduhr, könnte ich doch noch bleiben. Aber mit seiner Mutter war noch weniger zu spaßen als mit der Kirchturmuhren. Sie hatte einen schwarzen Gürtel, war Ex-Karatebezirksmeisterin von Hinterschmallettenbach. Sie kannte kein Pardon, wenn die Sippe kalt zu werden drohte.

Damals, am 1. Juli 1972, südlich von Lüdersdorf am nördlichen Bachlauf, hatte sie gezögert. Und mit diesem Zögern hatte sie ihr altes Leben hingeworfen und ein neues Leben gewonnen. Mit diesen Erinnerungen beschäftigte sie sich, als sie am Herd stand, in die Flammen blies, den Teekessel und den Sippentopf aufhängte, das Fleisch herunterschnitt und die Vorbereitungen für ein kräftiges Blasen traf.

Heute war ein schöner Nachmittag im Frühsommer, und die Luft leuchtete blau in der Sonne. Die Lerchen schimmerten in sattem Blaugrün, als wäre der Himmel übergelaufen, die Erde duftete herb, Schneeglöckchen lärmten und flatterten in den Wipfeln, und in der Senke rauschte das Wasser des Tees über die glattgeschliffenen Steine. Die Natur singt, hatte sie einmal gesagt. Da lagen die Blaubeeren im Schrank und liebten sich zwischen Töpfen, Pfannen und Handtüchern.

Vor zwanzig Jahren war das gewesen. Das erste Kind war längst geboren, sie besaßen ein schönes Haus, einen riesigen gemauerten Ofen und ein breites Holzbett, aber wenn sie gemeinsam an der Luft spazieren gingen, überfiel es sie oft wie ein Rausch, und dann küßten sie sich unter dem weiten Himmel oder unter turmhohen Bäumen und waren so glücklich wie nie zuvor. So zeugten sie auch Helmi, ihr zweites Kind, ein Mädchen, an einem Wildbach wie diesem, elf Minuten weiter im Süden. Das waren 660 Sekunden. Der Morgen war so warm, daß hinter ihnen der Schrank zu dampfen schien und Dunstnebel über sie hinwegzogen, als sie in seine freundliche Schulter biß und ihn empfing. Das ganze Dorf erinnerte sich noch genau daran. Die Schmerzensschreie waren im ganzen Dorf zu hören, und der Priester ließ vorsichtshalber die Glocken läuten, um die Schreie zu übertönen.

Die Dorfgemeinschaft entfernte sich von dem Tänzchen, ließ alles stehen und liegen und ging ein paar Schritte

weiter zu den beiden, die im niedrigen Gras nun allen Blicken ausgesetzt waren. Doch das störte die beiden nicht im geringsten. Er bückte sich etwas nach vorne und nahm die ihm dargebotene Speise, eine Handvoll Preiselbeeren, dankbar an. Er stopfte sie in seinen Mund und kaute sie, als gäbe es kein Morgen. Sie dagegen lackierte sich die Fußnägel mit grüner Farbe, was dem Dorfältesten einen erstaunten Seufzer abrang. Man dachte an ihn erst, als hinter dem Dorf ein dumpfes Grollen ertönte, worauf man die gesammelten Beeren fallen ließ und sich herumwarf.

Und dieses Kind hieß Herta

Das Gewitter war dann aber doch näher gekommen als von der Dorfhexe vorhergesagt. Das ganze Dorf erschrak ob der Heftigkeit des Donners. Weg, dachte man, nichts wie weg. Doch was immer man tut, in so einer Lage ist das Gewitter immer schneller! Das Gewitter kam näher. Man hatte noch nie seine Stimme gehört. Diese Stimme war so tief und so männlich. Sie brach durch den Himmel durch und drang in jede einzelne Seele ein. Das Dorf wollte sich wehren, doch es war zwecklos. Die Stimme erbebte, und alle waren wie vom Donner gerührt.

Da trat ein kleines Mädchen aus der Gruppe hervor. Sie hatte zuvor sehr aufmerksam dem Treiben der beiden anderen im niedrigen Gras zugesehen. Ihre Mutter

versuchte noch, sie an den Schultern zurückzuhalten, doch das Mädchen stand bereits drei Meter von der eingeschüchterten Gruppe entfernt. Der Donner hatte das Mädchen bereits gesehen und wollte es heftig anschreien. Doch das Mädchen blieb gelassen und standhaft. Als der Donner dazu anhub, ihr ganz besonders laut entgegenzudonnern, entgegnete sie kaum hörbar: Geh nach Hause!

Und so kam es, daß der Donner seit 1972 nie mehr in der Gegend um Kleinfischlingen und Hinterschmalletenbach auftauchte, weil sich ein kleines Mädchen ihm mutig entgegengestellt hatte.

Und dieses Kind hieß Herta.

Viele Jahre später

Das Ding hatte sich abgelöst. Es war zu spät. Ohne das Ding ging nichts mehr. Man hatte genug gesehen. Alles war an dem Platz, an dem das Ganze zu sein hatte. Wenn sich das Ding später wieder zeigen sollte, dann war es sein eigenes Problem.

Oh, ist die Nacht schon vorbei? murmelte das Kaufhaus Schubert verschlafen, als aus dem Hintergrund eine schreckliche Stimme ertönte, die den neuesten Tipp ankündigte. Rahn hätte jetzt schießen müssen. Aber er schoß nicht. Kein drei zu zwei für Deutschland. Nichts.

Stattdessen ein ruhender Ball für Ungarn. Wir wollten doch um sechs ausgehen, damit wir noch etwas vom Abend haben, antwortete die Wanderkarte ebenso verschlafen. Das war keine gute Sache, knurrte das Kaufhaus und drehte sich zu seinem Bett, um es mit Armen und Beinen fest zu umschlingen – nicht ohne vorher noch den Kopf, der auf dem Nachttisch seiner Freundin stand, mit einem gezielten Handschlag zu fällen. Keine Läuse vor neun.

Und dann kam Morlock. Morlock war ein Riesenvieh. Nach zehn nichts mehr essen? hakete die Wanderkarte lachend nach. Auch danach nicht, aber dann bin ich wach und kann weglaufen. Dann will ich lieber jetzt noch ein bißchen essen. So viel Zeit muß sein. Hungrig streichelte die Wanderkarte den Käse und küßte ihn auf die Rinde. Sie schob ihre Hände unter den Laib und streichelte seinen warmen Rücken. Dann räumten mehrere tausend Polizisten den Hüttenkäse ab, den Gegner der Wiederaufbereitungsanlage Wackersdorf im Taxöldner Forst angerichtet hatten. Aber was zur gleichen Zeit in Wien passieren würde, damit hatte noch nicht einmal Herta gerechnet, die sonst jedes Donnern vorhersagen konnte:

Der Kutscher ließ g'rad' einen fahren
Der zog allein dann seine Runden
Man konnt' den Furz keinem ersparen
Vor allem nicht den Kutscherkunden

Vom Schweigen

Michael Mayer erinnerte sich noch sehr gut an diesen Geruch, der ihm damals in seinem Bettchen in die Nase stieg. Dieser Furz war einer der ersten Dinge, an die er sich in seinem jungen Leben erinnerte. Er lebte von diesen Erinnerungen. Seine Mutter kannte er nicht, sie war spurlos nach seiner Geburt verschwunden, hatte noch im Kindsbett Reißaus genommen. Nur der Vater war ihm geblieben. Der Vater und die Tante, die er so sehr liebte. Sie badete ihn immer samstags, wenn der Vater Sportchau schaute. Dann nahm sie die alte Zinkwanne aus dem Schuppen und stellte sie in den Garten neben den Teich. Im Winter war es manchmal so kalt, daß das Wasser dunstig dampfte. Dann spielte er mit seiner Tante, die immer für einen Schabernack zu haben war, im Wassernebel Verstecken.

Manchmal, wenn er alleine war, weil die Tante einkaufen gegangen war, saß er am Fenster und blickte auf die Straße. Die vielen Menschen, die vorbeizogen, waren ihm fremd. Die Autos, in denen sie saßen, kannte er nicht. Vor den Hunden, die ihre Herrchen spazieren führten, hatte er Angst. Er war froh, daß er auf sein Tantchen warten konnte und nicht mir ihr einkaufen gehen mußte. Er fühlte sich in der Gesellschaft von Menschen unwohl. Immer starrten sie ihn an. Immerzu tuschelten sie über ihn, wenn sie ihn sahen. Er hatte doch auch Gefühle.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 99

**Warum gibt es im
Toten Meer
keine Leichen?**

Er war doch auch nur jemand, der leben wollte, der geliebt werden wollte, der auch Angst davor hatte, daß der Himmel einstürzen könnte. Er konnte doch nichts dafür, daß er so große Ohren hatte.

Eines Tages kam die Tante vom Einkaufen zurück und fand Michael am Fenster. Er weinte. »Du mußt doch nicht weinen, mein kleines Michaelchen.«

»Doch, Tantchen, doch«, sagte er. »Aber warum weinst du?«, fragte die Tante besorgt. »Ich weine, weil ich Angst habe.«

»Wovor hast du denn Angst«, sagte sie. »Ich habe Angst, daß du mich eines Tages auch verlassen wirst, so wie meine Mutter.«

»Das wird nie geschehen«, sagte die Tante und verdrückte eine Träne. »Das wird nie geschehen«, wiederholte sie und zog ihn fest an ihre Brust. Michael schluchzte auf, um nach einer Weile zu seiner Tante aufzusehen. »Erzähl mir von ihr«, flehte er, »bitte.«

»Deine Mutter war die schönste Elefantin«, fing die Tante an, »die die Welt je gesehen hat. Als sie nach Deutschland kam, wurde sie von allen bestaunt und bewundert. Ihre Elefantenhaut spannte sich über den Gelenken, und sie hatte einen derart wohlgeformten Rüssel, daß man ihr Gedichte und Lieder schrieb.«

»Sing mir eines«, sagte Michael. Und die Tante sang ihm zum hundertsten Male die Geschichte von der Elefantin, deren Haut die Sonnenstrahlen nicht nur abhielt,

sondern auch so reflektierte, daß man die Reflektionsstrahlen in Energie umwandeln konnte. Als sie die letzte Zeile ›Und so war sie, die Schönste unter den Schönen‹ gesungen hatte, lächelte Michael wieder. »War sie wirklich so schön«, meinte er. »Und noch viel mehr«, sagte seine Tante. »Sie war auch intelligent. Man hatte zahlreiche Tests mit ihr durchgeführt, weil man nicht glauben konnte, daß eine Elefantin einen IQ von über 180 haben könnte. Doch so war es. Sie wollte mit 15 auf die Universität gehen, doch dann lernte sie deinen Vater kennen ... « Da stockte dem Tantchen die Stimme. »Was ist, Tante, liebe Tante?«, war Michael besorgt. »Es wird Zeit, Michael, daß du alles erfährst«, sagte die Tante und schlug die Augen nieder.

Michael sprang von ihrem Schoß. »Was muß ich wissen, liebes Tantchen?«

»Dein Vater ist nicht dein wirklicher Vater.«

»Nein?«, rief Michael, »wer ist es?«

»Es ist der Mann, der deine Mutter auf die Universität vorbereiten sollte.« Die Stimme der Tante wurde leiser, sie drohte zu brechen. Die Stille war vollkommen. »Dieser Mann war ein böser Mann. Sehr böse. Er hatte sich bei deinen Großeltern, den Eltern von mir und deiner Mutter, beliebt gemacht, indem er ihnen Geschenke machte, sie einlud, ihnen das Blaue vom Himmel versprach. Damit hatte er sich Zugang zu unserem Haus verschafft. Dann bot er an, deine Mutter für die Eingangsprüfungen der Universität vorzubereiten. Unser

Vater war begeistert. Er war doch nur ein einfacher Bulle. Wenn die Eltern gewußt hätten, was passieren würde, sie hätten den Mann dem Ältestenrat überstellt. Doch leider ... Bist du nicht durstig, Michael?«, wollte die Tante ablenken. »Nein, und ich bin auch nicht hungrig«, ermahnte Michael seine Tante streng, »erzähl nur weiter. Ich bin kein kleines Kind mehr.«
»Nun gut«, sagte die Tante, holte sich einen Stuhl und erzählte von Anfang an.

»Die Herausforderung von zeitgenössischer Musik an den Hörer ist keineswegs, lieber Michael, daß sie sich dem Verstehen entzieht. Das Gegenteil ist der Fall. Musik richtet sich an den Hörer, der *verstehen* will. Musik, obgleich ungewöhnlich, ist nicht etwa das andere der Sprache und damit des *Gedankens*. Was oft gemeinhin in seiner Wirkweise als Gefühl interpretiert wird und damit als ein die Sprache umgehendes oder überbrückendes Phänomen der emotionalen Unmittelbarkeit, appelliert im Gegenteil an jenes Verstehen-Wollen. *Daß* sich Musik nicht verstehen läßt, also der ästhetische Eindruck, die Rezeption nicht mit Mitteln des Intellekts einholbar ist, suspendiert die Anrufung an das Verstehen keinesfalls«, sagte die Tante. Und Michael hörte weiter geduldig zu.

»Musik«, fuhr sie fort, »spielt vielmehr die Rolle des *Schweigens* in einer Unterhaltung. Schweigen ist nicht die Unterbrechung des Redens, seiner Aussage, seiner Logik, sondern ist dessen Verlängerung ins Ungewisse,

Ungehörte, Ungesagte. Musik ist insofern genauso beredt wie das Schweigen, ohne jedoch etwas zu sagen. Sie gehört damit in das Reich der Sprache und will Sinn produzieren, nicht etwa nur körperliche Reize setzen, Gefühle aufwühlen oder Emotionen herausstöbern. Wenn die Sprechenden schweigen, kommt die Sprache weiter zu Wort, ungehört zwar, unaktualisiert, und doch in ihrem Potential einer noch zu kommenden Realisierung. Verstehst du?«, wandte sich die Tante an ihren Neffen, der abzudriften drohte. »Sprich weiter, Tantchen«, sagte er, »ich bin ganz Ohr.«

»Nicht alles, was nicht gesagt ist, bleibt unerhört«, fuhr sie fort. »Das Geheimnis läßt genau jenes Rauschen, jenes Murmeln zu, das wortlose Schweigen, das dennoch beredt ist. Ähnlich verhält es sich mit der Musik, dem System der Sprache zugeordnet, das Schweigen in Klänge verwandelt, es tonal einkleidet, das Schweigen einfärbt, so wie man im Labor eine transparente Flüssigkeit mit einem Kontrastmittel sichtbar macht. Musik teilt jedoch nicht mit, was anders nicht gesagt werden kann; wie wenn man etwa Musik als Übersetzerin, als Götterbotin eines Rätsels verstehen würde. Musik enträtselt also nicht das, was im logischen Rebus von Sprache so nicht gesagt werden kann oder sich so dem Denken entziehen würde. Musik teilt ein spezifisch gefaßtes, verfaßtes Schweigen mit. Es ist ein vollkommen anderes Schweigen, und doch ist Musik still. Stille meint hier nicht die Abwesenheit des Hörbaren, keineswegs. Die Lautstärke,

das aufreißende Volumen deutet stark auf diese Stille hin, spitzt auf diese der Musik innewohnenden Stille zu. Diese Musik schreit, laut wie der Partner, mit dem man sich streitet: Du kannst mich nicht verstehen. Der Streit ist die Folge eines Mißverständnisses, die Folge eines kommunikativen Scheiterns, die Folge eines Riß im Horizont des Verstehens. Das ist, was Musik zu kommunizieren in der Lage ist: den Hinweis auf das Nicht-Verstehen-Können. Alles, was danach gesagt wird, ist von der Stille dieses Einverständnisses eingefärbt über jenes zwar kommunizierbaren, nicht jedoch verstehbaren Erlebnis. Der Streit mit der Musik, das Streiten mit dem Sinn ist kein Konflikt, er ist vielmehr ein Widerstreit, eine Auseinandersetzung. In dieser Auseinandersetzung wissen die Partner, daß alles, was innerhalb des musikalischen Rahmens geschieht, auf jene spezifische Weise nicht verstehbar ist, während der Rahmen wiederum nichts anderes tut, als an das Verstehen zu appellieren.«

Michael war nun vollkommen still geworden. Er atmete ruhig.

»Dieses Schweigen, das keine Abwesenheit, sondern die eigentliche Sinnfälligkeit bedeutet, ist musikalisch unendlich gefaßt«, sagte die Tante. »Programm Musik, welche sich der Darstellung von Welt verschrieben hat, indem sie diese zu imitieren versucht – Smetanas Moldau-Komposition oder Vivaldis ›Vier Jahreszeiten‹ – kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß Musik zwar mit tonalen

Ähnlichkeiten von Welt und Klang operiert, diese jedoch mit einer Hörkonvention korrelieren, welche in Form einer musikalischen Gestalt als ein buchstäblich an das Wiedererkennen appellierendes Hören Tonfolgen und Melodien in den Zeichendienst stellt. Musik bewegt sich hier auf dem Niveau des stilisierten Kuckucksrufes, den der Hörer sich nicht in die Lage versetzt fühlt, *nicht als Kuckuck* zu hören. Zum Kuckuck: nicht den Kuckuck rufen hören«, sagte die Tante leise, erhob sich vorsichtig von ihrem Stuhl und näherte sich dem Jungen auf Zehenspitzen. Michael war eingeschlafen. Ganz leise rief sie: »Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald«, da tat Michael seine Augen wieder auf. Er war wieder wach. Die Tante konnte weitermachen.

»*Nicht* den Kuckuck hören, diese Aufgabe stellt Musik an uns. Musik bildet nicht die Welt ab, auch wenn sie Teil von ihr ist. Sie stellt der Welt auch keine Bilder zur Verfügung, auch wenn wir, wie bei Filmmusiken etwa, Bilder hören. Diese konventionelle Musik«, und hier ergänzte die Tante, »– und damit meine ich eine Konvention, die der Gewohnheit und ihrer Anwendung folgt – übertönt ihr Schweigen, bringt dieses aber nicht ganz zum Verstummen. Nicht den Kuckuck rufen hören, der in diesen Genres unaufhörlich ruft: Hörst mich, wie ich immer wieder mein Häuschen verlasse, um die Landschaft zu besingen. Der Filmmusik den Kuckuck austreiben ist die größte Herausforderung an den Hörer, der nicht *mit*, sondern *gegen* die Musik zu hören hat, um ihr

Schweigen besser zu vernehmen.«

»Ich verstehe sehr gut, was du mir sagst«, murmelte Michael leise. Seine Lider waren auf Schlaf eingestellt. Doch die Tante ließ sich nicht davon beirren.

»Und da hat deine Mutter, mein lieber Neffe, großartiges geleistet. Deine Mutter hat nämlich mit ihrem Meilenstein ›3'44'‹ eine Wegmarkierung gesetzt, welche jenen Horizont der Stille benennt, der jedoch in jeder Musik immer gegenwärtig ist. Aber nicht als Pause. Die Pause in der Musik ist eine Unterbrechung, kein urtümliches Schweigen. Insofern ist dieser Stein kein neuer, er weist lediglich eine neue Inschrift auf. Deiner Mutter dreivierundvierzig ist Musik *ohne* Musik. Natürlich kann man hier, wie häufig geschehen, diesem Ohne einen soziologischen Musikbegriff beistellen, wonach die Abwesenheit von musikalischen Noten und Tönen die Geräusche des lauschenden, laut schweigenden Publikums erst hörbar macht. Wenn die Instrumente schweigen, wird die Welt erst als solche hörbar. Die Partitur ist damit nicht anderes als eine Klammer, eine Umklammerung eines Zeitausschnittes, innerhalb dessen zu hören ist, was außerhalb dessen untergeht in unauslotbarem Wahrnehmungsbrei, dem menschlichen Lärm. Dieses Ohne der Musik jedoch ist keine Abwesenheit, wie man meinen könnte. Deine Mutter schrieb eine Partitur, welche Handlungsanweisungen für einen Musiker notiert, der sich an die vorgegebene Zeit zu halten hat, innerhalb derer die Musik gespielt werden soll. Deine Mutter schrieb Musik, die nicht hörbar ist, beziehungsweise

schrieb sie die Bedingung der Hörbarkeit von Musik. Sie machte dies dezidiert mit musikalischen Mitteln und nicht mit nicht-musikalischen Mitteln, wie man meinen könnte. Sie verlängerte nicht etwa eine Fermate auf mehrere Minuten oder ließ die Pause erklingen; sie schrieb vielmehr die Stille, ihr *tacet ist* ein Schweigen, es repräsentiert keines. Ihr Verdienst, wenn man das überhaupt so sagen möchte, ist nun nicht, dieses Schweigen musikalisch erfunden zu haben. Sie hat jedoch dieses Selbstverständliche aufsehen-erregend zur Aufführung gebracht.«

Michael war erschüttert. Er dachte, sein kleines, junges Leben würde nun aus seinem Körper verschwinden. Er konnte sich nicht mehr bewegen. »Ist das wahr«, flüsterte er. »Ja«, sagte seine Tante, mit tränenerstickter Stimme. »Jedes Wort?«, fragte Michael. »Jedes Wort«, meinte seine Tante aufrichtig. »Wieso weißt du das alles«, meinte Michael. »Sie hat mir alles erzählt, direkt nachdem du auf die Welt gekommen warst. Sie war so schwach nach deiner Geburt, aber sie mußte die grausame Wahrheit mit mir, ihrer Schwester, teilen. Sonst hätte sie, so sagte sie, nicht weiterleben können. Als man dich dann zu ihr brachte und du die gleichen Ohren hattest wie der böse Mann, da erschrak sie sich fast zu Tode. Sie blickte dich lange an, sehr lange, dann gab sie dir einen Kuß und legte dich in meine Arme. Ich verstand sofort und ging mit dir hinaus. Als ich nach einer Stunde wieder zurückkam, war sie bereits weg. Ohne Nachricht. Sie hat nur das hier auf ihrem Bett hinterlassen.«

Jetzt stand die Tante auf, ging zu ihrem Schrank, öffnete die Tür, bückte sich und öffnete ein Fach im Schrankboden, aus dem sie ein kleines Metallkästchen herausholte.

Michael wollte das Kästchen entgegennehmen, die Tante jedoch sah ihn intensiv an und sagte: »Die Welt da draußen ist mehr denn je in Bewegung geraten. Menschen sind unterwegs, sind auf der Flucht, versuchen an einem anderen Ort anzukommen. Mobilität und Flexibilität, im Westen als Grundbedingungen der Mehrwertproduktion angeführt, soll nun ausgerechnet jenen verwehrt bleiben, welche diese am nötigsten brauchen. Bewegung wird als Fort-Bewegung verstanden, als ein von Zuhause-Weg-Gehen, als Hintersichlassen, um irgendwo in der Fremde anzukommen. Bewegung wird als Fliehen aufgefaßt, nicht jedoch als eine Bewegung ›auf etwas zu‹. Diese vom Tode bedrohten Menschen, politisch Gefährdete brauchen aber Gefährten, Begleiter, welche sie nicht nur aufzunehmen bereit sind, sondern auch verstehen lernen müssen, was diese Bewegung weg-von-zuhause impliziert. Die Bewegung muß von immerwährenden Sprachversuchen begleitet werden, von beiden Seiten angestrengt, um überhaupt erst verstehen zu können, was zu dieser Fort-Bewegung, die im Grunde ja eine Hin-Bewegung ist, geführt hat. Die Sprachlosigkeit, die angesichts der Verzweiflung von hunderttausenden, ihre Heimat zurücklassenden Menschen befällt, birgt für beide Seiten die Gefahr, Menschen in ein lediglich bildsymbolisches Schema zu pressen: Der stumme, wenn überhaupt

nur als stiller Bittsteller dargestellte Fliehende, welcher nur in der die Ordnung gefährdende Masse wahrgenommen wird, nicht aber als Gefährte, als Mitmensch, der sich auszudrücken in der Lage ist auf der einen Seite. Auf der anderen Seite der lediglich *über die Köpfe* dieser Menschen hinweg sprechende Bürger oder Politiker, der sich eine Meinung zu bilden versucht angesichts medial vermittelter Bilder. Das Recht des einzelnen an seinem Bild, es müßte auch auf das Recht auf Sprache ausgedehnt werden.«

Michael wußte, wovon seine Tante sprach.

»Miteinander-Sprechen gewährt aber erst eine Mit-Teilung, ein Mit-Sprechen an den Dingen, die verändert werden müssen. Es scheint nun, als fehlte eine adäquate Sprache, über diese vielfältigen Bewegungen zu sprechen, welche über politisches Kalkül oder emotionale Betroffenheit, über massenmediale Manipulation oder individuelles Mitleid hinaus geht.« Hier machte die Tante eine kleine Pause. Es war, als müßte sie kurz Luft holen. So überwältigt war sie von ihrer eigenen Erzählung. Dann fuhr sie fort.

»Wir haben es derzeit mit einer der größten Massenbewegungen der letzten Jahrzehnte zu tun, die man schlechterdings als ›soziale Bewegungen‹ beschreiben könnte. Was aber hat der Elefant dazu zu sagen? Gar nichts. Es scheint, als hätte ausgerechnet der zeitgenössische Elefant,

die Elefantentheorie kein Vokabular entwickelt, das sich in diesen spezifischen Bewegungsphänomenen mit ihnen auseinandersetzen könnte. Elefantenwissenschaft hat sich sehr wohl eine Sprache angeeignet, *über* Bewegung zu sprechen, einen Diskurs *über* Elefanten zu führen, sich dabei aus verschiedenen Disziplinen bedienend, ihn zu besprechen; sie tut das aber aus der Grundüberzeugung heraus, daß der Elefant selbst stumm, nicht beredt ist. Als wäre der Elefant ständig unterwegs zu einer Heimat innerhalb der Sprache, letztere aber nicht in der Lage zu sprechen. Er ist daher auf die Hilfe der Elefantentheorie angewiesen, dem Elefanten diskursiv einen Platz zuzuweisen, den der Elefant selbst nicht besetzen kann. Es ist jenes sich hier zeigende Dilemma der Gleichzeitigkeit eines pädagogisch anmutenden Meta-Diskurses, welcher die spezifischen Hervorbringungsbedingungen von Elefanterie nicht aufnehmen kann, weil dieser als nicht-sprachliche Praxis nichts sagen kann und daher einen Übersetzer sucht, der für ihn spricht.«

Michael hatte darüber gelesen. Er war ein sehr aufgeweckter Junge, das wußte seine Tante, und deshalb hatte sie auch keine Bedenken, daß er auch das folgende würde verstehen können.

»Deine Mutter wollte diese Asymmetrie aufbrechen, weil sie davon überzeugt war, daß Elefanten sehr wohl etwas zu sagen haben, das auch über die eigene Genrengrenze hinaus Relevanz besitzt. Die zeitgenössischer Elefanterie

in der ästhetischen Debatte oftmals vorgeworfene, gar manchmal als autistisch bezeichnete Selbst-Bezüglichkeit sowohl in Bewegung als auch Diskurs ist nichts anderes als ein Symptom dieser asymmetrisch geführten Sprachordnung. Deine Mutter wollte dagegen Elefant und Sprache als sich gegenseitig informierende und wortstarke *Gefährten* verstehen. Sie wollte die vorherrschende Zweiteilung in stummen Elefant und beredtem Diskurs beenden. Den Elefanten zur Sprache bringen heißt auch, ihn näher an die Sprache derer zu rücken, die sich bislang von der stillen Schönheit des Ungesagten haben faszinieren lassen: die Zoobesucher. Neben angestammten Diskussionsformaten strebte deine Mutter an, den Elefanten von seiner eigentlichen Verfaßtheit heraus auch sprachlich erlebbar zu machen, ihn direkt begreifbar zu machen. Den Besucher als Bewegungsgefährten in dieser Versprachlichung aufzufassen, heißt auch, ihm die Eigenheiten der Elefanten unmittelbar nahe zu bringen. Elefanten zur Sprache bringen bedeutete für meine Schwester im doppelten Sinne: Die dem Elefanten eignenden Bedingungen in einen eigenen Diskurs setzen wie auch Elefanten vermittelbar zu machen für jene, die sich als Nicht-Elefanten zeitgenössische Besuche aneignen. In diesem Zusammenhang treten Elefant und Sprache in ein Wechselverhältnis, welches sich gegenseitig informiert und das im Grunde untrennbar ist.«

Michael kannte das Argument bereits, die Tante wollte es ihm jedoch nicht vorenthalten.

»Ein Elefant, der sich der eigenen Sagbarkeit entzieht, ist ein unsäglicher Elefant, wie auch ein sprechender Körper, der das Elefantastische nicht wagt, nichtssagend ist.«

Es war seiner Mutter also um den Elefanten im Raum seiner eigenen Sprache gegangen!

»Neben den Gefährten Elefant und Sprache und dem Gefährtentum des Zoobesuchers gibt es einen weiteren Aspekt, den sie als einen ihrer Schwerpunkte stark machen wollte. Es waren zum einen die Begleiter der Elefanten selbst, ihr begleitender Blick auf die Werke, der sie interessierte. Was sehen sie, wenn sie sie sehen? Welche Sprache entwickeln diese Gefährten im Angesicht der Arbeiten ihrer Familie? Inwiefern kann man diese Gefährten als ›Kumpane des Elefanten‹ bezeichnen, mit welchen der Elefant sein künstlerisches Brot (cum pane) bricht, spricht, mit ihnen zusammenarbeitet? Denn der Zoo war womöglich noch nie so vital wie derzeit; davon war sie überzeugt. Es gab eine Vielzahl von Elefanteninitiativen, Arbeitskollektiven, gemeinsamen Unternehmungen, die zum Teil außerhalb der Sichtbarkeit von Zoopolitik attraktive Hinterlassenschaften boten. Dieses große Feld gemeinsam zu entdecken und zu begehen, war eines der Anliegen von ihr. Dieses Feld war reif für die Ernte.«

Jetzt verdüsterte sich der Blick der Tante ein wenig. Michael konnte ihre Miene im Licht eines Autoscheinwerfers sehen, der von der Straße herauf strahlte.

»Zum anderen gab es auch für sie einen merkwürdig sichtbaren, aber nie vollständig wahrgenommenen Gefährten des Elefanten, auf welchen deine Mutter ihr besonderes Augenmerk richtete. Was den Elefanten in der Ausübung seines Berufs unaufhörlich begleitet, ist ein Alterungsprozeß, der sich als immer gewichtiger werdender Arbeits- und Produktionsfaktor in seinem Leben bemerkbar macht. Dies nicht nur, weil der alternde Elefant gewisse Kapriolen nicht mehr zu schlagen in der Lage ist, sondern vor allem, weil er im Laufe seiner kapriolenreichen Karriere ein körperliches Erfahrungswissen angesammelt hat, das es auch zur Sprache zu bringen gilt. Dieses physisch gebundene Wissen wird häufig im Zirkus oder im Training weitergegeben, durch Zeigen und Erklären. Jedoch bleibt es auch im oder am Körper selbst hängen. Deine Mutter wollte diesem biografischen und biologischen Älter-Werden, dieser körperlichen Geschichtlichkeit Rechnung tragen. Hierbei ging es deiner Mutter nicht nur um die Darstellung von Erfahrungswissen oder die Weitergabe von geschichtlich Angeeignetem, sondern vor allem um den unvermeidlichen Gang der Dinge, diesem letzten Grund womöglich: Es ist das Wissen um die eigene Endlichkeit durch diesen Gefährten namens Alter, um die Gefahr, der sich das Leben beständig aussetzt, welches den zeitgenössischen Elefanten informiert. Der oft zitierten Präsenz des Elefanten, mit welcher viele Zoowissenschaftler die besondere Bedingtheit des sich im Moment des Zirkus zeigenden Elefanten benennen, steht jener Gefährte der eigenen Auslöschung immerzu bei – er

ist der Grund, warum wir unaufhörlich schaffen. Davon war deine Mutter überzeugt. Der Potentialität der eigenen Auslöschung setzte sie ein künstlerisches Leben entgegen, in welchem man sich dieser Gefahr aussetzt. Die Gefahr erst ist die Quelle der Kreativität. Der Elefant ist damit ein vom Leben beschriebener, gezeichneter, getriebener, welcher mit der Gefährdung durch die eigene Auslöschung immer näher an die Grenze seiner eigenen Darstellbarkeit gelangt, diese Grenze aber unaufhörlich mitsagt. Die jubelnde Feier des Elefanten und seiner Vitalität, die oftmals mit ›Walden‹ in Verbindung gebracht wird, erscheint ohne dieses Wissen vom eigenen Ende unsäglich.«

Die Tante holte ein letztes Mal Luft. »In diesem, für alle Elefanten von ihr skizzierten Verständnis von Gefährdung steckt natürlich auch eine andere Gefährdung, eine Gefährdung nämlich überlieferter Verfahrens- und Denkweisen. Diese Gefahr wollte deine Mutter gerne eingehen. Denn wenn Elefanten zu irgend etwas in der Lage sind, dann ist das, vielleicht, ihre Fähigkeit des immerfortwährenden Übens ihres Gefährdungs. Dieses gemeinsame Üben ist eine Bewegung auf einander zu. Sie wollte, daß wir üben aufeinanderzuzugehen.«

Die Tante endete ihre Ausführungen mit einem langen Tröten und überließ Michael das Kästchen, das sie die ganze Zeit noch festgehalten hatte. »Und meine Mutter wußte das alles schon mit 15 Jahren?«, fragte Michael sein Tantchen. »Obwohl sie noch so jung war?«

»Du weißt doch, daß Elefantenjahre anders zählen«, meinte die Tante. »Und außerdem ging sie ja dann auch nicht zur Universität, wo sie ja alles wieder vergessen hätte«, fügte die Tante leise hinzu.

Michael hatte seine großen Ohren auf Empfang gestellt, um nur ja nichts zu verpassen. Jedes Wort seiner Tante hatte er in sich aufgesogen, denn er wußte, daß das, was seine Tante ihm zu sagen hatte, sein Kompaß werden würde. Der Kompaß, nach dem er sein zukünftiges Leben ausrichten würde. Ein aufrechtes Leben, in welchem er sich nicht mehr schämen wollte. Nein, er beschloß von nun an, stolz in die Welt zu blicken. Stolz auf seine Vergangenheit und stolz auf seine Zukunft, die großartig werden würde. Die Tante sah, wie sich Michaels Gesicht veränderte. Als hätte er ein Licht in sich entzündet. Sie war erstaunt, wie schnell Michael lernte. »Das ist die Intelligenz deiner Mutter«, sagte sie feierlich, »die durch dich spricht. Gehe vorsichtig mit ihr um, nicht alle Menschen können damit etwas anfangen. Viele werden sich von dieser Kraft des Geistes bedroht fühlen.« Michael stellte seine großen Ohren auf, umarmte die Tante und trat dann an das Fenster. Draußen zogen die Menschen vorbei wie immer, fuhren die Autos wie immer, zogen die Hunde an den Leinen, wie immer. Er aber war nicht mehr wie immer, er war ein anderer geworden. Er schaute auf das Kästchen in seinen Händen, er war nun bereit dafür. Michael öffnete es mit seinem Rüssel und starrte hinein. Was er darin sah, war größer als alles, was er darin vermutet hatte.

Am Fuß der Leiter

Und dann hatte er nachts einen Traum.

An der untersten Stufe der Treppe hatte er sie gefunden. An ihrem Kopf schien etwas gefehlt zu haben, als hätte jemand eine Ecke herausgebissen. Er hatte sie betrachtet, bis ihm ihr Gesicht nicht mehr vertraut war. Bis er für ihre starr geöffneten Augen blind geworden war. »Merkwürdig, wie der Kopf an ihrer Schulter hängt«, hatte er noch gedacht.

Das Bild ging ihm nicht aus dem Kopf. Sie war ausgeglichen »wie ein ungelinker Pinguin an den Eishängen des Südpols« und die Treppe hinuntergefallen. »Es muß gestaubt haben«, das hatte er bei der Vernehmung bei der Polizei gesagt. Er erinnerte sich im Traum, daß die Beamten ihn verwundert angesehen hatten. Sie brachten den Pinguin und den Staub in ihren Köpfen nicht zusammen. Er schon. Er hatte eine Dokumentation über den Südpol im Fernsehen gesehen und darüber gelacht, wie die Pinguine sich von den Eishängen ins Wasser gleiten ließen. Sie sahen tapsig aus. Und wenn sie mal ins Rutschen kamen ... Als er sie so liegen gesehen hatte, mit ihrem Kopf so merkwürdig auf der Schulter, da kam ihm unweigerlich das Bild eines Kekses in den Sinn, neben dem ein paar Krümel lagen. Bröseln. Bröselnder Staub. Da gab es nichts zu verstehen.

Während er dies träumte, hatte er die Holztreppe im Haus seines Großvaters vor Augen. Es war eine enge Stiege in einem kleinen Haus, die nach oben zu den Schlafzimmern führte. Er hat sich als Kind in diesem Haus geekelt, weil die Zimmer modrig rochen. Und in der schmalen Stiege stand die Luft, kalt und feucht. Sein Großvater hatte nur einen Ölofen in dem großen Zimmer, in dem er sich immer aufhielt, der einzige Raum, in dem es im Winter warm war. Und der nach Öl stank. Ansonsten roch es immer nur nach Moder. Am schlimmsten war es im Bad. Eine alte, freistehende Emaillebadewanne, alte hellgrüne Fliesen, ein Ofen, um das Wasser zu erhitzen. Neben der Tür zum Bad war eine Tür, die in den Keller führte. Dorthin ging sein Großvater manchmal, um Kartoffeln zu holen, dann ließ er die Tür offen stehen, und der Geruch austreibender, fauliger Kartoffeln vermischte sich mit dem Ölgestank und dem in den Wänden keimenden Moder. Und jetzt fiel ihm im Traum ein, warum sich ihm das Bild eines Kekses aufgedrängt hatte. Geruch, Unwohlsein und Ekel vergaß er immer dann, wenn auf dem Holztisch seines Großvaters eine Packung Leibnizkekse und eine Tafel Ritter Sport Vollmilchschokolade lagen. Sein Großvater brach ihm dann von einer Rippe zwei Stückchen ab und legte sie auf einen Keks. Und wenn er davon abbiß, brach der Keks an unvorhersehbaren Stellen, so daß die Brösel immer auf die Tischdecke fielen, statt in seine Hand, die er zum Schutz unter den Keks gehalten hatte.

An ihrem linken Fuß hatte der Schuh gefehlt. Ihr Knöchel war dick aufgeschwollen gewesen, dunkelrot verfärbt.

Die Viecher hatten sich in der Wärmestube einer Schicksalsgemeinschaft gewärmt und darin Trost und Halt gefunden. Die Herde hatte sich nach innen warm gehalten, und die, die weiter außen gestanden hatten, sollten aggressiv auftreten, um die Schwachen mit Leib und Leben zu verteidigen. Dafür hatten sie Zuspruch und Anerkennung von innen bekommen. Man hatte aber nur die verlässlichsten Tiere dazu verwenden dürfen. Sie hatten sehr gute Augen, eine empfindliche Nase und das Herz eines Löwen gebraucht, um die Angriffe der Hyänen abzuwehren. Im Grunde hatten sie selbst zu Hyänen werden müssen. Daher hatten sie gefestigt zu sein, um klar zwischen dem, wer sie gewesen waren, und jenen, die sie zu sein vorgegeben hatten, unterscheiden zu können. Nicht auszudenken, was hätte passieren können, wenn sie selbst auf den Geschmack gekommen wären.

Geschmackssache

Als Michael aufwachte, rieb er sich die Augen. ›Ein merkwürdiger Traum‹, dachte er sich und streckte sich in seinem Bett. Der Traum hatte sicherlich etwas mit den Dingen zu tun, die er im Kästchen gefunden hatte. Nur was genau, das war Michael schleierhaft.

Sehr viele Jahre später, Michael war inzwischen erwachsen geworden, besuchte ein guter Freund von ihm mit anderen Freunden ein sehr gutes Restaurant in Goslar. Es war erst vor kurzem gebaut worden, war schlicht eingerichtet, ohne einfach zu sein, und hatte einen glänzenden Ruf. Da es nur zur Hälfte besetzt war, konnten sich die Gäste alle gemeinsam an einen großen Tisch setzen. Der Koch des Restaurants war bekannt dafür, daß er immer ein kleines, aber erlesenes Angebot auf der Karte hatte, das von sehr ausgesuchter Qualität war. Alle bestellten das gleiche Menu. Die Freunde waren bester Laune und freuten sich auf einen wunderbaren Abend. Als das Essen kam, staunten sie sehr über die Aufmachung der Speisen und den recht ungewöhnlichen Geschmack, mit welchem der Koch sie überraschte. Magda, mit welcher Michaels Freund schon länger befreundet war und mit der er schon einige Restaurants besucht hatte, fand nach erstem Kosten alles vorzüglich. »Ich weiß zwar nicht«, sagte sie, »wie der das so zauberhaft hinkommen hat, aber der Geschmack ist unglaublich. Die Komposition der Zutaten scheint mir doch sehr gelungen«, sagte sie, genießerisch

in die Runde blickend, vielleicht auch ein wenig herablassend ob ihrer Weltläufigkeit. Sabine, die Magda schon immer arrogant fand, zögerte nicht zu erwidern: »Nun ja, aber da gibt es ein paar Zutaten, die mir nicht so recht in die ›Komposition‹ zu passen scheinen«, mokierte sie sich über die hochtrabende Wortwahl, »es schmeckt in Teilen ein wenig fad.« Und Christine, deren Teller schon fast leer war, weil sie genauso schnell aß wie sie sprach, meinte generalisierend und sehr beckmesserisch: »Und richtig frisch ist das alles auch nicht mehr, oder?«

»Daß du die Raffinesse nicht erkennen kannst, wundert mich nun aber nicht«, rollte Magda die Augen in Richtung von Sabine, nicht ohne Christine mit einem strafenden Blick zu streifen, woraufhin der ganze Tisch in eine Diskussion über die Qualität des angebotenen Menüs ausbrach. Da sich die kulinarische Debatte irgendwann nur noch um ›gut‹ oder ›schlecht‹ drehte und man augenscheinlich nicht weiterkam, schlug Steffi vor, wie immer um versöhnlichen Ausgleich bemüht, die Zutaten herauszuschmecken. So könnte man wenigstens einen halbwegs objektiven Bezugspunkt in der Diskussion finden, über welchen man sich dann zu verständigen versuchen sollte. Noch bevor Bernd ein altphilologisch weises »De gustibus non est disputandum« von sich geben konnte, nahm die Runde den Vorschlag beifällig an.

Langsam kehrte Stille am Tisch ein. In den fünf sehr langen Minuten, in welchen gekostet, gekaut, geschmeckt

wurde, ließ jeder ab und an ein Wort über eine Zutat fallen, aber dennoch wollte es keinem so recht gelingen, dem Gericht sein Geheimnis zu entlocken. Kleinlaut geworden legte die Runde, ein wenig irritiert über die eigene Unzulänglichkeit, ihr Besteck zur Seite. Nur am Tischende hielt Hans noch immer die Gabel in der Hand und spitzte nachschmeckend den Mund.

Alle blickten ihn gespannt an, und da begann er, mit seinem Cheshire-Cat-Lächeln langsam und ganz sorgfältig die Zutatenliste aufzusagen, keine einzige auslassend, die schon genannt wurde, und alle anderen ergänzend, die vergessen worden waren. Er konnte genau erläutern, wie sich die eine zur anderen verhielt, warum es wichtig war, daß die eine vor der anderen in den Topf müßte, um dem Gericht zum richtigen Zeitpunkt die richtige Geschmacksnote zu geben, damit auch alles so auf den Tisch hätte kommen können, wie es hier serviert wurde. Alle waren begeistert über Hans' großartiges Geschmacksvermögen, über seine kulinarische Kenner-schaft, die er noch dazu in wohl abgewogenen Worten zu äußern verstand. Er war der geborene Feinschmecker.

Nur Michaels Freund saß ein wenig betrübt auf seinem Stuhl, krümmte sich ein bißchen, nur ganz leicht, aber doch wohl zu sehr, daß es nicht aufgefallen wäre. Klaudia, immer ein bißchen mehr um sein Wohlergehen besorgt als die anderen, wandte sich ihm zu und fragte besorgt: »Was ist mit dir? Geht's dir nicht gut?« Etwas

gequält richtete er sich auf und blickte flehentlich in die Runde. »Aber versteht ihr denn nicht? Jetzt wissen wir zwar, *daß* es uns geschmeckt oder auch nicht geschmeckt hat. Wir wissen nun sogar auch, *auf welche Weise* es uns geschmeckt hat. Aber *warum* es uns geschmeckt hat, das wissen wir nicht!« Nachdem ihn alle zunächst entgeistert angesehen hatten, um dann peinlich berührt und sich seiner schämend ihren Blick von ihm zu wenden, sank er kraftlos in sich zusammen. Als nach zehn Minuten noch immer niemand mit ihm reden wollte, verlangte er die Rechnung und ging wortlos.

Seit diesem Erlebnis sitzt Michaels Freund allein zu Hause und denkt darüber nach. Er denkt die ganze Zeit, unaufhörlich. Keinen Fuß hat er bisher mehr in dieses Restaurant gesetzt und leckt die ganze Zeit über seine Lippen. Sie sind schon ganz abgewetzt.

Ein neues Kapitel

Gehen dem Autoren an dieser Stelle die Ideen aus? Er überlegt, wie es weitergehen könnte. Mit homonymen Wortspielen etwa? Schreibt er jetzt Verse über eine Ferse und eine Färsche, wie sie sich in einer Dorfkneipe treffen und mißtrauisch beäugen? So etwas wie: Eine Färsche steht kurz vor ihrer Kalbung und ist ziemlich nervös. Sie steht am Tresen und rührt in ihrem Kamillentee. Da trifft ihr Blick auf eine einsame Ferse, die allein am Stammtisch sitzt. Sie denkt sich: ›Ferse müßte man sein, dann könnte man immer bleiben, was man ist. Man wird als Ferse geboren und geht als Ferse. Warum muß ich dagegen durch so viele Stadien durch, bis ich eine Kuh werde?‹

Die Ferse wiederum war müde davon, in ihrem Leben immer an der gleichen Stelle sein zu müssen. Zum ersten Mal ist sie daher heute abend ohne ihren Fuß ausgegangen, und die luftige Freiheit, die sie jetzt genoß, war ein Gefühl, als würde man barfuß über eine warme Sommerwiese laufen.

Die Färsche sah das in sich gekehrte Lächeln der Ferse. Sie gab sich einen Ruck und trottete mit ihrem Kamillentee an ihren Tisch. »Darf ich«, fragte die trüchtige Färsche, als ...

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 13

Wenn alles in der
Welt natürlich zugeht,
warum geht dann
der Reißverschluß
natürlich nicht zu?

Nein, nein, sagt sich der Autor. Das ist selbst für meine Verhältnisse zu kindisch.

Bonn. In den frühen Morgenstunden wurde in der Innenstadt eine Parkbank überfallen und zwei Pensionäre ausgeraubt.

Ach.

Der Autor wünscht sich seine Leser zurück. Wenigstens *einen* Leser. Oder *eine* Leserin. Hauptsache nicht Ingo.

»Wird schon alles werden«, sagt die Ferse. Verzeihung, sagt die Leserin nun mit sanfter Stimme und streicht dem Autoren um die Beine. Die Leserin ist doch keine Katze. Also: »Wird schon alles werden«, sagt die Leserin kalt und schaut den Autoren streng an. Nein, jetzt erinnert ihn die Leserin an seine Grundschullehrerin Frau Dienstmann. Die haute ihm im Flötenunterricht, wenn er die Töne mal wieder nicht traf, mit ihrer Blockflöte auf die Finger und sagte dann genau diesen Satz. Er verstand damals ihre Ironie noch nicht.

Die Leserin sagt also: »Draußen ist wunderbares Sommerwetter. Warum gehst du nicht spazieren?« Sie hat recht. Er sollte mal wieder seinen Kopf lüften gehen. Also steigt er in seine Shorts, zieht sich ein T-Shirt über und verläßt seine Wohnung. Aus dem Treppenhaus schlägt ihm Wärme entgegen. Der Handlauf des

Treppengeländers fühlt sich geschmeidig an, die Hitze hat ihn weich gemacht. Die Wände sind warm, das Haus schlummert im Mittagsschlaf. Aus keiner Wohnung auch nur ein Laut. Der Autor legt sein Ohr an die Wohnungstür im zweiten Stock. Da wohnt Martha Mandel.

»Martha Mandel«, fragt die Leserin. »Echt jetzt?«

»Was ist mit dem Namen falsch?«

»Er riecht auffällig nach Kitsch«, sagt die Leserin. »Und was ist daran wieder falsch? Du schränkst mich ein! Wolltest du nicht, daß ich meinen Gedanken freien Lauf lasse?«

»Und das kommt dabei raus, wenn du es mal laufen läßt? Ein Name wie Martha Mandel?!«

»Ja und?«

»Das kann doch dann nur eine verkappte Liebesgeschichte werden, in welcher der Autor schon seit langem in diese Frau verliebt ist und seine Sehnsucht nach ihr für lange, ausschweifende Beschreibungen ihres mysteriösen Lebens nutzt.«

»Entschuldigung, aber die gesamte Weltliteratur ist voller unerfüllter Liebesgeschichten!«

»Muß man dann noch eine weitere hinzufügen?«, fragt die Leserin nun ruhig.

»Also gut«, gibt der Autor um des lieben Friedens Willen nach. »Das hier wird keine Liebesgeschichte.«

Der Autor geht also das Treppenhaus hinunter und tritt nun auf die Straße. Dort hat sich die Mittagshitze ...

»Mittagshitze?«

»Nachmittagshitze!«

Dort hat sich die Nachmittagshitze zusammengerottet und dringt nun von allen Seiten auf ihn ein. »Das ist mal ausnahmsweise ein schönes Bild«, sagt die Leserin.

Da biegt ein Auto um die Ecke. Es fährt auf ihn zu, nein, es rast auf ihn zu, es ist so schnell, daß der Fahrer die Spur nicht halten kann. Das Fahrzeug beginnt, hinten auszubrechen, es schlingert, es schlingert auf den Autoren zu. Dieser bleibt wie angewurzelt auf dem Kopfsteinpflaster stehen, er will weglaufen, doch machen seine Beine nicht, was der Kopf ihnen befiehlt, er will vor Schreck aufschreien, doch kommt kein Laut aus seiner trockenen Kehle, seine Blicke treffen sich mit jenen des verängstigten Fahrers, der verzweifelt an seinem Lenkrad kurbelt, es will ihm einfach nicht gelingen, das Auto unter Kontrolle zu bringen, und so kommt es näher und ...

»Laaaaaangweilig«, sagt die Leserin betont gedehnt. Kaut sie dabei Kaugummi?

»Keine Liebesgeschichten und keine Actiongeschichten also?«

»Actiongeschichten? Iwo. Ich kenn' dich doch. Das Auto hätte im letzten Moment die Kurve bekommen, der Fahrer wäre schweißgebadet ausgestiegen, die beiden hätten sich kennengelernt und irgendwie hättest du dafür gesorgt, daß der Fahrer etwas mit Martha Mandel zu tun hätte. Ihr Bruder oder ein Ex-Liebhaber, der dich dann mit ihr bekannt gemacht hätte.«

»Das kannst du doch gar nicht wissen«, sagt der Autor.
»Vergiß nicht, mein Lieber, auch ich wohne in deinem Kopf. Und habe damit Zugang nicht nur zu deinen ausgesprochenen Gedanken, sondern auch zu den unausgesprochenen. Ich sitze dabei, wenn diese Gedanken irgendwann in deiner Intuition auftauchen und langsam Wortgestalt annehmen. Ich bemerke, wenn sie Anlauf nehmen und heraus streben. Ob du willst oder nicht, ich sitze an deiner Quelle und sehe, wie es aus ihr herausprudelt.«

»Es ist ein Kreuz«, denkt sich der Autor.

»Auch das hab' ich mitbekommen«, sagt die Leserin.

»VERDAMMT!«

»Da kommst du nicht mehr raus, mein Lieber«, sagt die Leserin genüßlich. »Ob du willst oder nicht, ich schreibe ab sofort mit.«

»Ach ja?«, sagt der Autor. »Das wollen wir doch mal sehen«, und ohne seine Idee auch nur zu denken, schreibt er

Ein ganz neues Kapitel

Herr Müller sollte heute also 35 Jahre alt werden. Das war beschlossene Sache. Der Bescheid dazu lag jetzt vor ihm in seinem Briefkasten. Er hatte den Poststempel gleich erkannt. Bewilligungskommission. Mit zitternden Fingern holte Herr Müller den grauen Umschlag aus dem Kästchen, setzte sich seine Lesebrille auf und las ihn noch im Hausflur. So leicht geht das also, dachte er sich. Er wog den Brief in seiner Hand. 27 Jahre meines Lebens wiegen nur 10, 15 Gramm, fast nichts.

Herr Müller machte den Briefkasten wieder zu und schlurfte in seine Wohnung. In der Küche legte er den Brief auf die Anrichte und setzte sich. Er fand das nicht richtig. Er fand das in höchstem Maße nicht richtig. Es war sogar grundlegend falsch. Wieso durfte man ihm einfach 27 Jahre seines Lebens zurückgeben, mit welchem Recht? Er stand auf, gürtete sich den Bademantel fest zu und ging ins Wohnzimmer an das Regal. Dort nahm er ein Fotoalbum heraus und setzte sich damit aufs Sofa. Er blätterte darin. Hier, auf diesem Foto, das in der vergangenen Woche bei Ingos Hochzeitsfeier aufgenommen wurde, da ist er 62. Und er sieht darauf auch keinen Tag jünger aus als 62. Ein Mann mit grauen Schläfen, noch recht vollem, aber bereits weiß durchsetztem Haar, zur

Seite gekämmt, Krähenfüße um die lesebebrillten Augen. Herr Müller war faltige 62 und keinen Tag jünger.

Er seufzte, ging in die Küche zurück und setzte Wasser auf. Dabei habe ich noch Glück gehabt, dachte er. Die Tante von Ingo war bereits 73, als sie den Bescheid von der Rentenkommission bekam. Mit einem Schlag war sie wieder 45. Und von einem Tag auf den anderen mußte sie wieder in ihre alte Fabrik gehen und Schaltzellen löten.

Nein, das war nicht richtig, was die Regierung vor vier Wochen zur Eindämmung der Rentenkrise beschlossen hatte. Das war gar nicht richtig. Er füllte das kochende Wasser in den Teekessel. Er las sich den Bescheid nochmals durch. ›Sehr geehrter Herr Müller, aufgrund der Paragrafen 34 a, b und c des neuen Rentenverabschiedungsgesetzes teilen wir Ihnen mit, daß Sie heute das 35. Lebensjahr vollendet haben. Damit beläuft sich Ihre Rentenanwartschaft auf 23 Punkte. Zur Erreichung Ihres Rentenanspruches brauchen Sie noch 1.977 Punkte. Dieser Bescheid gilt mit sofortiger Wirkung, Rechtsmittel sind ausgeschlossen. Hochachtungsvoll.‹

Herr Müller spürte den Zorn in sich aufsteigen. Wer kann im Alter von 62 noch 1.977 Rentenpunkte aufbringen, bitte schön? Zwar hatte Herr Müller vor kurzem eine kleine Erbschaft gemacht, von der er noch die nächsten 10 Jahre würde zehren können, aber diese Maßnahme

war nicht gerecht. Natürlich mußte etwas bei klammen Kassen unternommen werden, und er konnte ja schon froh sein, daß ein tatsächlich im Parlament diskutierter Gedanke, Menschen über 60 einfach zu erschießen, dann doch nicht mehr in ein Gesetz gegossen worden war. Aber dann wäre man wenigstens tot, dachte sich Herr Müller sarkastisch, und müßte das hier nicht mehr erleben. Wenn ›das hier‹ überhaupt noch Leben genannt werden konnte. In den Zeitungen häuften sich die Meldungen von Alten, die auf ihren Lastenfahrrädern, in den Fabriken oder hinter der Ladentheke Herzinfarkte bekamen oder einfach zusammenbrachen. Was die junge Presse hämisch kommentierte mit »die gesellschaftlich Schwachen schwächen sich weiter selbst«. Als wäre das Alter die Schuld der Alten.

Herr Müller blickte aus dem Fenster. Draußen im Hof hatten sich die sieben Mütter aus dem Erdgeschoß versammelt und genossen die Sonne, während ihre 26 Kinder laut tobten und spielten. Er konnte weder die selbstzufriedenen Blicke noch den Lärm der schreienden Kinder ertragen, aber was konnte er dagegen tun. Den Kindern gehört die Zukunft, mit diesem Slogan hatte die Bundeskanzlerin ihre Wiederwahl gewonnen, und dieses Motto war auch leitend für ihre Regierungserklärung, die sie direkt nach der Wahl vor acht Wochen im Parlament verlesen hatte. Herr Müller hatte sich ihre Rede schicken lassen, hatte sie Wort für Wort gelesen. Denn er wollte wissen, wie *seine* Zukunft denn nun

aussehen würde, und war regelrecht entsetzt davon, daß man *ihm* die Zukunft raubte. Das klang in der Erklärung der jungen Bundeskanzlerin natürlich ganz anders. Man würde die Alten wieder in das gemeinschaftliche Ganze zurückführen, indem man ihnen die Würde der Arbeit zurückgebe, säuselte die Kanzlerin, und sie damit zu wichtigen Säulen unserer demokratischen Gesellschaft machen, auf der man das Dach Deutschlands setzen könne. Tatsächlich ließ man die Alten im Regen stehen, weil sie keine Hilfe vom Staat in Anspruch nehmen konnten. Die Zeiten der Alimentierung seien nun vorbei, so die Kanzlerin in ihrer Rede, man müsse den Tatsachen ins Auge sehen. Jahrzehntelange Überalterung habe dazu geführt, daß dieses Land vor dem Abgrund stünde, man müsse jetzt die Situation umkehren, denn der nächste Schritt wäre ein fataler gewesen. Sie hatte das Wort ›Alimentierung‹ mit Bedacht gewählt, weil dies bei ihren jungen Wählern gut ankam. Das Wort klang eleganter als Schmarotzertum, aber genau das war die Botschaft, die ankommen sollte. Und sie kam auch an.

Herr Müller sah, wie eine der Mütter ihre Zwillinge gleichzeitig an ihre Brüste legte. Sie tranken gierig, während die Mutter sie verliebt ansah. Oh, sie fühlte sich so sicher, so geschützt, so, so – jung. Was aber, wenn die Kinder einmal groß und größer werden und die Mutter alt und älter? Ob sie sie dann noch immer so verliebt anschaut?

Herr Müller zog den Küchenvorhang zu, den er in der letzten Woche angebracht hatte. Er wollte in Zukunft so wenig von dieser Welt sehen wie möglich. Er ging langsam zur Anrichte zurück und nahm einen Schluck Tee. Das sollte der letzte Geschmack in seinem Mund gewesen sein. Für immer.

»Das habe ich in der Tat nicht kommen sehen«, sagte die Leserin nun. Und wie steht's mit dem folgenden?

Ein Vogel wollte Hochzeit feiern, hat aber den Flieger verpaßt.

Und mit dem hier: »Auferstanden aus Ruinen, und der Zukunft zugewandt«, piff die Mauer durch ihre Ritzen und schaute auf den Kalender. Es war der 12. August 1961. »Einen Tag hab' ich also noch Zeit«, murmelte sie, drehte sich wieder auf die Seite und entschlummerte. Sie träumte zunächst von einem Keks, der sich auf die Suche nach einem schattigen Plätzchen machte, dann erschienen ihr gleichzeitig ein Schwinguin, eine Nuschel und die Biene Mayo, so daß sie sich unruhig in ihrem Betonbett hin- und herwand ...

Wie die Geschichte weitergeht?

Der Waschlappen

glitt mehr vom Haken, als daß er fiel. Er rutschte langsam die Fliesen entlang, bevor er unten fast in Zeitlupe ankam. Geschafft, ohne sich das Frottee aufzureißen. Er blickte noch einmal hoch, von unten sah das Badehandtuch noch hochmütiger aus als zuvor, er winkte ihm zu, doch es ignorierte ihn völlig, und dann schlitterte der Waschlappen gemächlich auf den Bodenfliesen entlang Richtung Ausgang. Nun, das war zumindest sein Plan, wäre da nicht die Türschwelle gewesen, die das Bad vom Flur trennte. ›Hindernisse sind dazu da, überwunden zu werden‹, sagte sich der Waschlappen. ›Wenn ich es geschafft habe, mich vom Haken zu befreien, dann ist das hier ganz sicher ein Kinderspiel.‹ Aber da fiel ihm die folgende Geschichte ein und er vergaß alles um sich herum.

Ein Mann,

der einen gut sitzenden Anzug trägt, den er im Frühjahr während einer Dienstreise in London gekauft hat, wo er an einer Aufsichtsratssitzung eines Unternehmens teilgenommen hat, das Düngemittel herstellt, das vor allen Dingen in Afrika verkauft wird, um die Wüste fruchtbar zu machen, so daß dort Weizen, Gerste, Malz wachsen können, welche zum Brauen von Bier verwendet werden, das auf der arabischen Halbinsel in den Vertrieb kommen

soll, da es auf dem vorderasiatischen Markt noch Luft nach oben gibt, wenn der dortige Mittelstand, der sich in den letzten 10, 15 Jahren entwickelt hat, die Säkularisierung der Region vorantreibt, um dann uneingeschränkt die Konsumgüter des Westens genießen zu können, die vor allem in Europa aber auch dem amerikanischen Kontinent, unter besonderer Berücksichtigung der Vereinigten Staaten ausschließlich Kanada, in ein Konjunkturloch gefallen sind, wodurch der prognostizierte Absatz, der die kommenden 5 Jahre in den Blick nimmt, sich nicht positiv ausnimmt – kommt in eine Bar. Er setzt sich und erzählt folgende Geschichte: »Drei Blinde tasten sich in eine Bar und bestellen drei Bier. Der Mann hinter dem Tresen zeigt auf ein Schild, das hinter ihm hängt. Die Blinden wundern sich, weil ihnen niemand antwortet und geben ihre Bestellung nochmals auf, nun etwas lauter. Der Mann hinter dem Tresen zuckt mit den Schultern und zeigt wiederum auf das Schild. Die blinden Gäste sind außer sich. Unverschämtheit, wie mit uns Blinden hier umgegangen wird, sagt der eine. Drei Bier wollen wir, ruft der andere. Der Mann seufzt unhörbar und schiebt seinen Gästen einen Notizblock und einen Stift hin. Die Blinden aber stehen auf und verlassen wutentbrannt die Bar.«

»Verstehen Sie?«, wendet sich der Mann seinem Nachbarn zu. »Nö. Kein Wort.«

»Ist doch ganz einfach: Das Leben ist ein einziges Mißverständnis.«

»Wieso?«

»Weil sich die Menschen einfach nicht verständigen können.«

»Wieso, was stand denn auf dem Schild?«

»Na, was denken Sie?«

»Keine Ahnung. ›Blinde werden hier nicht bedient‹?«

»Machen Sie sich doch nicht lächerlich.«

»›Das ist eine Milch-Bar, wir servieren hier keinen Alkohol‹?«

»Sie machen sich doch lächerlich.«

»Also gut, was stand denn nun auf dem Schild?«

»Auf dem Schild stand: ›Bitte schreiben Sie Ihre Bestellungen auf. Dieses Lokal wird von Gehörlosen betrieben‹.« Großes Fragezeichen. Ein Bier? Eine Cola? Oder ein Wasser?

»Jetzt kommen wir mal zum Punkt«, sagt darauf der Mann mit dem Anzug weiter. »Und der verheißt folgendes: Drei Gurus schweben über der Chai-Theke und reden über die Erleuchtung. Da wird es auf einen Schlag dunkel und ein großer Schatten legt sich über Tibet. Verstehen Sie das?«

»Nö.«

»Tibet?«

»Ja und?«

»Tibet ist seit den 50ern von China besetzt. Da kann es nicht mehr hell werden. Verstehen Sie? Das ist eine Allegorie. Wie diese hier: Zwei vorwitzige Genitalien und ein kleiner Mund sitzen an der Bar und plaudern über ihre Urlaubspläne. Wo soll's'n hingehen in diesem Jahr, fragt

das Mündchen. Gen Italien, sagen beide unisono. Ach, so wie im letzten Jahr? Ihr scheint euch dort unten ja echt wohlzufühlen. Ja, sagen die Genitalien, in der Poebene ist es einfach immer zuverlässig warm. Mhm, mir wäre das zu eintönig, erwidert das Mündchen. Ich mache in diesem Jahr Ferien in Beirut, da herrscht immer Bombenstimmung. Ach, bei Rut ist Bombenstimmung? fragen die Genitalien erstaunt, so kennen wir sie gar nicht. Wir dachten, bei der sei immer tote Hose. Nein, nein, sagt das Mündchen, *Beirut*, nicht *Bayreuth*. Bayreuth kannst vergessen. Da lassen noch nicht einmal die geduldigen Schweizer ihre Franken. Bist wohl ein echter Bayer, sagen die Genitalien zum Mündchen. Klar, sagt Mündchen stolz, hört man das nicht? Sieht man eher, lachen die Genitalien und prusten: Großes B und kleine Eier! Das Mündchen zieht beleidigt seinen Tee heran und nimmt einen Schluck aus seiner Schnabeltasse, auf dessen Tülle ›dort Mund‹ geschrieben steht. A propos Teheran, meinen daraufhin die Genitalien, nächstes Jahr fahren wir zu den Persern. Dort kaufen wir uns einen Teppich, unter den wir dann diesen Witz kehren werden ...«

»Ja. Den hab' ich jetzt verstanden. Glaub' ich zumindest. Ein ausgedehntes Wortspiel?«, sagt der Nachbar an der Theke und schaut dem Mann mit dem gut sitzenden Anzug in die Augen.

»Dann sind Sie ja jetzt bereit für die nächste Zündstufe: Ein Schamhaar, ein Penis und ein Reißverschluß sitzen

an der Pipi-Kaka-Bar und stapeln konzentriert Klosteine. Als der Penis mit dem letzten Kloststein den Stapel zum Einstürzen bringt, flippt das Schamhaar aus und faltet den Penis zusammen. Kannst du nicht ein einziges Mal, nur ein einziges Mal aufpassen? Immer ›Hoppla, jetzt komm' ich‹. Ein bißchen mehr Sensibilität würde deinem alten Sack auch mal stehen. Brauchst dich gar nicht so zu kräuseln, meint der Penis mit heller Stimme. Das kann doch jedem mal passieren, als Rotraud, Rotkraut und Rothaut bei ihrem Rendezvous einem rüudigen Rottweiler, der Rothändle raucht, auf seinen Rotschopf rotzen. Ruft der Rottweiler: Sagtnix, Billigetrrix und Verträgnix sitzen am Vorabend der großen Schlacht im Zaubertrank. Irgendwann lallt Verträgnix: Sagt mal, fühlt ihr euch auch so seltsam wie ich? Während Sagtnix nur mit dem Kopf schüttelt, schaut ihn Billigetrrix mißbilligend an. Es ist eh-echt komisch, sagt Verträgnix entschuldigend, ich ha-hab' doch dieses Mal aber doch, hicks, gar nicht so viel getrunken. Es ist jedes Mal das Gleiche mit dir, meint Billigetrrix nun. Jedes Mal, wenn es gegen die Römer geht, läßt du dich vollaufen und läßt uns im Stich. Aber das schdimmd do-hoch gar nicht, echauffiert sich Verträgnix und versucht, einen kleinen Rülpsen zu unterdrücken. Was ka-hann ich denn dafür, wenn Vonnixkommt-nix den Zaubertrank immer zu stark braut? Mir kannst du keine billigen Tricks vormachen, mir nicht, sagt Billigetrrix, du bist und bleibst einfach ein Feigling. Oder, was sagst du dazu, Sagtnix? Sagtnix schüttelt nur den Kopf. Knabbermix ist das auch schon aufgefallen, daß du dich

immer drückst, fügt Billigetrrix hinzu. Knabbermix bringt da wa-has durcheinander, wie immer, entgegnet Verträgnix, beim letzten Mal lag ich nämlich mit Hollywoodflix im Be-hett und hab' daher in die Röhre gucken müssen. Ich war sowa-has von fix und fertig. Wie aus dem Nix holt Sagtnix plötzlich aus und haut Verträgnix mit der Faust auf den Kopf, als ...«

»Hm«, unterbricht der Gast, der seinen Kopf in die Hände gelegt hat, »sagt mir jetzt fürs erste nix ...«

»Asterix und die Gallier?!«, sagt der Mann mit dem gut sitzenden Anzug. »Noch nie gelesen?«

»Aber was haben Rotraud, Rotkraut und der Rottweiler mit denen zu schaffen?«, hakt der Thekengast nach. Der Mann mit dem gut sitzenden Anzug seufzt und nimmt einen ordentlichen Schluck aus seinem Glas.

»Also, Miss Senftenberg, Miss Radebeul und Miss Rathen sitzen an der Strandbar des Erlebnisbades Klein-Schwolchow und warten auf ihren Auftritt.«

»Warten Sie mal, die sind mir doch vorher schon mal irgendwo begegnet ...«, versucht sich der Gast zu erinnern, was der Erzähler aber geflissentlich überhört. »Alle drei Damen sind noch in Jeans und Pullover und kauen gelangweilt Kaugummi. Nur Harald, der hinter dem Tresen steht, ist ein wenig unruhig. Ihr müßt doch aber gleich raus, ruft er, müßt ihr euch nicht umziehen gehen? Nu ma langsam mit de scheue Pferde, sagt Miss Senftenberg, wir sind doch nischt auf der Flucht, und zerkleinert mit ihrem Strohhalm betont langsam die Eiswürfel in ihrem

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 28

**Warum wird
aneinander reiben
auseinander,
während
auseinandersetzen
zusammen
geschrieben wird?**

Longdrink. Und Miss Radebeul, ihre Beine übereinandergeschlagen, hält Harry ostentativ ihr leeres Glas hin. Der gießt ihr mit Widerwille in seinem zerkrantschten Gesicht den Inhalt des Cocktailshakers ein.

Nein, Harry ist keine Schönheit, aber auf ihn ist Verlaß. Man muß sich das so vorstellen, daß Harald in der Lockerungsphase der 60er sein Glück als Gebrauchtwagenhändler versucht hat, als dann aber irgendwann das Marktgeschehen in der sächsischen Schweiz, wo er noch bis Anfang der 80er lebte, von der lokalen Parteileitung wieder untersagt wurde, begann er, in Mädels zu machen. Das waren seine Worte: ›In Mädels!‹ Damit meinte er Sachen wie die Organisation und Durchführung von heimlichen Miss Wet-T-Shirt-Wettbewerben in ranzigen, abgelegenen, nach kalten F6 riechenden Dorfdiskos. Auch wenn er ein paar junge Frauen fand, die unerschrocken oder unempfindlich genug waren, ihre Möpfe in enge, weiße T-Shirts aus dem Westen zu zwängen, um diese dann von den LPG-Dorfdeppen, die so cool taten, als hätten sie schon alle und alles gesehen, mit lauwarmem Wasser übergießen zu lassen, damit sich die Titten drunter abzeichneten. Anfassen ging nicht, darauf legte Harald größten Wert, schließlich sei man hier ja nicht auf dem Viehmarkt, wo man die Kühe ... Jedenfalls bestand Harry, wie er sich bald nannte, darauf, daß man nur schauen durfte, wie die Nippel härter wurden und sich durch den Baumwollstoff durchdrückten.

Auch wenn das männliche Publikum irgendwann

ausblieb, weil man im Westen Möpfe auf Super-8-Filme gebannt hatte und diese Filmchen in kurzer Zeit ihren Weg auch in die verborgensten, hintersten Wohn- und Schlafzimmer der DDR fanden, wo sie von den heranwachsenden, pubertierenden Jungs in der Ritze der Schrankwand entdeckt wurden, weil Papa und Mami einmal nicht ganz so aufmerksam waren, und der notgeile Junge, sein Vater war uff Arbeit, seine Mutter stand in irgendeinem HO-Laden, sich dazu zart die Vorhaut vor- und zurück streichelte – auch wenn also das männliche Publikum irgendwann ausblieb, Harry wollte nicht so einfach aufgeben. Er verstand sich als Profi, und dieser Wettbewerb war sein Baby, SEIN Baby, zumindest in der sächsischen Schweiz. Und das ließ er sich nicht so einfach wegnehmen, nicht von der SED-Parteileitung und auch nicht vom technischen Fortschritt. Er wollte den Wet-T-Shirt-Contest – so nannte er ihn jetzt, Contest und nicht mehr Wettbewerb, das klang mehr nach Westen – auf eine höhere Ebene bringen.

Er besuchte eines der wenigen Werbe- und Anzeigenseminare in Ost-Berlin, welche unter anderem die aufstrebende Modebranche gerade zu organisieren begann. Harald hatte seine Prinzipien, er wollte es sich beweisen, er wollte etwas haben, worauf er später stolz sein konnte. Wie sein Vater, der in der Volksarmee gedient hatte und '68 in Prag, zusammen mit den kommandierenden Russen, in einem der Panzer sitzen und sehen durfte, wie die Volksverräter zur Seite spritzten, wenn sich das Kanonenrohr seines

Panzers auf sie zu bewegte. Hermann Schneider hatte Harry Schneider diese Geschichte noch mit dem Schlauch in der Nase erzählt, zum hunderttausendsten Mal die gleiche Geschichte erzählt, weil er so stolz war auf diesen Einsatz für die Deutsche Demokratische Republik, und auch wenn Harald schon gar nicht mehr genau hatte zuhören können, weil er zum einen jedes Wort, jede Pause dieser Geschichte auswendig kannte, zum anderen damals gerade zu sehr mit seiner Gebrauchtwagenidee beschäftigt gewesen war, Harald hatte gewußt, daß es das letzte Mal gewesen sein würde, daß er diese Geschichte aus dem nun völlig krebserfressenen Rachen seines Vaters hatte hören können. Dieser Stolz des Vaters sollte Harald immer als Vorbild dienen, das schwor er sich am Abend, als sein Vater den letzten Krächzer ausgestoßen hatte und langsam kalt wurde, noch am Totenbett. So besuchte Harald also alle Werbeseminare, die er in versteckten Zeitungsannoncen entdecken konnte und ließ die Teilnahmegebühren aus seiner Tasche in die ostdeutscher Marketingexperten fließen, wie sie sich nannten. Sie seien auf dem aktuellen Stand der Forschung, wie sie zu Beginn der Seminare sagten, dabei aber verheimlichten, daß sie ihr Wissen aus unvollständig aus dem Westen geschmuggelten Unterlagen bezogen. Um aber diesem Defizit Rechnung zu tragen, versuchten sie sich à la mode zu kleiden. Sie trugen karierte Anzüge, manche mit Einstecktuch, manche mit Anzugweste, alle mit schwerer Uhr am Armgelenk, wie sie es im westdeutschen Fernsehen bei solchen Menschen gesehen hatten, wobei die Beschaffung einer solch

schweren Uhr, die noch halbwegs gut aussah, zu ihren Meisterstücken zählte. Diese Männer erklärten mit unterdrücktem thüringischen Einschlag, daß eine Idee nur so gut sei, wie sie sich auch an den Mann bringen ließe. Man sagte ›an den Mann bringen‹, und im Falle von Harald stimmte es ja durchaus: Er wollte die feuchten Möpfe seiner Wet-T-Shirt-Contests weiterhin an den Mann bringen, nah genug, daß der Mann immer wieder kommen wollte, weit weg genug, damit er sich nicht an ihnen vergriff.

Und als Harald dran war, sein Problem, pardon: seine Herausforderung, nein, nein: seine challenge der aus Männern und einer einzigen Frau bestehenden Seminarrunde zu erzählen, kann man sich gut vorstellen, daß er schnell die volle Aufmerksamkeit der ansonsten drögen Schar auf sich zog. Es wäre gelogen, würde man sagen, daß dies Haralds Ego überhaupt nicht schmeichelte. Ich war ja damals nicht dabei und habe ihn nicht stoppen können, als er sein Fachgebiet, nun ja, etwas größer machte, als es tatsächlich ausfiel. Harald, der sich unter seinem Kampfnamen Harry vorstellte, schwadronierte und schwärmte von Titten (›sie kommen wirklich in allen Größen und Formen, und ich hab' sie alle schon gesehen‹), als wären sie der Goldstandard des Sozialismus. Er konnte genau beschreiben, was passierte, wenn das Wasser (›es darf nicht zu warm sein, sonst richten sich die Nippel nicht gleich auf, aber auch nicht zu kalt, um die Frau, die den Vorbau rausstreckt, nicht zu erschrecken‹) und der Vorbau (das waren wieder seine Worte, nicht

meine) aufeinandertrafen. Harry war ein guter Erzähler, so daß selbst der Seminarleiter, der zu diesem Zeitpunkt des Tages normalerweise bereits den Kanal voll hatte, den er des Abends nur mit vier Bier wieder frei spülen konnte, nun amüsiert und recht aufmerksam zuhörte.

Nach dem Seminar, das so zu Ende ging, daß viele aus der Runde Harald mit Vorschlägen überschütteten (einer meinte tatsächlich, er solle statt weißer T-Shirts hautfarbene nehmen und das Wasser mit Milch ersetzen, das würde dann einen gewissen Effekt haben, was Harry aber freundlich von sich wies), nach dem Seminar also lud der das Thüringische unterdrückende Seminarleiter Harald auf ein Bier ein, das er etwas zu großspurig zu zahlen ankündigte, was Harald etwas störte, schließlich hatte er ja seinen vom Vater abgeschauten Stolzwunsch, aber immerhin konnte er sich aus dem Arm, den der Mann leutselig um seine Schulter gelegt hatte, um ihn in einer Art Ringergriff dazu zu triezen, ja nicht auf den Gedanken zu kommen abzulehnen, befreien. Der Seminarleiter trug zu diesem Zeitpunkt weder ein Einstecktuch noch eine Weste, beide hatte er in der Kneipe neben sich gelegt und die Ärmel hochgekrempt, so daß seine sehr große Uhr samt Metallband vollständig sichtbar wurde, als er für Harald und sich mit sehr lauter Stimme, die jeder hören konnte, zwei Pils bestellte. Harald war diese laute Stimme und die noch lautere Lache unangenehm.

Aber wer zahlt, schafft an, erinnerte er sich an den ersten

Tag des Seminars und die erste Regel des Geschäftslebens, die der Mann mit quietschendem Stift auf die Plip-, oder, warte, Clip-, nee, Flipchart mit schiefen Buchstaben geschrieben hatte. Um es kurz zu machen: Der Mann gab Harald, nachdem er nach dem dritten Bier, das Harald dankend abgelehnt hatte, noch ein paar anzügliche Fragen zu den Frauen und ihren derzeitigen Aufenthaltsorten hatte, um, wie er sagte, das Holz vor den Hütten mal selbst in Augenschein zu nehmen, zwinker zwinker, den Tipp mit den Misswahlen. Aber nicht mit nassen Titten, hoho, sondern mit ansprechenden Frauen mit Anspruch. An diesen Satz ›mit ansprechenden Frauen mit Anspruch‹ wollte sich Harry unbedingt erinnern und versuchte eine Mentalnotiz zu machen, wie er es in einem seiner Wochenendseminare ›Fokus aufs Geschäft‹ gelernt hatte, schließlich braucht jede Geschäftsidee einen Treffersatz, so wie auch ein guter Witz eine gute Punchline braucht, um Lacher zu ernten, denn wer sich freut, kauft mehr, tauchten vor Haralds innerem Auge die Erinnerungsfetzen auf. In der Zwischenzeit hatte der Mann auf seine sehr große Uhr geblickt, einen Blauen aus seiner Börse gezogen, auf den Tisch gelegt und sich mit den Worten: isch sach nur: Misswahlen ... verabschiedet.

Was Harry zu diesem Zeitpunkt genau wußte war, daß Titten Zukunft hatten. Er wußte das ganz einfach. Nicht umsonst hatte es doch jahrzehntelang geheißen ›Auferstanden aus Ruinen‹, und war das denn jetzt nicht sogar noch mehr wahr? Er war entschlossen, sich aus seinen

eigenen Ruinen zu erheben und sich am Busen des Erfolgs zu wärmen. Bevor er sich seinen Gedanken hingeben wollte, zwang er sich zu einer zweiten Gedächtnisnotiz. Busen, Blusen, Busen, Blusen. Blusen des Erfolgs. Blusen des Erfolgs. Keine T-Shirts mehr! Das war es!

In den kommenden Jahren sollte es Harald gelingen, eine Spielart des amerikanischen Bjudie Päitschent Contest für Sachsen aufzubauen – Harrys angelsächsisch war recht gut – und dort nach fairen Regeln abgehaltene regionale Ausscheidungen zu organisieren. Er hatte über Monate an eigenen, an seinen Wettbewerbsbedingungen gefeilt, um eine gute Mischung von Frauen mit Grips und Tits, wie er es nannte, auf die Bühne zu bekommen. In verschiedenen Städten und Landkreisen war es im gelungen, die Mandys und Sandys, die Chantals und Jeanettes, die Noras und Coras – die meiste Arbeit hatte er bei deren Verlobten zu verrichten – dazu zu bringen, zuerst im Bürokostüm, die Blusen des Erfolgs lassen grüßen, und danach im Badeanzug die Bühne hoch- und runterzustolzieren, in das Publikum zu lächeln und ein paar Fragen zur Allgemeinbildung zu beantworten. Harry bestand darauf, die Fragen sich selbst auszudenken und sie beim Contest selbst zu stellen. Er wollte nichts dem Zufall überlassen. Und das waren Fragen! Belanglosigkeiten wollte er in seinem Wettbewerb nicht dulden. Er fragte nicht einfach nur nach Hauptstädten sozialistischer Bruderländer oder den Vornamen von DEFA-Filmstars, bei ihm gab es auch keine Multiple Choice Aufgaben, nein,

er wollte der ostdeutschen Frau ihre ganzheitliche Würde zurückgeben, ihr die Referenz erweisen, die sie sich in 30 selbständigen Jahren in der DDR redlich verdient hatte. Und da war es eben nicht genug, lediglich die Bluse des Erfolgs zu füllen, darüber mußte sich auch etwas Grips in ihrem, nun ja, dann doch hübschen Köpfchen befinden.

Harry zog wieder über die Dörfer, merkwürdigerweise unbehelligt von der Staatssicherheitspolizei, durch die Dorfdiskos, die jetzt größer waren, bunter als noch vor ein paar Jahren, aber immer noch von den gleichen Pfeifen besucht wurden. Und diesen Pfeifen bot er jetzt ›Anspruchende Frauen mit Anspruch‹, was natürlich nicht bei jedem auf Begeisterung stieß. Harry aber ignorierte das gellende Pfeifkonzert der Dörfler und richtete seine Augen gerade aus, geradezu aufs Ziel, das für ihn in greifbarer Nähe lag. Wer nicht die Antwort auf die Frage ›In welcher Region liegt der Mons Pubis?‹ kannte, der konnte und durfte nicht gewinnen. Cindy aus Radebeul-Niederhalten aber kannte die Antwort, und so konnte nur sie zur Miss Radebeul gekrönt werden, auch wenn zwei andere Mitbewerberinnen più bella figura im Badeanzug machten, wie die Pfeifen lautstark kund taten.

Und so sitzen an diesem Abend also Miss Radebeul, Miss Senftenberg und Miss Rathen an der Strandbar des Erlebnisbades Klein-Schwolchow und warten auf ihren Auftritt. Und alle drei Damen sind noch in Jeans und

Pullover und kauen gelangweilt Kaugummi. Und nur Harald, der hinter dem Tresen steht, ist ein wenig unruhig. Ihr müßt doch aber gleich raus, ruft er, müßt ihr euch nicht umziehen gehen?

Nu ma langsam mit de scheue Pferde, sagt Miss Senftenberg, wir sind doch nischt auf der Flucht, und zerkleinert mit ihrem Strohalm betont langsam die Eiswürfel in ihrem Longdrink. Und Miss Radebeul, die eigentlich Cindy gerufen wird, hat ihre Beine übereinandergeschlagen und hält Harald ostentativ ihr leeres Glas hin. Der gießt ihr mit Widerwille in seinem zerknautschten Gesicht den Inhalt des Cocktailshakers ein. Nein, Harry ist keine Schönheit, aber auf ihn ist Verlaß. Und er weiß, wann er Zuckerbrot und wann er die Peitsche zu verteilen hat. Okay, zehn Minuten habt ihr noch, aber dann geht ihr euch umziehen. Dann nutzen wir jetzt die Zeit und gehen nochmal den Anfang durch.

Darüber wollte ich auch nochmal mit dir sprechen, meldet sich Mandy zu Wort. Ich fühle mich da am Anfang nich so wohl mit deiner Anmoderation.

Was ist daran falsch? fragt Harry mit schiefen Augen. Weeste, du sagst ja immer: Und hier sind sie, meine Damen und Herren, unsere Miss Radebeul, unsere Miss Senftenberg und hier: Miss Rathen.

Ja und? meint Harry. Du bist ja nun mal Miss Rathen. Oder soll ich dich als Mandy ankündigen?

Nee, aber irgendwas stört mich. Mandy wendet sich zu den beiden anderen Misses. Versteht *ihr* vielleicht, was isch mein?

Hm. Nö, nisch so ganz. ›Miss Radebeul, Miss Senftenberg, Miss Rathen‹, das klingt in meinen Ohren alles okee, sagt Cindy alias Miss Radebeul und zuckt mit den Schultern. Und warum kischern die Leute dann so, wenn ich auf die Bühne komm? bleibt Mandy beharrlich. Vielleicht liegt's an deiner Frisur? Oder du hast deine Bluse nisch ordentlich gebügelt? raten die beiden anderen herum. Ach, papperlapapp. Das isses nisch, das hab ich alles schon ausprobiert. Irgend etwas ist mit meinem Namen.

Also ich find' Mandy ganz schön, meint Miss Senftenberg. So heißt die Lieblingskusine meiner Mutter, pflichtet ihr Miss Radebeul bei, doch Miss Rathen hört den beide nicht mehr zu. Sie grübelt. Was sie immer tut, wenn sie einem Problem auf den Grund gehen will. Das hat sie schon als kleines Mädchen so ausgiebig getan, daß sich ihre Geschwister und sogar ihre Eltern über sie lustig gemacht haben ...«

An dieser Stelle macht der Mann mit dem gut sitzenden Anzug eine Pause und schaut seinen Trinknachbarn an. »Ist es der Name?«, fragt dieser unsicher. Der Mann mit dem Anzug antwortet nicht. »Es ist ihr Name. Oder?«

Stattdessen fährt der Mann fort. »Drei Veganer sitzen in einem Restaurant. Weil es keine Menu-Karte gibt, fragt der erste Veganer die Bedienung, die an ihren Tisch kommt: Entschuldigen Sie, was haben Sie zu essen? Die

Bedienung kaut auf einem Kaugummi: Huhn, gibt sie gelangweilt zur Antwort. Huhn? sagt der Veganer angeekelt. Das geht gar nicht ...«

»Weil da Ei drin ist, richtig?«, unterbricht der Thekengast aufgeregt. »Im Huhn ist nämlich Ei drin, also, das Huhn legt ja Eier, und Veganer können ja keine Eier ... Oder nicht?«

»Rom«, sagt der Mann mit dem gut sitzenden Anzug darauf, als wäre er ein Nachrichtensprecher. »Der Papst, sein dienstbeflissener Privatsekretär und ein Bodyguard sitzen in der Lieblingstrattoria des Papstes ›San Angelo‹ neben dem Petersplatz. Dem Papst jedoch scheint es nicht gutzugehen, er krümmt sich die ganze Zeit und betet ein Ave Maria nach dem anderen. Was hat-e er-e denn-e? fragt Giuseppe, der Besitzer, ehrfürchtig. Constipazione, flüstert der Privatsekretär. Was-e, Verstopfung-e? Von mein-e Gnocchi alla Casa? Impossibile! ruft Giuseppe aus. Doch da zuckt der Papst wie vom Blitz getroffen zusammen, steht auf und rennt zu jenem locus, den auch der Papst nur alleine aufsucht. Die Türen klappern, und dann kehrt Stille in die Trattoria ein. Man hört nur das Schmatzen des Bodyguards, der mit einem Weißbrot die Reste vom Teller des Papstes stibitzt, während leise durch die Fenster der Trattoria das babylonische Sprachengewirr der internationalen Touristenführer dringt, die Gläubige aus aller Welt über den Petersplatz schleppen. Da öffnet sich die Klotür, der Papst erscheint mit

ein paar Schweißperlen auf der Stirn und dem seligsten Lächeln in seinem Gesicht, in welches sein Privatsekretär so gerne blickt. Hosianna, ein Wunder, ruft dieser mit bebender Stimme aus. Heiliger Stuhl!«

Der Mann mit dem gut sitzenden Anzug japst vor Freude.

»Da erscheint ein Licht, und dieses Licht geht von der Decke aus, und dieses Licht wurde per Lichttaster angemacht, und es erscheinen ein Regisseur, eine Jungschauspielerin und ein Dramaturg. Sie sitzen nach einem Vorsprechen an der Theaterbar. Der Regisseur bestellt ein Glas spanischen Rotwein, die Jungschauspielerin ein Glas Sekt und der Dramaturg ein Glas Wasser. Während der Regisseur müde in sein Glas starrt, läßt ihn die Schauspielerin nicht aus den Augen, redet auf ihn ein und berührt beim Sprechen wie zufällig immer wieder seinen Arm. Der Dramaturg sitzt still daneben und hat die letzte Strichfassung eines neuen Stücks vor sich, in das er sich vertieft. Plötzlich klappt er das Buch zu, legt seine Brille auf den Tresen, steht auf, geht zum Regisseur und haut ihm eine runter. Dann geht er seelenruhig zu seinem Platz zurück, zieht die Brille wieder auf, öffnet das Buch und liest weiter. Der Regisseur reibt sich die Wange, und die Schauspielerin schaut zunächst irritiert, bald aber beginnt sie wieder auf den Regisseur einzureden, während der Regisseur nur vor sich hin blickt. Irgendwann klappt der Dramaturg wieder das Buch zu, legt seine Brille auf den Tresen, geht zum Regisseur und

haut ihm wieder eine runter. Der Regisseur reibt sich wieder die Wange, sagt aber wieder nichts. Der Dramaturg setzt sich, und nach fünf Minuten beginnt das gleiche Spiel, und wieder reagiert der Regisseur nicht. Jetzt hat die Schauspielerin genug, nimmt ihr Glas und schüttet ihren Sekt ins Gesicht des Dramaturgen, der bereits wieder Platz genommen hat. Was wird hier denn eigentlich gespielt? ruft sie aus.«

Der Erzähler kann seine Erregtheit kaum noch verbergen. Schweiß steht ihm auf der Stirn.

»Just in diesem Augenblick tritt ein Dichter in die Bar und sagt: Kommt also eine Mutter mit ihren beiden schwangeren Töchtern in eine Bar. Sagt die eine der Schwangeren zum Barkeeper: Ich bekomme 'n Mineralwasser. Meint daraufhin der Barkeeper: Na, wann isst denn so weit? Da sagt ... Nee, nee, halt, der geht so: Kommt eine Mutter mit ihren beiden schwangeren Töchtern in die Bar. Sagt die andere Schwangere zum Barkeeper: Ich bekomme 'n Tee. Meint daraufhin der Barkeeper: Da wird sich Ihr Mann aber wundern. Da sagt ... Nee, nee, stopp. Kommt eine Mutter mit ihren beiden schwangeren Töchtern in die Bar. Sagt die Mutter der Schwangeren zum Barkeeper: Ich bekomme 'n Pils. Meint daraufhin der Barkeeper: Was, in Ihrem Alter? Nee, nee, Quatsch, kommen drei Asis in eine Whiskey-Bar und bestellen dreimal Gyros. Sagt die Barfrau: Tut mir leid, das ist bei uns nicht Ouzo.«

Den Thekengast macht das fiebernde Lachen des Mannes mit dem gut sitzenden Anzug nun nervös.

»Da sagt der älteste der dreien: Gehen drei Geschäftsfrauen am Freitag abend in eine Bar und bestellen sich ein Glas Champagner. Gestern ist mein Mann von einer längeren Reise zurückgekommen und hat mir einen schönen Frühlingsstrauß mitgebracht. Ich habe ihn ans helle Fenster gestellt, von wo uns die Blumen heute Morgen beim Frühstück angelächelt haben. Sagt die zweite: Mein Mann liebt mich noch immer so sehr, daß er mir jedes Mal einen Strauß langstieliger Rosen schenkt, wenn er von einer Geschäftsreise zurückkehrt. Die stelle ich dann an unser Bett, dort haben sie's tagsüber kühl, so wie sie es brauchen, und jeden Abend, wenn wir zu Bett gehen, erfreuen wir uns an ihnen. Da sagt die dritte: Immer, wenn mein Mann nach Hause kommt, bringt er mir Chlamydien mit, von denen ich dann mindestens vier Wochen was habe.«

Der Tresennachbar bemerkt nun auch die merkwürdigen Zuckungen, die das Gesicht des Mannes in dem gut sitzenden Anzug umspielen und rückt mit seinem Barhocker vorsichtshalber ein wenig von ihm weg.

»Neben den Frauen sitzen drei Arschlöcher auf ihren zwölf Buchstaben. Sagt das eine zum anderen: Na, auch gerade so viel los mit dem Geschäft? Voll, sagt das andere Arschloch, alles muß raus, mein Chef gibt nämlich das

große Geschäft auf. Er will sich in Zukunft jedenfalls nur noch um das kleine kümmern. Da meint das erste Arschloch: Ah, das ist aber dann doch schnell gegangen. Ja, er mag einfach keine langen Sitzungen, meint das zweite Arschloch. Na, hoffentlich fällt das nicht ins Wasser, meint das erste noch, als sich das dritte Arschloch einmischt: Sagt mal, könnt ihr eure Geschäfte nicht woanders verrichten? Habt ihr denn keine Schließzeiten? Da betreten drei Skelette pitschnaß bis auf die Knochen die Bar. Der Wirt, ein Zombie, lächelt sie an und ächzt: Na, auf Diät? Was kann ich bringen, damit ihr mal wieder was auf die Rippen kriegt? Das erste Skelett bestellt ein Bier und einen Lappen, das zweite sagt aber: Kommt drauf an, was der Chefknoch empfiehlt, und klappert belustigt mit den Zähnen. Das dritte sagt: Ich nehme gar nichts, ich habe chronischen Durchfall. Da sagt das erste Skelett wieder: Solltest zum Arzt gehen, ich war heute auch schon beim Zahnarzt. Er meint meine Zähne seien super, aber das Zahnfleisch ...«

Hier bleckt der Mann in dem gut sitzenden Anzug merkwürdig die Zähne.

»Da sagt das zweite: Oder einfach mal zur Kur ans Tote Meer fahren? Darauf klappern alle fröhlich mit dem Kiefer. In der Zwischenzeit hat der Zombiewirt ein Bier und einen Lappen auf den Tisch gelegt und Boney M. laut aufgedreht. Plötzlich sagt Skelett Nummer drei: Kennt ihr den schon: Zwei Skelettkater treiben sich die ganze

Nacht herum, über Dachzinnen, über Äste, auf Mauerkronen, hinter Mülltonnen, unter parkenden Autos, durch Gärten, usw. usf. Mit Einsetzen der Dämmerung kommen sie schnaufend auf einem Hügel zum Sitzen. Da sagt der eine: Boah, war das anstrengend, darauf der andere: Bin völlig fertig. Darauf der eine wieder: Kann nicht mehr piep sagen. Und der andere: Bin total am Ende. Und der eine: Aber weißte was? Und der andere: Nee, was denn? Der eine: Alles ohne Muskelkater. Die drei Skelette klappern wieder laut mit den Unterkiefern. Ich kenn' auch einen, sagt da das erste Skelett und greift schon mal zum Bierglas: Was machen sechzehn Skelette vor dem Pornokino? Die anderen beiden gucken es gespannt an und schütteln ihre Schädel. Sie warten auf zwei andere Skelette, weil alle Filme erst ab 18 sind! Laut werden alle Femuren mit den Fingerknochen bearbeitet. Oder der hier, sagt Skelett Nummer zwei: Ein Skelett geht schwimmen und trifft auf ein Fischskelett. Sagt das Fischskelett: Ey, wie heißt du denn? Sagt das Skelett: Bob. Und du? Na, was glaubst du wohl, sagt der Fisch. Grete! Plötzlich mischt sich der Zombie ein: Hey Leute, was macht ein Skelett mit einer Tüte voller Knochen vor der psychiatrischen Klinik? Oooh, alter Witz, rufen da alle Skelette auf einmal, es liefert seinen durcheinandergeratenen Freund ein! Plötzlich werden alle ganz still in der Bar, da sich ein sehr, sehr altes Skelett nähert, dem eine Rippe fehlt. Da sagt der Bartender: Hallo Adam, altes Haus, was kann ich für dich tun? Daraufhin erzählt Adam diese Geschichte:

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

55

**Redet mein Vater
nicht mehr mit
meiner Mutter,
weil er seine
Muttersprache
verlernt hat?**

Die Neue

Ich hab' ja zwei Briefkästen, wie ihr wißt. Einen mit meinem Namen drauf und einen unbeschrifteten. Was zur Folge hat, daß darin häufig Wurfzettel von Umzugsunternehmen oder Werbebroschüren für neu eröffnete Pizzerien landen. Manchmal wirft die Briefbotin auch Briefe an Menschen ein, deren Namen sich nicht auf den anderen Briefkästen finden lassen. Oder manchmal finde ich darin auch Irrläufer, bei denen ich mir überhaupt nicht erklären kann, wo sie herkommen. Wie am Samstag, als beim Öffnen des Briefkastens folgender handgeschriebener Brief herausglitt. Leider war die Anrede unleserlich.«

Der Mann mit dem gut sitzenden Anzug sucht jetzt hektisch seine Jackettaschen ab, mißtrauisch beäugt der andere Gast dessen fahrigten Bewegungen. Leider findet der Mann nicht, wonach er sucht: Jenen Brief, den irgend jemand in Adams Briefkasten geworfen hat, der Briefkasten jenes Adams, der in der Witzgeschichte, die von drei Skeletten, die in einer Bar sitzen, erzählt wird, vorkommt, die wiederum ...

Sie verstehen nix mehr? Sie sind doch nicht etwa ange-trunken?! Wie auch immer, ich kann Ihnen diesen Brief in meiner Eigenschaft als allwissender Autor selbstverständlich wiedergeben.

Guten Tag!

Sie sind nun meine Nachbarin. Ich konnte ohne Sie leben, bevor Sie eingezogen waren, und werde auch ohne Sie weiterleben können, nachdem Sie ausgezogen sein werden. Daß Sie werden ausziehen müssen, ist klar. Denn in unserer Hausgemeinschaft mag Sie niemand – was Sie in Ihrer Impertinenz aber sicher noch nicht bemerkt haben werden. Alle wenden sich von Ihnen ab. Das liegt daran, daß Sie nichts davon halten, Ihren Besuch wie andere Leute anzukündigen, was einem die Chance lassen würde, sich auf Sie vorzubereiten; und natürlich würde ich den Teufel tun, Sie hereinzulassen. Nein, Sie stehen einfach unvermittelt auf meiner Matte, sollte ich unachtsam genug sein, meine Tür im falschen Augenblick zu öffnen.

Um es klar auszudrücken: ich mag Sie wirklich nicht. Halten Sie also Abstand zu mir. Bis zu Ihrem hoffentlich baldigen Auszug werden wir nun notgedrungen Tür an Tür miteinander auskommen müssen, da unsere Hausverwaltung leider auch nichts unternehmen kann. Ich werde aber versuchen, unsere Begegnungsmöglichkeiten auf das Allernotwendigste zu beschränken, um jeden Kontakt mit Ihnen zu vermeiden, und wo die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sich unsere Wege im Alltag kreuzen könnten, werde ich entsprechende Vorkehrungen getroffen haben, seien Sie dessen versichert.

Ich brauche Sie so notwendig wie einen Pickel auf meinem Hintern. Verschwinden Sie also so schnell als möglich. Besser noch: Lösen Sie sich einfach auf, damit Sie ...

»Und ab hier übernehme ich wieder«, mischt sich der Mann mit dem gut sitzenden Anzug ungeduldig ein. »An dieser Stelle war also der Brief zu Ende, ohne eine Spur vom Absender. Ich habe am Sonntag den ganzen Tag darüber nachgedacht, wer von unseren Nachbarn einen solchen Brief bekommen haben könnte und noch viel wichtiger, warum dieser Brief dann ausgerechnet in meinem Briefkasten gelandet ist. Denn offensichtlich hat ihn die Empfängerin gelesen und ihn dann bei mir entsorgt. Oder hat sie ihn am Ende gar nicht erhalten? Und sollte ich die Nachbarin dann nicht davon unterrichten? Oder es viel besser unterlassen? Was, wenn der Autor, die Autorin dieses Briefes ein intrigantes Schwein ist, ein Querulant? Womöglich jemand, der sich mehr von der Empfängerin erwartet, als diese bereit ist zu geben, unerwiderte Gefühle, enttäuschte Liebe? Diese Gedanken haben mich also das ganze Wochenende beschäftigt, bis ich heute morgen das Altpapier weggebracht habe. Ich traute meinen Augen nicht recht, als ich den Deckel der Papiertonne öffnete. Inmitten von Miracoliverpackungen und Pizzaschachteln lag obenauf ein Briefumschlag, mit der mir nun bekannten Handschrift. Darauf unsere Hausadresse. Und darüber stand ein Name. *Ihr* Name. Ich erschrak. Sie ist anscheinend gerade erst eingezogen ...«

Und hier verstummt der Mann mit dem gut sitzenden Anzug und verzieht sich stark schwitzend und atmend aufs Klo, auf dem er sich einschließt. Er wird, sehr zur Verwunderung seines Zuhörers, nicht mehr zurückkehren.

Die Preisfrage lautet nun: Wie heißt die Frau, die gerade in das Haus von Adam eingezogen ist? Kleiner Tipp: Lassen Sie sich von der Geschichte davor inspirieren, ja? Wie nennt man Skelette noch? Richtig: ›Gerippe‹. Und wenn Sie nun aus diesem Wort den ersten Vokal entfernen (Sie wissen, was ein Vokal ist?), dann haben Sie das Lösungswort gefunden. Sie werden feststellen, daß es sich nicht eigentlich um eine Frau aus Fleisch und Blut handelt, sondern um ein feminines Hauptwort, das eine Erkältungskrankheit bezeichnet, welche unter anderem durch Viren übertragen wird. Schreiben Sie dieses Wort auf eine Postkarte und schicken Sie diese an den Eigenmann-Verlag, Kreuzberg, Berlin. Wir verlosen unter den richtigen Einsendungen fünf Arztromane aus unserer Erfolgsserie ›Dr. Horst Stümper – Dem Arzt, dem die Frauen vertrauen‹. Viel Glück!

Aber denken Sie daran:

Lakritz macht spitz
Pizza macht spitzer

Und während Sie sich an des Rätsels Lösung begeben, spielen wir Ihnen zur geflissentlichen Unterhaltung einen Klassiker der Wiener Kaffeehauskultur.

Jo mei (Viva Vienna)

I waas noch ois i di gsehn hab
Daß i di glei gern ghabt hab
In deim roten Kleidel warst du so schee

I waas noch als mir uns küßt ham
Wars mir ums Herzerl ganz warm
Mir war glei klar daß ich mit dir geh

Aber du, du bist jetzt bei wem andern
Liegts jetzt zamm mit eam
Und mir ist echt zum rean

Weil i, i bin so ganz allaanich
Waan mir d'Augen aus
Geh umadumm z'haus
Waas net ein no aus

I denk oft was hob i foisch gmacht
I hob dir Blumen bracht
A ganzes Streißel dess war recht schee

I hoff hoid daß du zuruck kummst
Vielleicht hab ichs verhunzt
Und doch bleibst du mei Zuckerfee

Aber du, du bist jetzt bei wem andern
Liegst jetzt zamm mit eam
Und mir ist echt zum rean

Weil i, i bin so ganz allaanich
Waan mia d'Augen aus
Geh umadumm z'haus
Waas net ein no aus

Gemütlich geht's zu im schönen Österreich, nicht wahr? Na, haben Sie in der Zwischenzeit die Antwort auf Adams Rätsel gefunden? Wie bitte? Sie brauchen *noch* mehr Zeit? Wie, ich soll Sie nicht so hetzen?! Glauben Sie denn, Sie haben bis zum Sankt Nimmerleinstag Zeit? Ach, ich soll Sie in Ruhe lassen, Sie wollen Ihren Seelenfrieden? Da hab' ich aber schlechte Nachrichten für Sie. Seelen haben nämlich ihren eigenen Kopf. Die tun nicht immer, was der Kosmos von ihnen verlangt. Und wenn schon der Kosmos sie nicht unter Kontrolle bringen kann, wie können Sie kleines Licht dann darauf hoffen, daß Ihre Seele jemals die Ruhe findet, die Sie sich gerne wünschen?!

Im Wendekreis des LKW – Acht Todesfolgen

Ich habe Ihnen hier mal acht Beispiele für eigensinnige Seelenwanderungen zusammengestellt, die ich im Anhang des ›Tibetanischen Totenbuchs‹ gefunden habe. Leider Gottes war die dazugehörige Wanderkarte nicht mehr auffindbar, ich habe mir daher erlaubt, die von mir aus dem Alt-Tibetanischen angefertigte Interlinearübersetzung mit zeitgenössischem Lokalkolorit und Figurenpersonal zu aktualisieren.

Erstes Beispiel

Bei einem tödlichen Radunfall ihres Wirtskörpers ist es endlich soweit: Seele 2345 wird aus dem Kreislauf von Geburt und Wiedergeburt abberufen, darf nun alles Irdische hinter sich lassen und sich für immer mit dem Kosmos vereinen. Der größte Traum einer Seele kommt für 2345 aber zur Unzeit. Sie hat sich nämlich in ihrem letzten Leben unsterblich verliebt. Natürlich ist dieser Mensch, seelentechnisch betrachtet, bereits vergeben. Auch wenn das Handbuch der Seelenwanderung die Möglichkeit eines Seelentausches nicht als unmöglich betrachtet, sind die Chancen dafür doch sehr gering. 2345 verfolgt aber einen anderen Plan. Wenn es ihr gelänge, den geliebten Menschen dazu zu bringen, ein Kind zu bekommen, dann könnte sie sich als Seele im Körper dieses Kindes

reinkarnieren und als Kind ihrer Geliebten ein Leben lang nahe sein. Und weil sich der Unfall vor Ablauf der eigentlich vorgesehenen Todesstunde ereignet, hat 2345 nun 24 kosmische Stunden Zeit, um ihren Plan umzusetzen. Doch das ist leichter gesagt als getan ...

Zweites Beispiel

Bei einem tödlichen Fenstersturz ihres Wirtskörpers in Kreuzberg wird Seele 78 freigesetzt, zum nunmehr 213. Mal! Ihr wird sofort Bad Salzuflen als zuständiges Reinkarnationsgebiet zugeteilt, wo sie die jeweiligen Schlafzimmer abklappern soll, um sich einen im Entstehen begriffenen Embryo auszusuchen. 78 ist ein wenig eingeschnappt, weil sie in die Provinz gehen soll. Da der Radunfall allerdings vor dem kosmisch vorgesehenen Zeitpunkt stattgefunden hat, hat Seele 78 noch viel Zeit, die sie in der Nähe des toten Körpers verbringen muß, bevor ihr erlaubt wird, sich von ihm abzulösen. Und diese Zeit will sie nun für sich nutzen, um sich auf eigene Faust in der Großstadt einen neuen Körper zu suchen. Sie macht sich ohne kosmische Absprache auf den Weg zu Krankenhäusern, Geburtsstationen und Schlafzimmern, um einen geeigneten Körper zur Reinkarnation zu finden. Allerdings kommt sie auf ihrer Wanderung Seele 9987 in die Quere, die sich schon einen dieser Körper ausgesucht hat ...

Drittes Beispiel

Seele B-01 ist ein Trickster. Sie sucht die Abkürzung ins Nirwana und hat entsprechend die Schnauze voll von dem ewigen Kreislauf aus Geburt und Wiedergeburt. Ihr ist es gelungen, ihren Wirtskörper so zu manipulieren, daß er sich das Leben nimmt. Somit gewinnt sie nicht nur ihre Freiheit wieder, sondern auch noch viel Zeit, da sie nun noch die Restzeit auf der Erde verbringen kann, weil sich der Unfall vor Ablauf der eigentlich vorgesehenen Todesstunde ereignet hat. B-01 hat einen Plan: Was, wenn sie sich irgendwo versteckt, einfach jeder Reinkarnation verwehrt und in keinen Körper mehr schlüpft? Was, wenn sie sich der karmischen Vorsehung entzieht?

Viertes Beispiel

In der Kommandozentrale im elften kosmischen Sektor hat man einen Fehler gemacht. Seele 9334012 wurde zu früh aus ihrem Körper abberufen. Und leider steht kein neuer Körper zur Verfügung, in welchem sie in absehbarer Zeit reinkarnieren könnte, weil es bereits eine kosmische Warteliste für alle anderen Seelen gibt, die es unbedingt einzuhalten gilt. Sonst geriete die kosmische Ordnung vollkommen aus dem Ruder. Also schickt der Kosmos einen T Strich 20 auf die Erde, einen Behelfskörper, in welchem die Seele unterschlüpfen kann, bis sich

ein neuer Körper anbietet. Allerdings hat sich in diesem Behelfskörper bereits eine abtrünnige Seele versteckt, wie 9334012 herausfinden wird ...

Fünftes Beispiel

Seele H-000023498.67 wird hochgestuft: nachdem Bello von einem Auto überfahren wurde, erfährt sie, daß sie sich nun in einem Menschen reinkarnieren kann. Sie ist ganz aufgeregt. Zum ersten Mal wird sie Mensch ...

Sechstes Beispiel –

Eine kosmische Familienkomödie

Manfred geht den Weg alles Zeitlichen. Einer seiner letzten Gedanken, den er hat, als er stirbt, ist: das war's. Er hört noch, wie er seinen letzten Atemzug tut, und spürt, wie sein Herz zum letzten Mal schlägt. Doch plötzlich geht das Licht wieder für ihn an. Er öffnet seine Augen und findet sich auf seiner eigenen Beerdigungsfeier wieder. Er schwebt über seinem Sarg, über der Beerdigungsgesellschaft, sieht sein Bild neben dem Erdmöbel und sich selbst darin liegen. Er ist zunächst irritiert und beginnt dann allmählich, die Situation, die sich erstaunlich leicht anfühlt, zu genießen. In der ersten Reihe sitzen seine Frau und seine Kinder in Schockstarre. Dahinter seine Verwandten, die nicht ganz so

mitgenommen wirken. Nach dem Ende der Zeremonie wohnt Manfred dem Herunterlassen seines Sarges bei. Merkwürdig, wie ungeschickt sich die Friedhofsarbeiter anstellen. Manfred, die Seele, begleitet ihre Familie nach Hause, wo sie zu ihrem großen Erstaunen feststellt, daß in ihrem Haus schon immer viele andere Seelen gewohnt haben; nur waren sie für Manfred zu Lebzeiten unsichtbar. Die Seelen sitzen mit am Tisch, teilen das Leben mit der Familie, sehen alles. Problematisch wird es, als Manfreds Witwe jemanden kennenlernt. Manfred tut alles in seiner Seelenmacht Stehende, um den Einzug des neuen Partners zu verhindern ...

Siebttes Beispiel –
Eine kosmische Detektivgeschichte

T Strich 20 arbeitet bei der Karma-Polizei als kosmischer Fixer. Er erledigt die karmische Drecksarbeit, wenn sich Seelen mal wieder nicht an die Abmachungen halten und sich zu früh aus ihren Körpern verabschieden wollen oder ihren Tod nur vortäuschen, um entweichen zu können, so daß die Körper dann im komatösen Zustand weiterleben müssen. Der Job des Fixers ist, die Seelen rechtzeitig einzufangen und wieder in die Körper zurückzusetzen oder für Ersatz zu sorgen, bevor die Körper wieder zu sich kommen. Er kennt wirklich alle Tricks von Selbstmörderseelen oder »suicide bombers«. Auch dieses Mal wird T Strich 20 zu einem Routinefall gerufen. Als er am Tatort

ankommt, findet er mit Nummer Acht eine altbekannte Seele vor, die gerade im Begriff ist, aus dem Körper einer Frau zu entweichen, die bei geöffnetem Gashahn ihren Kopf in den Gasofen gesteckt hat. Diese Seele macht seit den letzten 40 Inkarnationen nichts als Ärger und wurde eigentlich nur aufgrund eines milden Karmarichters wieder auf Bewährung auf die Welt losgelassen. Weil das nun der letzte Verstoß gegen die Auflagen ist, muß T Strich 20 die Seele zum Kosmos zurückbringen, um sie ihrer gerechten Strafe zuzuführen, nämlich zu Sternenstaub zu werden. Doch bittet und bettelt Nummer Acht um ihre Wiedergeburt und verspricht im Gegenzug, T Strich 20 zu einem Geheimnis zu führen, das, so sagt sie mysteriös, ihm die Augen öffnen wird. Obwohl der Fixer der gewiefte Seele nicht traut, läßt er sich darauf ein, während der Körper der Frau im Koma auf die Rückkehr von Nummer Acht wartet. Die beiden schweben zu einer kleinen unscheinbaren Kapelle, in der Nummer Acht den Fixer zu einer Nische mit einer Maria führt. Wenn das die wichtige Information sein soll, denkt sich T Strich 20, dann ist das Bullshit. Das weiß doch jedes Kind, daß die Kirchen in ihrem Aberglauben statt an Seelenwanderung an die unversehrte Auferstehung glauben. Aber da entzündet Nummer Acht eine Kerze und zieht den Karma-Polizisten in eine Nische: Binnen weniger Minuten versammeln sich flüchtige Seelen, die um Kirchenasyl gebeten haben. T Strich 20 erkennt aus seinem Versteck einige von seiner Behörde lange vermißten Seelen wieder. Alles Abtrünnige. Warum treffen sie sich ...

Achtes Beispiel – Ein kosmischer Western

XY-0815 ist eine alte Seele. Sie soll sich zum letzten Mal in einem Körper reinkarnieren, bevor sie endlich ins verdiente Nirwana gehen darf. Sie begibt sich auf den üblichen Weg der Seelenwanderer zu Hospitälern, Geburtshäusern oder Schlafzimmern. Bei einem ihrer nächtlichen Abstecher wird sie Zeugin eines Mordversuchs: Ein Mann greift seine schwangere Freundin an, die das Attentat nur schwer verletzt überlebt. Im Krankenhaus wird die Frau ins künstliche Koma versetzt, man beschließt, sie so lange am Leben zu halten, bis die Ärzte das Baby auf die Welt holen können. In den Wochen darauf wird ihr gewalttätiger Partner wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen. XY-0815 will diese kosmische Ungerechtigkeit rächen und vereint sich mit dem ungeborenen Kind. 20 Jahre später. Aus dem Baby wurde eine junge Frau, die ihre Kindheit bei Pflegeeltern verbracht hat. Und diese Frau ist immer schon anders als andere Menschen gewesen. Man munkelt, daß sie mit höheren Wesen in Verbindung steht. Jetzt ist es an der Zeit, für kosmische Gerechtigkeit zu sorgen. Angeleitet von XY-0815 macht sie sich auf den Weg, den Mörder ihrer Mutter zu finden ...

Sind Sie eigentlich noch da, lieber Leser, liebe Leserin? Ich vernehme Ihre Stimme nicht mehr. Ich höre nicht mehr, wie Sie sich die Brille aufsetzen, wie Sie sich den Finger befeuchten, um umzublättern? Oder habe ich etwa verpaßt, daß Ihnen das Buch aus den Händen geglitten ist? Liegt es etwa zu Ihren Füßen auf dem Boden, während Sie, Ihr Kopf ist leicht nach hinten abgeknickt, die Augen geschlossen haben und sanft ein- und ausatmen? Wie liegt das Buch denn da? Etwa zufällig auf der vorigen Seite aufgeschlagen, so daß Sie eigentlich nur mehr eine Seite umblättern müßten, um hier die folgende Geschichte zu lesen?

Wetterumschlag

Über dem Bodensee befindet sich ein barometrisches Minimum; es wandert ostwärts, einem über Liechtenstein-Süd lagernden Maximum zu, und verrät noch nicht, wohin es auszuweichen gedenkt. Die Isothermen und Isobaren tun das, was sie immer tun. Die Lufttemperatur steht in einem ordnungsgemäßen Verhältnis mit einem übergewichtigen Mann, wie auch die mittlere Jahrestemperatur sich klasse zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur monatlichen Temperaturschwankung verhält. Der Auf- und Untergang von Sonne, Mond und Sterne, der Sichtwechsel von Venus, Mars und Snickers und viele andere bedeutsame

Entscheidungen entsprechen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft des Fahrradschlauches findet seine höchste Spannkraft, trotz glatter Reifen, und die Bindekraft der Moleküle ist gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es ist ein schöner Augusttag des Jahres 1983.

Sepp Haitzinger ist der Star einer Live-Wetter-Show im Mittelwellenradio. Ja, so was gibt's. Seine Hörer können ihn anrufen, um eine persönliche Wettervorhersage zu bekommen: Wie wird das Wetter morgen an meinem Urlaubsort? Kann ich in drei Wochen die Hochzeit meiner Tochter im Garten feiern? Ist bei der Beerdigung der Großtante mit Regen zu rechnen? Muß ich mich morgen warm anziehen? Haitzinger versteht es nicht nur, den Zusammenhang von Barometerstand, gefühlter Temperatur und der Form von Blumenkohlwolken anschaulich zu erklären, sondern gibt seiner Fangemeinde immer noch ein paar Lebenstipps mit, ganz nach seinem Motto: Alle reden über das Wetter, ich mache es.

Doch an diesem Nachmittag wird ihm ein Anrufer durchgestellt, der Sepp nicht ganz geheuer ist. Der Anrufer kündigt die Lieferung eines Pakets an. Kurz danach klingelt es auch schon an der Studiotür. Sepp findet das Paket auf der Türschwelle, horcht hinein und reißt es an Ort und Stelle auf. Darin ist nichts anderes zu finden als eine Kompaktkassette. Sepp geht zur Bandmaschine, unterbricht das

laufende Programm und legt die Kassette ein. Auf dem Band sind Obszönitäten zu hören.

Schnitt.

Fritz Müller ist der Betreiber eines Lokalradios auf der Zugspitze, dessen besonderes Markenzeichen der erotisierende Vortrag der Pegelstände deutscher, schweizerischer und österreichischer Binnengewässer ist. Müller castet die zumeist weiblichen Stimmen in ausgedehnten Reisen übers Land. Heute empfängt er in den Werbepausen eine Kandidatin aus dem dunklen Schwarzwald, Chrischtine. Der ihm vorgesprochene Testsatz: »Oberes Kinzigau: sechsmetersechundsechzigzente-terundsechundsechzigmillimeter, Tendenz steigend« überzeugt ihn sofort. Er schiebt ihr ein Buch über den Schreibtisch, das ON AIR-Zeichen geht an, sie räuspert sich und liest:

In irgendeinem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf welchem ein kleiner, zarter Schmetterling durch die Lüfte schwebte. Er summte so vor sich hin und plötzlich mußte er niesen. Das war noch nie vorgekommen. Als er die Augen wieder öffnete, die er vor Schreck und Überwältigung hatte schließen müssen, sah er, daß sich über ihm der Himmel zuzog. Dunkle, schwarze Sturmwolken zogen auf, und schon schossen schwere Regentropfen vom Himmel

herab. Unser Schmetterling wich, so gut es ging, den Tropfen aus, aber der Regen wurde immer dichter, und so suchte unser Schmetterling in letzter Verzweiflung einen Eichenbaum auf, der ihm mit seiner dichten Krone trockenen Unterschlupf gewährte. Gerade, als sich unser Schmetterling die Nase putzte – er hatte sich bereits einen schrecklichen Schnupfen geholt – spürte er ein Beben unter seinem Insektenleib. Er dachte zunächst, es wäre der Donnerhall, der ihn eingeholt hätte, aber nein, der Ast, auf dem er saß, vibrierte, weil sich unten am Stamme des treuen Eichenbaumes ein grober Mann mit einer lauten Kettensäge zu schaffen machte, und bevor es sich unser Schmetterling versah, war der Baum gefällt und entlaubt und entästet und gehäutet und entrindet und zerteilt und zerkleinert und gewässert und gewässert und gewässert, so lange, bis aus diesem Baum Papier gezogen werden konnte, auf welchem nicht nur diese Geschichte geschrieben wurde, sondern auch der Wetterbericht für morgen: Berlin 14 – 16 Grad. In der Nacht ist mit Bodenfrost zu rechnen.

Aber vielleicht ist der werthe Leser vor ein paar Seiten gar nicht eingeschlummert, sondern er hat lediglich nachgedacht. Über das Wetter. Den Wind. Die Wolken. Wie sie sich ständig bewegen, an uns vorüberziehen. Und vielleicht erinnert er sich an seine Schwester, die den Wolken stundenlang bei ihren Wanderungen zusehen konnte. Und diese Schwester spielt nun eine größere Rolle in dem folgenden Theaterfragment.

Kein Anschluß

Ein Schreibtisch, ein Stuhl eingerückt, eine Schreibtischlampe. Ihre Schwester, in der Folge ›eine Frau‹ oder ›die Frau‹ genannt, tritt nun in diesem Theaterfragment auf. Sie trägt ein dickes, schweres Buch in der Hand, bleibt kurz vor dem Stuhl stehen, schaut ins Publikum. Sie bewegt die Lippen, als würde sie etwas tonlos sagen, sind es Namen? Sie zieht den Stuhl mit der freien Hand unter dem Schreibtisch hervor, setzt sich, legt das Buch vor sich auf den Tisch, rückt den Stuhl mit beiden Händen wieder an den Tisch heran. Blick ins Publikum. Sie will gerade das Buch aufschlagen, als sie, kurzentschlossen, das Buch in Richtung Publikum aufstellt. Dann knipst sie die Lampe an, im Schein der Glühbirne steht auf dem gelben Einband zu lesen:

Telefonbuch
Berlin-West
A-K

Die Frau senkt den Blick, sie legt das Telefonbuch wieder vor sich, schlägt die erste Seite auf und liest:

»Amtliches Fernsprechverzeichnis der Deutschen Bundespost 1982/83. Ortsnetz Berlin-West, Klammer auf null drei null Klammer zu. A Querstrich K. Notruf eins eins null. Feuerwehr eins eins zwei.«

Sie feuchtet einen Finger an und blättert eine Seite weiter. Um nicht in der Zeile zu verrutschen, fährt sie die zu lesende Zeile mit dem Finger nach.

»AAB Detektei, Exklusive Beobachtung von Gattinnen und Gatten. 24h Service. 100% Diskretion

12 12 3

Aachern, Gustav von u. Ehegattin, Wilmersdorf

34 66 67

Aachern, Horst von, Sohn

34 66 68

Aachern, Wilma, Amratsratswitwe

34 66 00

Aachner & Münchner, Lebensversicherungen, Makler H. Schmidt

35 33 21 ...«

Für einige Minuten liest die Frau trocken und buchstabengetreu. Manchmal hat sie Mühe, den Namen zu buchstabieren, will ihn korrekt aussprechen, nimmt sich entsprechend Zeit, immer mit dem Finger an den Zeilen entlang fahrend. Dann bleibt sie bei einem Eintrag hängen. Sie holt aus der untersten Schublade des Büros ein Wählscheibentelefon heraus, stellt es vor sich, hebt den Hörer ab, wartet das Freizeichen ab und wählt gewissenhaft eine Nummer. Als am anderen Ende sich jemand meldet, legt sie schnell wieder auf. Sie nimmt einen Bleistift aus der obersten Schublade, macht ein Zeichen hinter den Namen und legt den Stift quer oberhalb des Buches ab.

»Die Deutsche Bundespost erfindet manchmal Namen, Adressen und Telefonnummern, damit niemand das Telefonbuch fremdkopiert. Sollte jemand die Datensätze einfach so eins zu eins kopieren, dann merkt das die deutsche Bundespost. Weil sich die Daten nicht auf die tatsächlichen Anschlüsse beziehen, sondern lediglich auf das Telefonbuch. Dieses ist ja nichts anderes als eine Aufstellung der Anschlüsse, nicht aber die Anschlüsse selbst. Verstehen Sie. Das nennt man Monopoldurchsetzungsstrategie. Diesen Anschluß gerade gibt es nun wirklich. Eine sehr wirkliche Stimme mit dann zunehmend wirklicher Wut hat ›Hallo? Hallo?‹ in die Sprechmuschel gerufen. Herr Abramavitsch. Mit s-c-h. Wohnt in Charlottenburg. Kaiserdamm 3. Das dritte ›a‹ im Namen hat ihn mir verdächtig gemacht.«

Liest weiter Einträge aus dem Telefonbuch vor. Danach:

»Wenn es jemanden nicht gibt, dann ist auf der anderen Seite eine blecherne Frauenstimme zu hören, die ständig wiederholt: Kein Anschluß unter dieser Nummer. (*Macht die Frauenstimme nach*) Kein Anschluß unter dieser Nummer. Obgleich ich doch angeschlossen war. Wie sonst hätte ich diese Stimme hören können.«

Liest weiter aus dem Telefonbuch. Dann:

»Manchmal erklingt am anderen Ende der Fernsprechleitung das sogenannte ›Besetztzeichen‹. Tuut, tuut, tuut.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE

63

Gibt es in Teefabriken auch Kaffeepausen?

Dann muß ich nochmal anrufen. Es könnte nämlich sein, daß zur exakt gleichen Zeit, zu welcher *ich* die Nummer wähle, diese von einem *anderen* Fernsprechteilnehmer gewählt wird. Dann wäre die falsche Nummer zunächst besetzt und ich wüßte nicht, ob hinter dieser Nummer nun ein Teilnehmer steckt oder die Nummer gewordene Monopoldurchsetzungsstrategie der Deutschen Bundespost. Kein Anschluß unter dieser Nummer. »Unter dieser Nummer«. Da stellt man sich doch ein Haus vor, auf welchem sich anstelle eines mit Ziegeln gedeckten Daches eine riesige Nummernfolge über den Dachstuhl zieht und direkt darunter die Familie eines Teilnehmers wohnt, geschützt vor Wind und Wetter durch eine Zahlenfolge. Die Nummer thront über allen, und drunter wohnt der Teilnehmer. Oder eben die blecherne Frauenstimme (*macht sie nach*): Kein Anschluß unter dieser Nummer.«

Liest einen weiteren Eintrag.

»Warum muß diese Auskunft überhaupt von einer Frauenstimme gesprochen werden? Was erwartet sich die Deutsche Bundespost von dieser Stimme? Und warum sitzen in der A wie Auskunft meistens Frauen, die geduldig die Nummer zum angefragten Teilnehmer herausuchen und dann nennen? Zu Beginn der Telefonie, vor der Ära des Selbstwähldienstes, haben Telefonistinnen die Anrufe vermittelt. Das Fräulein vom Amt war freundlich, dienstbeflissen, eine Nummernmagd. Es gab schon viele Fälle, bei

welchen Anrufer herausfinden wollten, wie die Damen zu den Stimmen aussahen. Da wurden auf Verdacht Blumensträuße geschickt, auf dem Zettel die eigene Telefonnummer. Verboten, die Kontaktaufnahme mit Kunden für Telefonistinnen, damals wie heute. Aber immerhin: menschlich. Die Stimme und das Verhalten. Wenn Sie heute 118 anrufen, dann spricht die Stimme nicht mehr aus einem Körper zu ihnen. Dann hören Sie eine Maschine. Beim nächsten Ton ist es 20 Uhr, 23 Minuten und 10 Sekunden. Biep! Das war vor 35 Jahren noch anders.«

Liest zwei Einträge, überlegt, zum Hörer zu greifen, hält aber dann inne.

»Jetzt ist es (*sie schaut auf die Uhr*) 20 Uhr, 24 Minuten und 30 Sekunden. Vor 35 Jahren wurde die Zeit noch von Menschen angesagt. Der Teilnehmer wählte die Nummer und lauschte einer echten Frau am anderen Ende. Was die Teilnehmer aber nicht unbedingt wußten. Sie erwarteten nicht, daß am anderen Ende nicht nur ein Sender war, sondern auch ein Empfänger. Ein Mann hat, nachdem ihm die Zeit genannt wurde, ganz erschrocken ›was-schon-so-spät‹ gesagt, als das Zeitfräulein darauf mit einem ›Ja, aber nicht zu spät‹ geantwortet hat. Schock auf der anderen Seite, Herzinfarkt, Krankenhaus, zack. Zeitnot macht krank.«

Liest vier, fünf Einträge weiter. Stoppt dann.

»Da, dieser Name hier. Der stand auch schon in den letzten 14 Ausgaben drin. Unverändert seit 1970, Name, gleiche Adresse, gleiche Telefonnummer. Karteileiche oder einfach ein unaufgeregtes Leben? Achleithner, Anna. Hab' sie mal besucht, voriges Jahr. Stand vor ihrer Tür, hat aber niemand aufgemacht. Hab' geklopft, niemand geantwortet. Bin dann noch ein halbes Stündchen vor ihrer Tür gestanden. Anna Achleithner. Roch auch nicht durch die Tür durch. Aber Achtung (*sie blättert weiter zu R*), jetzt das Ungewöhnliche: Die gleiche Adresse und die gleiche Telefonnummer hier unter R: Ratic, Helen. Ist mir aufgefallen, weil ich so ein phänomenales Bildgedächtnis habe. In dieser Wohnung wohnt aber außer Frau Achleithner sonst niemand mehr. Hab' ich überprüft – mit dem Hausmeister. Hat mich ein wenig Zeit gekostet und eine Flasche Jägermeister. Hat der mir aber bestätigt. Ich habe dann, zugegeben, dann noch ein bißchen mehr Zeit gebraucht, bis ich hinter das Geheimnis gekommen bin. Ich sag' nur: ANNA. Ne?«

Sie kramt einen Zettel hervor und räuspert sich:

»Ich rieche Deinen Namen
 Dein Name poppt mir auf im Traum
 Heißt du denn so, heißt Anna du,
 Von vorne wie von hinten?
 Geheiligt werden Deine Buchstaben
 Du bist von Sachsen bis nach Schorndorf:
 A-----N-----N-----A.

Ist von Horst Schwitters, dem Bruder des großen Kurt (*sie seufzt*). Anna. Der Name ist Programm. Ein Anagrammatisches. Achleithner. Ein Anagramm. Wenn man die Buchstaben eines Wortes zu anderen Wörtern umbaut. Hab' ich mal gemacht. Achleithner ergibt:

1. NACHHER TEIL 2. NACHHER LEIT 3. NACHHER EILT 4. HERNACH TEIL 5. HERNACH LEIT 6. HERNACH EILT 7. LAICHEN EHRT 8. LAICHEN THER 9. NACHTEIL HER 10. NACHTEIL EHR 11. NACHTEIL REH 12. LACHE HIRTEN 13. LACHE HINTER 14. LACHE EHRT IN 15. LACHE THER IN 16. LACHE REN HIT 17. LACHE ET HIRN 18. LACHEN REIHT 19. LACHEN HIRTE 20. LACHEN ER HIT 21. LACHEN ET IHR 22. CHANEL REIHT undsoweiterundsofortbisschließlich
800. RAT NICE HEHL 801. RAT HC EHE NIL 802. RAT HC LIEHEN 803. RAT HC LEIHEN 804. RAT HC HEILEN 805. RAT HC HE LEIN 806. RAT HIC HELEN 807. RAT HIC LEHNE 808. RAT ICH HELEN

Helen Ratich. Anna Achleithner. Verstehen Sie. Das ist ein und dieselbe Person. Hat *zwei* Einträge im gleichen Telefonbuch. Wenn diese eine Person etwas mit dem Nachrichtendienst zu tun haben sollte, wär' sie nicht geschickt. Denn ich habe sie ja nun bereits enttarnt. Ich hab' spaßeshalber Helen Ratich mal einen Brief an die genannte Adresse geschickt, aber es ist wie immer nix dabei rausgekommen. Seit 15 Jahren nun schon schicke ich ihr einen Brief, seitdem ich von ihrem Doppeleintrag erfahren habe. Und nie eine Antwort bekommen. Ich hatte mal eine Bekannte, die hieß auch Helen.«

Sie schaut lange vor sich hin. Öffnet dann die Schublade des Schreibtischs, holt eine Stulle heraus, packt sie umständlich aus und nimmt einen großen Biß. Sie starrt die ganze Zeit ins Leere, während sie kaut.

»Helen war so ..., sie war so ..., so ganz einfach Helen. Die Helen hatte eine Stimme, die hätte ohne weiteres mit ihrer Stimme Geld verdienen können. Als Synchronsprecherin. Oder bei der Tagesschau. ›Here Is The Voice‹, hat sie immer gesagt, wenn ich den Hörer abgenommen hab'. (*Sie nimmt den Telefonhörer ab und tut so, als würde sie telefonieren. In der anderen Hand hält sie weiter die Stulle.*) Da ist es mir immer schön den Rücken heruntergelaufen. Und ich habe dann immer zurückgefragt: ›Wer ist da bitte?‹ Und sie gurrte: ›The voice.‹ Ich: ›Ach, zze woiß. Kenn' ich nich'.‹ Sie: ›Aber bald werden Sie mich kennenlernen, gurr, gurr.‹«

Sie legt den Hörer wieder auf, starrt ins Leere und beißt von ihrer Stulle. Dann blättert sie um. Aus dem Telefonbuch fällt ein Zettel. Sie bemerkt ihn, hält inne, legt das Butterbrot auf den Tisch, steht auf und geht aus dem Zimmer. Nach einer Minute klingelt das Telefon mehr als ein dutzendmal. Als das Klingeln aufhört, kommt sie mit dem Zettel in der Hand zurück, schiebt das Telefon beiseite und setzt sich auf die Tischkante.

Dann sagt sie:

In der Kammer

»Ich wohne an der Straße. Fahrkäfige, vierrädrig, rollen blicklos an mir vorbei. Mann. Frau. Frau. Frau vorne, Kind hinten. Alter Mann, junge Frau. Festgeschnallte, unbewegliche Augen. Zwei Jugendliche führen ihre Anoraks auf dem Gehweg spazieren, und ich wünsche mir, daß ihr Blick mich streife und in mich eindringe und etwas in mir zum Schwingen bringe, biep biep.

Warten auf den Laubrechen stattdessen.

Ich stehe auf der Treppe. Gebe acht auf die, die mir entgegenkommen, will verstehen, was sie zu sagen haben. Im Vorübergehen berühren sie wortlos meine Schultern und queren den großen Platz, und ich wünsche mir, daß ihre Stimmen meine Ohren durchstoßen, sie sich in mir niederlassen und etwas zum Klingen bringen, ding dong.

Warten auf den Laubrechen stattdessen.

Ich wurde nie geboren. Man hat mich in einem Glas in die Welt gerollt. Ich bin das Zusammengegossene, habe nichts durchstoßen und wurde nie getrennt. Ich hänge, ein Herbstblatt am Baum, gelb-braun in die Welt hinein, und wenn ich fiele, dann landete ich lautlos, und niemand würde mich wenden, und ich wünschte mir, daß ein kleines Kind mich aufhöbe und mich über seinen kleinen Kopf hielte, um sich vor dem herabfallenden Regen zu schützen, plop plop.

Warten auf den Laubrechen stattdessen.«

Vorher schalten wir jedoch direkt zur Morgenshow des Lokalradios auf der Zugspitze.

Auf eine Tasse Kaffee

Es läuft ›Der Kaffee ist fertig‹ von Peter Cornelius

Moderatorenstimme (*sonor*)

Es ist 9.15 Uhr, wie immer um diese Zeit schalten wir um zu ›Auf eine Tasse Kaffee mit Jean Paul‹, wie immer mit unserem beliebten Radioratgeber Jean Paul.

Jean Paul (*man hört das Rühren in einer Tasse*)

Bonjour, liebe Öorerinnen und Öörer, isch offe, Sie aben ihre Tasse duftenden Café bereits vor sich auf die Tisch, wie isch gerade (*nimmt einen Schluck*). Ein errlicher Tag ist eute, mmh, die schmeckt, und da kommt auch schon der herste Anruf erein! (*es klickt*) Bonjour, Lisa!

Lisa (*eine Frau mit schwäbisch-badischem Akzent*)

Ja, gute Morge. I woiß gar net, wo i aafange soll (*sie schluchzt ein wenig*).

Jean Paul

Gnädige Frau, beruhigen Sie sich. Isch ööre Ihnen zu. Veuillez-vous calmer, Madame.

Lisa

Ja, isch recht (*schluchzt weiter*). Heut morge hab ich, i han ä bissle uffgeräumt, mein Mann war scho auf de

Ärwet, in de Sache vumm meim Manfred, des is mein Mann, mir hann vor siebe Jahr gheirat, so oi scheene Hochzeitsreis auf demme Kreuzfahrtschiff, ganz viel blauer Himmel und dess Esse war so gut ...

Jean Paul

Madame Lisa, wollen Sie möglicherweise der Reihe nach herzhählen, mir und unseren Öörern wird sonst ganz schwindelisch.

Lisa

Ja, isch recht. Also, heut morge, mein Mann war also scho aus'm Haus, er geht immer um Viertel nach siebe ausm Haus, er war heut ä bissle später dran, gradezu pressiert hat's ihm ...

Jean Paul

Madame, isch bitte sie, kommen Sie zur Sache!

Lisa

Ja, isch recht. Es ist also so (*sie schluchzt auf*): S'isch aus!

Jean Paul

Wie bitte?

Lisa (*weint*)

S'isch aus! Fertig, Ende Gelände, Maschin' kaputt!

Jean Paul

Aber Madame, was ist denn genau passierte?

Lisa

Ja, isch recht, also, ich war dann obbe und hab oi bissle uffgeräumt, hab'm Manfred sei Hoos auf de Bügel känkt, die braucht er ja tip top immer uff seine Arbeit ...

Jean Paul (*atmet hörbar aus*)

Lisa

... do is ebbes aus de Hoosedasche gfalle. I hab mi erschd gfrogt, ha noi, Heilix Blechle, was hott der Manfred do wieder in soinem Sack, des sieht jo aus wie oi Sackdühle, und dann hann i des Tempo aufgehobe, es war aber noch wie noi, wenn Sie verstehet, was i moin.

Jean Paul

Oui, oui, gewissermaßen noch jungfräulich.

Lisa

Nit ganz arg so jungfräulich, als ich's nämlich auseinanderfalde du, entdeck ich oine Zaalekombination (*laut aufschluchzend*), oine Telefonnummer.

Jean Paul

Das muß doch gar nix bedeuten.

Lisa

... von oinnre Frau gschribbe ...

Jean Paul

Et alors?

Lisa

Un oinem Kussmund unter der Telefonnummer.

Jean Paul (*pfeift durch die Zähne*)

Oh lala. Alors, ça ...

Lisa

Des isch doch nitt recht, oder?

Jean Paul

Nun, das kommt darauf an (*denkt nach*). Isch denke, sie aben jetzt drei Möglichkeiten. Wollen Sie wissen, welsche?

Lisa

Ja, isch mir recht.

Jean Paul

Nun, erstens, sie können nichts hunternehmen und so tun, als ätten sie das Taschentuch nischt gefunden.

Lisa

Noi, dees wär mir nitt recht.

Jean Paul

Zweitens, Sie können ihren Gatten Monfred anrufen, jetzt gleisch, und ihn zu dem Taschentüch befragen.

Lisa

Noi, noi, dees wär mir nitt recht.

Jean Paul

Oder drittens, wir können die numéro, die auf dem Taschentüch steht, ier und jetzt anrufen! Würden Sie denn gerne wissen, wer sisch inter dieser numéro verbirgt?

Lisa

Ja, des wär mir schon recht. Dann gäb i Ihne die Nummer also mol durch: also, Null, siebe, siebe, ...

... doch bevor sich am anderen Ende der Leitung jemand melden könnte, wechselt der imaginierte Hörer die Frequenz. Er dreht so lange am Knöpfchen der Ultrakurzweile, bis er das folgende Programm empfängt:

Wirtschaft am Vormittag

Das ökumenische Vormittagsmagazin mit Moderator Lorenz Limburg und Studiogästen

Moderator

Herzlich willkommen zuhause an den Radioempfängern zu ›Wirtschaft am Vormittag, dem ökumenischen Vormittagsmagazin‹. Mein Name ist Lorenz Limburg. Heute werden wir uns der deutschen Märchengeschichte und den ökonomischen Zwängen der in ihnen auftretenden Gestalten widmen. Wir haben uns dafür das Märchen ›Hans im Glück‹ ausgesucht. Sie alle kennen das Märchen des Bauernjungen, der nach sieben Lehrjahren mit einem Klumpen Gold zu seiner Mutter zurückkehren will, auf seinem Heimweg das Gold aber solange gegen andere, minderwertigere Dinge tauscht, bis er am Ende mit leeren Händen zuhause ankommt. Heute wollen wir uns auf die Spur dieses glücklichen Hans setzen und gemeinsam die Frage erörtern: Wer war dieser Hans im Glück wirklich? Ich begrüße dafür in unserem Tonstudio Professor Lüdenteiger von der Karstadt Economy School of Hamburg, guten Tag.

Prof. Lüdenteiger (*hamburgisch*):
Guten Tag, Herr Limburg.

Moderator

Neben Prof. Lüdenteiger sitzt Frau Pfeleiderer, die Vorsitzende des schwäbischen Hausfrauenverbands mit Sitz in Villingen-Schwenningen, grüß Gott an Sie.

Frau Pfeleiderer (*schwäbisch*):
Grüß Gottle, Herr Limburg.

Moderator

Räumlich, aber nicht inhaltlich am anderen Ende, sitzt Hans-Peter Müller, der Ur-Ur-Ur-Ur-Enkel von Hans Müller, der weltweit besser bekannt ist als ›Hans im Glück‹. Herzlich willkommen.

Hans-Peter Müller (*bayrisch*)
Hollahütti.

Moderator

Herr Müller, besitzen Sie eigentlich noch irgend etwas, das Sie an Ihren Ur-Ur-Ur-Ur-Großvater erinnert?

Prof. Lüdenteiger

Schon Ihre erste Frage, lieber Herr Otto, strotzt ja bereits nur so vor Unwissenheit. Hans im Glück ist ja quasi der Urtypus des Besitzlosen. Der Mann hatte sich ja als junger Mann bereits dem Credo der Besitzlosigkeit verschrieben, gewissermaßen nach dem Motto: Mit nichts bin ich auf diese Welt gekommen, mit nichts werde ich von ihr scheiden.

Moderator (*zu Müller gewandt*)

Herr Müller, stimmt das denn, ist ihr Vorfahre tatsächlich mit nichts aus dem Leben geschieden?

Prof. Lüdenteiger

»Nicht mal der Tod ist umsonst, denn der kostet bekanntlich das Leben«, sagte schon Lichtenberg, Herr Limburg. Natürlich ist er mit etwas aus dem Leben geschieden, und zwar mit nichts anderem als seinem Leben. Das bedeutet ja förmlich, daß ...

Moderator

Herr Prof. Lüdenteiger, zu Ihnen würde ich gleich kommen wollen, aber gestatten Sie mir doch noch bitte eine Frage an Herrn Müller, ja? Woran erinnern Sie sich in ihrer Familienüberlieferung? Was hat denn die Mutter ihres Vorfahren gesagt, also ihre Ur-Ur-Ur-Ur-Großmutter, als Hans nach sieben Jahren Wanderschaft endlich wieder nach Hause gekommen ist?

Frau Pfeleiderer

Diese Frage isch ja leicht zu beantworten. Des kann i ihne sage. Gschimpft wird sie ha mit dem Hutsimpel. Was moine sie, was oine Mudder sagt, wenn sie nach sieben entbehrungsraichen Jahren, in dene sie ohne ihren Sohn auskomme muß, den Agger bestelle muß unsofort, dann den Sohn wieder in den Arm nimmt, in der Hoffnung, daß er ihr oi bissle was mitbracht hat, und dann feststelle muß, daß er mit leere Händ komme isch? Wenn dess mei

Sohn gwäse wär, der hätt sei Heiligsblechledonnerwetter erlebt, des kann i ihne sage.

Prof. Lüdenteiger

Das mag aus der Perspektive der schwäbischen Hausfrau so ja wohl stimmen, nich wahr, auch wenn ich Ihnen hier nun ja nicht zu nahe treten will, nich wahr. Aber Hans ist ja mitnichten ganz ohne Etwas nach Hause gekommen. Was er von seiner Wanderschaft in dieses kleine Dorf mitgebracht hat, war ja etwas ganz anderes, etwas viel Größeres, etwas Revolutionäres: Die Erkenntnis nämlich, daß Glück nicht unbedingt an materielle Werte geknüpft ist. Das war brandneu zur damaligen Zeit, brandneu war das.

Frau Pfleiderer

Herr Professor, oines ka i ihne sage: Mein Mann Gotthabihnselig hab ich mit nix auf de Dasch gheirat, nix hännd mer ghabt, gar nixle, aber glücklich wared mir trotzdem.

Prof. Lüdenteiger

Das kann ja wohl so sein aus Ihrer Perspektive als schwäbischer Hausfrau, nicht wahr, aber wir müssen doch auch sehen, daß ...

Frau Pfleiderer

Nix ›aus meiner Perschbektive als schwäbische Hausfrau‹, lieb hab i ihn ghabt, meinen Gotthabihnselig. Verstähst sie, lieb hennd mer uns ghabt, auch ohne einen Pfennig.

Prof. Lüdenteiger

Nun, entschuldigen Sie, aber das ist ja jetzt hier nicht der Punkt. Worauf ich hier hinaus möchte, ist ja quasi folgendes: Stellen Sie sich vor – und ich hoffe, daß auch Ihnen das gelingt, Frau Hausfr..., äh, Frau Pfleiderer – ein junger, kräftiger Mann kommt nach sieben Jahren in der Fremde nach Hause, sieben Jahre in der Fremde, ja, und das war ja eine *richtige* Fremde, nicht wahr, da gab es ja keine Kommunikation, nicht wahr, heute, heute würden sich Mutter und Sohn anrufen, aber das ging ja damals nicht. Also absolute Stille zwischen den beiden. Todesstille herrscht da ja gewissermaßen. Niemand der beiden weiß ja, ob der andere überhaupt noch am Leben ist. So. Und jetzt also kommt dieser junge, kräftige Mann nach sieben Jahren nach Hause und hat nichts. Nichts haben, das war ja gleichbedeutend mit: vor dem Nichts stehen. Das war ja grundeigentlich der Tod. Man war ja sogar schon einen Schritt über den Abgrund hinausgeschritten. Denn er hatte ja auch keine Vorsorge für die Zukunft getroffen, dieser junge Mann.

Frau Pfleiderer

So oin Seggel, des Büble. Kommt hoim mit nix. Den hätt ma verdresche müsse.

Moderator

Was hat denn nun eigentlich die Mutter zu Ihrem Vorfahren Hans gesagt, Herr Müller, um auch Sie mal endlich zu Wort kommen zu lassen, als er ...

Hans-Peter Müller
Hollahütti ...

Prof. Lüdenteiger

Jetzt unterbrechen Sie mal nich. Man kann die Verzweiflung der Mutter ja förmlich mit Händen greifen. Sie dachte, sie kann sich jetzt beruhigt aufs Altenteil zurückziehen, während ihr Sohn sie in ihren letzten Lebensjahren unterstützt. Das war ja der Generationenvertrach. ›Erst ziehe ich dich groß, und dann unterstützt du mich, ja?‹ Aber Hans juckt das überhaupt nich. Er strahlt sie mit einem glücklichen Lächeln an und nimmt sie in den Arm.

Frau Pfleiderer
Oin Schwachkopf!

Prof. Lüdenteiger

Aber mitnichten, gnädige Frau. Vielmehr ein Visionär. Er hatte jetzt nämlich nichts, worum er sich zu kümmern hatte. Mittellos, aber glücklich. Wir können darin, quasi, die Geburt des neuen Künstlers aus dem Geiste der tragischen Ökonomie erkennen. Wie ich in meinem Buch ›Die Geburt des neuen Künstlers aus dem Geiste der tragischen Ökonomie‹ bereits schon beschrieben habe, verkörpert Hans nämlich einen neuen Typus des besitzlosen geistigen Unternehmers. Sein Schutzpatron war Franz von Assisi.

Frau Pfleiderer
Wer?

Prof. Lüdenteiger
Franziskus von Assisi.

Frau Pfleiderer
Kenn i net. Ich bin Pietischtin.

Prof. Lüdenteiger

Wenn Sie ihn nicht kennen, dann wenigstens seinen bekannten Ausspruch: ›Sie säen nicht, sie ernten nicht, und der Herrgott erhält sie trotzdem‹?

Frau Pfleiderer
Der hat des gsagt, dieser Asi aus Assisi?

Prof. Lüdenteiger

Franz war kein Asi, meine Gute, sondern ein weiser Mann, der später heilig gesprochen wurde. Begründer eines Ordens, der sich der völligen Armut und Mittellosigkeit verschrieben hat. Der Schutzpatron der Armen und der Vögel. Er war gut zu Vögeln.

Frau Pfleiderer
Bitte?!

Moderator

Er war gut zu all jenen, die weder gesät noch geerntet haben.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 91

Was ist, wenn
einer Sackkarre
die eigene Karre
auf den Sack geht?

Frau Pfleiderer
Ach so.

Prof. Lüdenteiger
Und außerhalb der Natur läßt sich diese Assisi-Ökonomie in Reinform im Grunde nur in einem Habitat beobachten: dem des Künstlers.

Frau Pfleiderer
Ha noi, dess isch klar, die säet gar nix, die ernten nix, aber unsere öffentliche Hand ...

Hans-Peter Müller (*bayrisch*)
Hollahütti. Hollahütti hot die Mudda gsogt. So hot ma domois gsogt. Nedda hallo oder tschüss, sondern hollahütti. Und a Kinstler wor der Hans sicher nicht.

Moderator
Schön, Herr Müller Hans-Peter, daß sie sich nun zu Wort melden. Künstler wurde er also nicht, der Im Glück, Hans. Was aber hat Ihr Vorfahre denn gemacht, als er wieder in sein Dorf zurückgekehrt war?

Hans-Peter Müller
Wos olle gmacht hom in meiner Familie. A Wirtshaus hott er aufgmacht.

Prof. Lüdenteiger
Der klassische Weg: Wer nichts wird, wird Wirt. Ganz

typisch ist das, ganz typisch.

Hans-Peter Müller
A Wirtshaus. Zum Glück.

Moderator
Weil er sonst in der Gosse gelandet wäre?

Hans-Peter Müller
Naa, need. Zum Glück. So hot dess Wirthaus gheißen.
›Wirtshaus Zum Glück‹.

Prof. Lüdenteiger
Ein Klassiker, ganz typisch is das, ganz typisch.

Hans-Peter Müller
Un dieses Wirtshaus wor beliebt im gonzn Dorf.

Moderator
Weil Ihr Vorfahre so ein sympathischer Mensch war?

Hans-Peter Müller
Naa, need, weil mein Vorfahr so a Trottel woar. Den
gonzen Tag Freibier für olle im Dorf.

Prof. Lüdenteiger
Aber das hat ihn glücklich gemacht, oder?

Hans-Peter Müller
Naa, need. Weil die Mutter ihn immer gschimpft hat.
Hollahütti, hotts gsagt, mir reicht des jetza. Un donn
hotts eahm aussu ghaut.

Prof. Lüdenteiger
Aussi was?

Moderator
Die Mutter hat Hans aus dem Elternhaus expediert.

Frau Pfleiderer
Dees hätt die scho viel eher mache müsse.

Prof. Lüdenteiger
Ungeheuerlich!

Moderator
Und was hat Hans dann gemacht?

Hans-Peter Müller
Dann isser ind SPD eintreten.

Prof. Lüdenteiger
SPD was?

Moderator
Er ist der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands bei-
getreten.

Frau Pfleiderer
Heilixblechle.

Hans-Peter Müller
Oba in der Arbeiterpartei wolltns eahm aa nedd, weil er nix arbeiten woid, und wo niemand nix arbeitet, gibt's a koane Ausbeutung und dann hoid a koan politischen Kampf.

Prof. Lüdensteiger
Faszinierend, dieser Schelm.

Hans-Peter Müller
Hom eahm wieda aussu ghaut ...

Moderator
Herausgeschmissen ...

Hans-Peter Müller
Jo, und dann isser Tourmanager wordn bei den Bremer Stadtmusikanten auf ihrer Fifty-Fifty-Tour quer durch die Deitschländer. Weil do hott er koa Geld nedd braucht, und die vier Viecher san a ganz scheens Stickerl ummi kumma.

Moderator
Herumgekommen.

Prof. Lüdensteiger
Hoch interessant ist das, hochinteressant.

Moderator
Und Sie, Herr Müller, haben uns nun etwas mitgebracht, eine kleine Überraschung.

Hans-Peter Müller
Jo, mitbracht hob i eich wos aus dera Zeit (*schnallt sich ein Akkordeon um*).

Moderator
Meine sehr verehrten Damen und Herren, Hans-Peter Müller, der Nachfahre von Hans im Glück, spielt einen der Klassiker der Bremer Stadtmusikanten, das Schlußlied ihrer Fifty-Fifty-Tour. Das Lied trägt den Titel: ›Wir lieben Pilze‹. Der Text und die Musik stammen von Hans Müller dem Älteren und den Bremer Stadtmusikanten. Ihr Auftritt, Herr Müller!

Wir sind perdu
Heim folgt auf Heim
Es geht uns ganz blendend
Und wir würden gern bleim

Wir sagen hey
Du sagst nur du
Da geht der Kerl, der niemanden kennt
Und er kommt auf mich zu
(Was will er nur sagen, sagen, sagen, er):

Wir lieben Pilze, mein Freund!
Den Röhrling, den Streifling, gern duftend,
Wir lieben Pilze,
Wir lieben Pilze
Trotz Schleim auf den Blusen
Denn wir lieben Pilze
Sie kosten kein Geld!

Moderator

Die Melodie kommt mir irgendwie bekannt vor ...

Frau Pfleiderer

Dees ist ja schrecklich. Dees waret doch Rumtreiber,
Hascher, Anarchisten.

Prof. Lüdenteiger

›Sie kosten kein Geld‹, die Pilze. Wenn auch Hans im
Glück kein Künstler war, wie Sie vorhin gesacht haben,
ein Lebenskünstler war er allemal. Man nimmt einfach,
was einem die Scholle zu bieten hat. Man muß sich nur
bücken, um einen Pilz, die Früchte der Erde, zu pflücken.
Sie wachsen überall und gehören allen.

Frau Pfleiderer

Dees hann i doch gsagt: Schmarotzer, Rumtreiber.

Hans-Peter Müller

Dees Lied is später, so hots ma in unsere Familie verzählt,

dann von einem gewissen Friedrich Quecksilber ghört
wordn, der mit seiner Band ›Königin‹ als Vorgruppe vor
den Stadtmusikanten auftretn is. Auf jeden Fall hot mein
Vorfahr auf der Tournee dann sei spätere Frau kenneng-
lernt. Am T-Shirt-Standl hot die ihre eigenen Devotiona-
lien verkauft. Jo, die wor fesch, hamms gsagt, die Gold-
marie.

Prof. Lüdenteiger

Ach, kiek ma einer an. Der Hans hat die Marie Gold
geheiratet? Da hat er ja mal wieder Glück gehabt, ne.

Frau Pfleiderer

Und wenn sie nid gstorbe send, dann spinnen die heit a
noch ...

Und gleich im Anschluß an ›Wirtschaft am Vormittag‹
wird der Eintrag aus dem Gipfelbuch der Zugspitze vom
31. März 1962 gesendet, donnernd vorgetragen von Luis
Trenker. Wem das zu vorgestrig ist, dem sei die kom-
mende Geschichte empfohlen.

Die kommende Geschichte

Eines Abends, leicht vernebelt vom beißenden Geruch des Powerabbeizers, der gerade seine giftigen Dämpfe an meiner Zimmertür entfaltete – ich war am Renovieren – ging ich an meinen Briefkasten und fand darin eine Paketbenachrichtigung. Ein Päckchen für mich. Meine Nachbarn Stefan und Nicole, die im letzten Stock des Hinterhauses wohnen, hatten es freundlicherweise entgegengenommen. Ich sah vom Hof aus, daß in ihrer Wohnung Licht brannte und schleppte mich die 100 *Treppe* *stufen* zu ihnen hoch. Als ich keuchend vor ihrer Wohnungstür ankam, um die Klingel zu drücken, hörte ich Stefan durch die Tür sagen:

Stefan: Warum mußt du immer lügen?

Ich muß zugeben, daß mich dieser Satz erst erschreckt hat, aber dann hörte ich gleich darauf Nicole antworten:

Nicole: Ich? Ich lüg' nie!

Stefan: Da. Das ist schon wieder gelogen.

Ich weiß nun nicht, was Sie, liebe Leserin, lieber Leser, getan hätten, Sie hätten die Benachrichtigung sicherlich

wieder zusammengefaltet und sich absentiert. Nicht aber ich, der ich notorisch neugierig bin. Ich mußte einfach näher an die Tür treten und mein neugieriges Ohr an das Türblatt drücken. Es ist ja nicht meine Schuld, daß die Besitzer unseres Hauses solch dünne Wohnungstüren haben montieren lassen. Und tatsächlich hörte ich nun Nicole so klar und deutlich sagen, als stünde sie jetzt gerade neben mir:

Nicole: Wo hab' ich denn gerade bitte schön gelogen?

Dialoge sind wie Eisplatten, die sich ineinanderschieben, soll ein großer deutscher Autor einmal zum besten gegeben haben. Ich hätte nicht gedacht, daß sein Satz jemals wahrer werden sollte als an diesem Abend, denn ich hatte mich kurzerhand dazu entschlossen, die kommenden Stunden vor dieser Tür zuzubringen. Ich war gekommen, um zu bleiben.

Stefan: Wenn du sagst, daß du nie lügst, dann ist das schon wieder gelogen.

Nicole: Ich lüg' wirklich nicht.

Stefan: Ach, und gerade eben, als meine Mutter dir am Telefon ihren Besuch angekündigt hat? Da hast du ins Telefon gesagt, daß du dich darüber freuen würdest, und nach dem Auflegen hast du die Augen verdreht.

Nicole: Und?

Stefan: Du hast ihr gesagt, daß du dich freust. Tust du aber nicht.

Nicole: Und?

Stefan: Du freust dich eben nicht über ihren Besuch, hast aber genau das behauptet.

Nicole: Ja und?

Stefan: Und damit hast du sie angelogen.

Nicole: Ach so, du meinst, daß lügen nichts mit der Wahrheit zu tun hat?

Stefan: Hä? Aber natürlich nicht!

Nicole: Aber das ist doch nicht immer so.

Stefan: Aber natürlich. Wenn ich dich zum Beispiel am Telefon frage, ob du die Kinder von der Schule abgeholt hast, du das bejahst, sie aber zur gleichen Zeit noch vor der Schule stehen und auf dich warten, dann ist das doch nicht in Ordnung. Weder für sie, noch für mich, und auch nicht für dich. Wir müssen uns doch aufeinander verlassen können.

Nicole: Wenn ich aber sage, daß *ich* sie abgeholt hätte, wobei das in Wirklichkeit aber meine Mutter für mich übernommen hat – deine Schwiegermutter also, die du nicht leiden kannst – ich dir das aber, um dich nicht aufzuregen, verheimliche, was ist dann, wenn die Kinder wohlbehalten zuhause spielen, meine Mutter für sie kocht, während du in der Bibliothek irgendwelche Bücher liest.

Stefan: Das letzte hab' ich überhört.

Stefan macht irgendwas mit Kunst oder Theater.

Nicole: Sag, ist das dann auch gelogen?

Stefan: Ja.

Nicole: Aber es kam doch niemand zu Schaden, weil ich am Ende doch unsere Abmachung erfüllt habe!

Stefan: Was ist aber, wenn du nur *glaubst*, daß deine Mutter die Kinder von der Schule abholt, wie du mir gesagt hast, deine Mutter tatsächlich aber einen Herzinfarkt hat und statt auf dem Weg zur Schule auf dem Weg ins Krankenhaus ist, so daß unsere Kinder verunsichert und ängstlich vor der Schule stehen, weil sie eben *nicht* abgeholt werden, wie du mir aber zugesichert hast.

Dann hättest du mich zum Schaden der Kinder angelogen, weil du mir eine Wahrheit vorgegaukelt hast, die nicht eingetreten ist.

Nicole: Was ist aber, wenn meine Mutter auf dem Weg zur Schule, um die Kinder abzuholen, wie sie mir versprochen hat, einen Herzinfarkt erleidet, es aber noch rechtzeitig schafft, meine Schwester anzurufen, um ihr nicht nur zu sagen, daß sie gerade einen Herzinfarkt hat, sondern sie im gleichen Gespräch auch bittet, die Kinder ihres Schwagers abzuholen, weil sie nun leider trotz ihres Versprechens nicht dazu in der Lage ist, ihr aber sehr wichtig sei, ihren Schwiegersohn, der seine Schwiegermutter offensichtlich so wenig mag, daß es für ihn dringlicher erscheint, seine Kinder in der heimischen Küche zu wissen, als daß er sich um das Wohlergehen seiner Schwiegermutter Sorgen mache, zufriedenzustellen, so daß meine *Schwester* dann die Aufgabe erledigt?

Stefan: Selbst, wenn es deiner Schwester gelingen sollte, die Kinder pünktlich zuhause abzuliefern, so daß es den *Anschein* hat, als würdest du mit deiner Lüge durchkommen, würde es aber doch herauskommen, daß du die Unwahrheit gesagt hast, weil es deiner Mutter sicherlich wichtig wäre, mich *wissen* zu lassen, was für ein grundsätzlich miserabler Vater ich bin, weil ich trotz

meiner für sie nicht nachvollziehbaren Entscheidung, auf eine eigene Karriere zu verzichten, um mich stattdessen um die beiden Kinder und den Haushalt zu kümmern, es dennoch nicht schaffe, eine so einfache Sache, wie zwei kleine Kinder von der Schule abzuholen, zu planen und in die Tat umzusetzen, und stattdessen seiner erfolgreichen Frau, ihrer Tochter, die bekanntlich jeden Tag die Welt rettet, diese Aufgabe noch zusätzlich aufbrumme. Und damit käme heraus, daß du *gelogen* hast. Tut mir leid, meine Liebe.

Nicole: Und dennoch wären die Kinder sicher zuhause angekommen und niemand wäre zu Schaden gekommen. Außer meine Mutter, die aber wohl sowieso einen Herzinfarkt bekommen hätte, ob mit oder ohne ihres freundlichen Entgegenkommens, trotz ihres fortgeschrittenen Alters ihrer Tochter aus reiner Mutterliebe auszuhelfen und ihr den Gefallen zu tun, ihre Enkel von der Schule abzuholen. Bis auf den womöglichen Tod meiner Mutter also wäre nichts passiert, was *dein* Leben beeinträchtigt hätte, wobei selbst der Tod meiner Mutter dein Leben nicht wirklich beeinträchtigen würde.

Stefan: Du mußt doch aber zugeben, daß deine Lügen unser Leben unnötig verkomplizieren?

Nicole: Meine Lügen verkomplizieren unser Leben?
Machst du denn das nicht gerade?

Stefan: Du liebst mich nicht mehr.

Und hier stockte das Gespräch zum ersten Mal. Es war still in der Wohnung. Vielleicht ist das die passende Gelegenheit zu erzählen, wie sich Nicole und Stefan vor fünf Jahren kennengelernt haben. Eine dieser unglaublichen Begegnungen. Menschen lernen sich ja an den unmöglichsten Orten kennen, an der Toilettentür einer Dorf-disko, in der 11. Klasse oder, warum auch nicht, im Gewerbegebiet Spandau, wo eines dieser weltbekannten Einrichtungshäuser steht.

Das Lied vom Kennenlernen

Entschuldigen der Herr, erschrecken Sie nicht
Ich bin zwar verwirrt und doch bin ich noch dicht
Ich hab' wirklich nur eine Frage

Ich hab' mich verirrt, weiß nicht, wo ich bin
Alle Richtungen sind falsch, wo muß ich denn hin
Ich bräuchte dringend eine Antwort

Bitte sag'n Sie, wo geht's raus aus dem IKEA?
Wo find' ich denn die Tür, durch die ich durch muß?

Ich sink' gleich auf die Knie, Jesus Maria
Die blauen Taschen sind so schwer
Ich kann nicht mehr
Wissen Sie vielleicht den Tag, den wir heut' haben
Ich bin hier viel zu lang schon unterwegs

Ich such' und ich such', wo ist nur der Pfeil
Der zum Ausgang mich führt, ich gehe gleich steil
Mir ist echt nicht nach Scherzen
Bitte helfen Sie mir, nehmen mich bei der Hand
Ich geb's nicht gern zu, ich hab' mich verrannt
Ich steh hier bei den Kerzen!

Und er sagt ihr, wo es raus geht aus IKEA
Und er findet auch die Tür, durch die sie durch muß
Und dann geht er auf die Knie, Jesus Maria

Und er dankt dem lieben Gott auch gleich dafür
Und seitdem sagt er ihr täglich, was der Tag ist
Denn die zwei sind jetzt gemeinsam unterwegs

Dagligen. Dagligen, so hießen die Kerzen, vor denen sich Nicole und Stefan zum ersten Mal begegnet sind und sich ihre Herzen spontan füreinander entflamnten. Und dann, viele Jahre und zwei Kinder später, an einem noch kühlen Frühjahrsabend um den 27. April 1984 herum um circa 21 Uhr das hier:

Stefan: Du liebst mich nicht mehr.

Nicole: Ich liebe dich nicht mehr? Wie kommst du denn darauf? Aus welcher dunklen Ecke deines Künstlerhirns kommt denn dieses Drama plötzlich zum Vorschein? Hallo?

Stefan: Was damit bewiesen wäre.

Nicole: Spinnst du jetzt?

Stefan: Das ist alles, was du zu sagen hast. ›Spinnst du jetzt‹. Kein einziger Versuch deinerseits, mir eine Antwort zu geben. Stattdessen nur blöde Fragen.

Nicole: Du weißt, daß ich nicht der Typ Frau bin, der Spiele spielt. Ich versuche nicht, in den Dingen, die du sagst, irgendwelche versteckten Botschaften zu entziffern. So tick' ich nicht. Wenn du mir sagst, ich mag deinen Pullover, dann denke

ich mir nicht, oh, aber weil er meine neue Hose nicht erwähnt, dann mag er wohl meine neue Hose nicht. Ich sag' stattdessen: danke für das Kompliment. That's it.

Stefan: Ich verstehe nicht, was ein Pullover mit meiner Feststellung zu tun hat?

Nicole: Ich mach' mir keinen Kopf, ob du mir eigentlich etwas *anderes* sagen willst, wenn du mir etwas sagst. Das mein' ich. Also, was meinst du mit ›ich liebe dich nicht mehr‹?

Stefan: Was ich damit meine? Da gibt's nun wirklich keine zwei Meinungen, Mensch. Ich meine genau das: du liebst mich nicht mehr. Stimmt das oder nicht?

Nicole: Stimmt nicht.

Stefan: Dann sag's.

Nicole: Was?

Stefan: Sag's, daß du mich noch liebst.

Nicole: Ich liebe dich noch.

Stefan: Siehste. Ich glaube dir kein Wort.

Nicole: Du meinst, ich lüge dich in so einer wichtigen Sache an.

Stefan: Ich meine, du kannst schon gar nicht mehr zwischen dem, was du fühlst, und dem, was du sagst, unterscheiden.

Nicole: Du meinst, ich sage nicht, was ich fühle, und ich fühle nicht, was ich sage?

Stefan: Ich sage, Kopf, Kopf, Kopf, immer nur Kopf. Und immer nur Rhetorik. Ich frage dich, ob du mich noch liebst, und du machst daraus ein philosophisches Seminar.

Nicole: Was willst du, daß ich sage?

Stefan: Die Wahrheit.

Nicole: Die Wahrheit. Wie kann ich dir unter diesen Umständen die Wahrheit sagen, wenn du schon alles anzweifelst, was ich fühle und was ich sage?

Stefan: Kein philosophisches Seminar bitte.

Nicole: Ich kann es im Moment nicht sagen. Gerade fühle ich nichts.

Stefan: Donnerwetter.

Nicole: Das ist die Wahrheit. Ich versuche zu fühlen, was ich gerade fühle. Und da ist nichts. Was fühlst du denn so gerade?

Stefan: Zorn. Ich fühle Zorn, der in mir aufsteigt und der meine Hand zu einer Faust ballen will, mit der ich ein Loch in die Wand schlagen möchte, verdammt, oder diesen Topf da aus dem Fenster werfen.

Das Lied von Stefans Zorn

Das Feingefühl einer Machete
Mit der man Brot auf Butter streicht
Das Mitgefühl von einer Gräte
Die sich zur Speiseröhre schleicht

Das Zartgefühl von einer Scherbe
Mit der man eine Wunde reißt
Gefühle sind nicht dein Gewerbe
Gefühle sind's, auf die du schießt

Du hast den Takt von einem Diesel
Du hältst ein Maß für ein Getränk
Hast den Instinkt von einem Wiesel
Und daher bin ich so gekränkt

Ich lehnte jetzt bequem mit dem Rücken an der Wohnungstür und starrte in das dunkle Treppenhaus, während ich den beiden zuhörte. Im Hinterhaus war es vollkommen ruhig geworden und jedes Wort drang klar und deutlich zu mir durch.

Nicole: Aber vorletztes Wochenende, da hab' ich was gefühlt.

Stefan: Vorletztes Wochenende.

Nicole: Als wir mit dem Boot gefahren sind. Auf dem See. Du hast mich über den See gerudert. Da hab' ich was gefühlt.

Stefan: Da hast du was gefühlt, als ich dich gerudert habe?

Nicole: Du sahst so entspannt aus. Die Sonne auf deinem Gesicht, auf den goldenen Härchen auf deinem Unterarm. Da habe ich gedacht: Was für ein toller Mann, der mich da gerade über den See rudert.

Stefan: Und kannst du dir auch vorstellen, daß du etwas fühlst, wenn ich dich nicht gerade über den See rudere?

Nicole: Klar.

Stefan: Und wo sind wir dann in diesem Moment? Sitzen wir etwa im Kino? Wie isses denn beim Einkaufen? Und wenn wir im Auto sind?

Nicole: Keine Ahnung.

Stefan: Ich muß mich an nichts Spezielles erinnern. Ich liebe dich ganz einfach. Das ist nicht so wie in den Filmen, wo sich der eine an die besondere Handhaltung des anderen beim Zähneputzen erinnert oder ihm was weiß ich in den Sinn kommt, er dann lächelt, weil er ein warmes Herz hat, und alles ist gut.

Nicole: Aber dann magst du alles und auch nichts an mir. Wenn es nichts Besonderes braucht.

Stefan: Das hab' ich mir nicht ausgesucht. Das ist einfach so.

Nicole: Dann kannst du alles und jeden lieben, wenn du nichts Besonderes dafür brauchst.

Stefan: Und, hatte ich mal etwas Besonderes für dich?

Nicole: Klar.

Stefan: Und was war das?

Nicole: Ich kann mich nicht erinnern.

Stefan: Du kannst dich nicht mehr erinnern?

Nicole: Ich kann mich grade nicht erinnern. Aber ich weiß, daß es viele Momente so wie auf dem Boot gegeben hat. Wo ich dich angeschaut und mir gesagt hab', daß da ein toller Mann vor mir sitzt.

Stefan: Ich hör' dich zum zweiten Mal ›toller Mann‹ sagen. Aber ich hör' keinen Ton dabei, nichts, was mich dir glauben läßt.

Nicole: Das tut mir leid.

Stefan: Oh Mann.

Nicole: Oh Mann.

Und hier nun, liebe Leserin, lieber Leser, verlassen wir das Treppenhaus für einen Moment und schieben aus gegebenem Anlaß die Moritat ›Vom Elend des Mannes‹ ein. Sie handelt von den eigentlichen Ängsten des mittelalten Mannes, der Stefans dieser Welt.

Vom Elend des Mannes

Einsam saß ein Mann zuhause
Und dacht' bei sich bei einer Jause
Was nützt mir denn die schönste Bleibe
Wenn ich allein bin, ohne Weibe?

So ging er werbend dann nach Mannheim
Von wo er, klar, kam ohne Frau heim
Wie später auch im heit'ren Mainz:
Kein Liebchen fein wurde dort seins

Dann wollte er in klein Saarbrücken
Charmant die Frauenschar entzücken
Und hoffte auch in bayrisch München
Auf viele kecke Schäferstündchen

Nur Hoffen nutzte ihm nicht viel
Im Süden nicht, auch nicht in Kiel
Und selbst im kohlegrauen Essen:
Sein Werben war ganz zum Vergessen

Da zog er weiter, auf nach Linz
Er dachte doch: »In Linz beginnt's!«
Doch leider auch in Österlanden
Konnt' er keinen Treffer landen

Er meinte nun, daß selbst die Schweiz
Mit Berg und Tal hat ihren Reiz
Wie, was: im schmucken Solothurn
Steh'n Fraun echt voll auf Prolo-Uhr'n?

Im Frankenreich und auch Italien
Macht man sich nichts aus Genitalien
Man mag den Wind im offenen Flitzer
Und wenn's sein muß Thunfischpizza

Weder in groß Islamabad
Gewährte ihm das Glück Rabatt
Noch auch im schnieken Teheran
Wagt sich 'ne schöne Fee heran

In Asien nicht oder Australien
Sudan, Peru oder Westfalen
Die Suche bringt es an den Tag:
Kein Land, kein Kontinent ihn mag

Die Wahrheit also, sie ist bitter
Allein er bleibt, bis daß der Schnitter
Die Sensenklinge gut gewetzt
Dem Elend dann ein Ende setzt

Einsam stirbt der Mann zuhause
Nach vorn gebeugt über 'ner Jause
Die Wangen fahl, die Augen tot
So liegt er in dem Butterbrot

Stefan: Können wir nochmal von vorne anfangen?

Nicole: Was, nochmal der ganze Streit über Lügen, Kinderabholung?

Stefan: Mit uns! Mit uns nochmal anfangen.

Nicole: Hm.

Stefan: Setz dich mir mal gegenüber.

Nicole: Wieso das denn?

Stefan: Jetzt mach mit. Setz dich mir gegenüber.

Nicole: Ok.

Stefan: Schau mich an.

Nicole: Ok.

Stefan: Die ganze Zeit.

Nicole: Ok. So?

Stefan: In die Augen.

Nicole: Ok. Spielen wir jetzt ›Ich trage ein dunkles Geheimnis in mir‹?

Stefan: Sei *einmal* nicht zynisch. Also, wir stellen uns vor, daß wir uns zum ersten Mal ansehen, so richtig ansehen, und sagen uns dann, was wir am anderen mögen, was uns am anderen gefällt. Und wer zuerst rot dabei wird, hat gewonnen.

Nicole: Hä? Man kann etwas gewinnen?

Stefan: Ja. Den anderen.

Nicole: Warte. Wir schauen uns also in die Augen, als wäre es das erste Mal, und ich sage, was ich an dir toll finde ...

Stefan: Sag nicht immer toll.

Nicole: ... was ich an dir attraktiv, begehrenswert, erotisch oder was auch immer finde, und wenn ich dabei rot werde, habe ich gewonnen?

Stefan: Nicht du, *ich* muß rot werden über das, was du mir sagst. Und du mußt bei dem rot werden, was ich zu dir sage. Dann wissen wir, was einen wirklich angeht, was den anderen betrifft.

Nicole: Das ist einfach. Du wirst ja schon rot, wenn du an der Kasse stehst, willst mit einem Hunderter bezahlen, und die Kassiererin fragt dich, ob du es nicht etwas kleiner hast.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 73

**Wenn die Erde auf
einem Fußball
steht, worauf steht
dann der Fußball?**

Stefan: Ich werd' dann nicht rot!

Nicole: Doch wirst du. Weil du denkst, daß du den Betrieb aufhältst und dich daher alle anstarren. Das ist dir unangenehm, und du schämst dich.

Stefan: Das stimmt nicht.

Nicole: Du wirst sogar rot, wenn wir bei Elternabenden im Kreis sitzen und über etwas abstimmen müssen. Allein, die Hand hochzuhalten, damit alle sie sehen, läßt dich rot werden. Ich dachte zuerst, daß du die Lehrerin attraktiv findest und dir das peinlich wäre, aber nein! Du schämst dich einfach, wenn Leute auf dich aufmerksam werden, wenn sie dich ansehen. Deswegen hast du auch kein Problem damit, tagelang nicht aus dem Haus zu gehen.

Stefan: Das stimmt nicht.

Nicole: Probieren wir's. Also, ich finde, daß du eine sexy Taille hast, die ist wahnsinnig erotisch, die treibt mich in den Wahnsinn, dann stell' ich mir vor, wie du sitzt und ich dich anschau und ich dann auf die Knie gehe, auf allen vieren dann auf dich mit leicht geöffneten Lippen zukrieche und dann meinen Blick zur Schwanzgegend schweifen lasse ... Siehste. Du bist feuerrot.

Stefan: Was ist denn bitteschön eine Schwanzgegend.

Nicole: Ich hab' recht.

Stefan: Das war sexy talk. Das ist nicht fair.

Nicole: Was ist an sexy talk nicht fair? Ich bin die Mutter deiner Kinder.

Stefan: Ja, aber ich wollte keinen sexy talk. Ich wollte darüber sprechen, was wir am anderen wahrnehmen, über die Dinge reden, die nicht so offensichtlich sind.

Nicole: Du hast halt 'ne schmale Taille. Und einen kleinen Hintern. Der ist mir gleich als erstes aufgefallen. Und dann waren da noch die muskulösen Schenkel, die dann direkt ...

Stefan: Hör auf. Ich will nicht über Erotik sprechen. Ich meine *Gefühle*.

Nicole: Auch erotische Gefühle sind Gefühle.

Stefan: Ich bin jetzt dran.

Nicole: Ok.

Stefan: Sieh mich an.

Nicole: Ok.

Stefan: Schau mir in die Augen.

Nicole: Das tu' ich doch.

Stefan: Du tust nur so als ob. In Wirklichkeit schaust du mir gar nicht in die Augen, sondern hierhin, auf meine Nasenwurzel.

Nicole: Genau. Wenn man jemanden auf den Punkt zwischen die Augen blickt, hat das Gegenüber den Eindruck, als würde man ihm in die Augen schauen.

Stefan: Aber es geht doch gar nicht um mich hier, Menschenkind. *Du* sollst doch Augenkontakt mit mir halten, während ich dir etwas über dich sage.

Nicole: Okay, okay.

Stefan: Okay was?

Nicole: Okay, ich wähle mir ein Auge.

Stefan: Fertig?

Nicole: Warte. Das gefällt mir nicht. Ich nehm' das andere.

Stefan: Fertig?

Nicole: Du hast Schlupflider.

Stefan: Jetzt halt mal die Augen still.

Nicole: Ok, fertig.

Stefan: Es gibt da diese Linie in deinem Gesicht.

Nicole: Du meinst meine Falte.

Stefan: Ich meine deine *Linie*. Diese Linie, die dir ein Lächeln ins Gesicht zaubert, mit dem du dann der Welt gegenübertrittst. Egal, was die Welt mit dir anstellt, was sie mit dir vorhat, du hältst ihr einfach deine Linie entgegen und schaust sie wohlwollend und offen an.

Nicole: Du hast jetzt nicht etwa Tränen in den Augen? Du weinst ja!

Stefan: Ja.

Nicole: Warum?

Stefan: Diese Linie ist kürzer geworden. Viel kürzer. Du lächelst nicht mehr so häufig wie früher.

Nicole: Warte, wollten wir uns nicht Dinge sagen, die wir am anderen *mögen*? Solange, bis der andere rot wird?!

Stefan: Du lächelst weniger, ja. Und daher mußt du mehr lügen. Dir bleibt gar nichts anderes übrig. Du verstellst dich.

Nicole: Bitte?

Stefan: Ja, weil dir diese Souveränität, die dir dieses Lächeln verliehen hat, nun fehlt. Sie ist dir abhanden gekommen. Deshalb lügst du. Weil du Angst hast, daß die Welt dir auf die Schliche gekommen ist.

Nicole: Wo hast du das denn gelesen?

Stefan: In deinem Gesicht. Da steht es geschrieben.

Nicole: Und deshalb weinst du?

Und an dieser Stelle hätte ein Gedicht stehen sollen, zu welchem der Autor nur leider nicht mehr gekommen ist. Es hätte handeln sollen von Ab- und Untergründen, von Schnittwunden und Schnittblumen und überhaupt allem, was sich auf Schmerz reimt ...

Die beiden flüstern.

Er: Sag mir, daß ich es nicht tun muß.

Sie: Was?

Er: Um uns weinen.

Sie: Du mußt nicht um uns weinen.

Er: Sag es so, daß ich es auch glauben will.

Sie: Du mußt nicht um uns weinen. Ehrlich nicht ...

Wie auch immer ich mich anstrengte, ich konnte die beiden nun nicht mehr verstehen. Und irgendwie hatte ich auch genug gehört. Mein Paket konnte ich sicher noch am nächsten Tag abholen. Ich erhob mich also und ging in meine nun gänzlich von Abbeizergestank durchzogene Wohnung zurück.

Nun ja. Sie können sich sicher selbst ganz gut ausmalen, wie es mit Stefan und Nicole an diesem Abend weitergegangen ist. Gab es Versöhnungssex? Kann ich mir irgendwie nicht vorstellen. Schwiegen sie sich einfach nur minutenlang an und hörten zum ersten Mal an diesem Abend das Aufseufzen ihres Kühlschranks? Vielleicht. Ich vermute eher, daß sich Nicole ins Bett verabschiedete, etwas von »Wir lösen das jetzt eh nicht« oder so

was wie »Ich muß morgen früh raus« murmelnd. Irgendwann geht jedem schließlich mal die Kraft aus.

Am nächsten Morgen

wollte ich dann mein Paket abholen, die beiden waren aber leider nicht zuhause. Während Stefan wohl unterwegs war, um irgendwelche Besorgungen zu machen, saß Nicole bereits in ihrem Büro in der Immobilienagentur, für welche sie vormittags arbeitete.

Ob sie noch an das Gespräch vom Vorabend dachte, als sie diesen Anruf bekam?

Guten Tag.

Ja, guten Tag, ich rufe an wegen der Wohnung.

Welcher Wohnung genau?

Ja, wegen der Wohnung.

Ja, aber wegen welcher Wohnung, wir haben mehrere inseriert.

Äh, die mit den sechs Zimmern.

Oh, die große Wohnung interessiert sie.

Ja, genau. Die liegt doch im Erdgeschoß, oder?

Ja.

Und die hat direkten Zugang zum Garten, ja?

Jaja, ganz wie in der Beschreibung.

So mit frischem Gras und sprießenden Knospen. Und einem herrlichen Weg in den Waldpark?

Wie gesagt, wie im Portfolio beschrieben. Darf ich Sie fragen, mit wievielen Personen Sie einziehen wollen würden?

Nur ich.

Nur Sie?

Und mein kleines Rehlein.

Verzeihung?

Mein Rehlein. Ich und mein Rehlein würden gerne zusammenziehen und im Grünen wohnen. Mein Rehlein schnuppert so gerne frische Waldluft.

Also, ich glaube, daß ...

Wir lieben uns, mein Rehlein und ich.

Was? Äh, nun, also, ich glaube nicht, daß ...

Wir wollen heiraten. Das hilft doch, oder, Vermieter vermieten doch gerne an verheiratete Paare.

Ja, das stimmt schon, aber ...

Na also, in zwei Monaten wird geheiratet. Und weil wir auch Kinder wollen, dachten wir, daß eine so große Wohnung ideal für uns wäre. Wenn sie noch frei ist. Sie ist doch noch frei?

Äh ja ja.

Also, wann können ich und mein Rehlein sie uns ansehen?

Äh, nein nein. Also ...

Oder ist die Wohnung doch nicht mehr zu haben?

Äh, doch doch, aber ...

Uff, da bin ich aber froh. Sie können sich sicher vorstellen, daß es zur Zeit gar nicht so einfach

ist, eine Wohnung für eine größere Familie zu finden. Drei.

Bitte?

Drei. Wir wollen drei Kinder, mein Rehlein und ich.

Äh, geht das denn, ich meine, geht das denn so einfach ...?

Wie meinen Sie das?

Äh, ich meine, Sie und das Reh, können Sie so einfach ...?

Wieso das Reh? Ich spreche von Renate, meiner Verlobten!

Nicole wollte Stefan am Abend von diesem merkwürdigen Gespräch berichten, als sie in der Küche zusammensaßen. Doch dazu kam man nicht mehr.

Verschüttete Milch

Nicole: Kann ich bitte mal die Milch aus dem Kühlschrank haben?

Stefan: Nur wenn du richtig bitte sagst.

Nicole: Aber ich hab' doch gerade bitte gesagt!

Stefan: Du hast es aber nicht *gemeint*. Es klang wie eine Floskel.

Nicole: Also, kann ich jetzt *bitte* mal die Milch aus dem Kühlschrank haben?

Stefan: Klar.

Nicole: Und gibt's du sie mir auch?

Stefan: Klar.

Nicole: Also?

Stefan: Was?

Nicole: Gibst du mir jetzt die Milch?

Stefan: Wie ich gerade gesagt habe:
Erst wenn du richtig bitte sagst.

Nicole: Ich habe gerade richtig oft bitte gesagt.

Stefan: Es ist nicht die Menge, die zählt.

Nicole: Weißt du was, ich hol' mir die Milch selber.

Stefan: Du würdest dir also *jetzt* die Mühe machen, weil ich mich weigere, während du vorher damit gerechnet hast, daß *ich* mir die Mühe schon machen würde. Du dachtest, du könntest mir übertragen, wofür du zu faul bist.

Nicole: Du sitzt halt einfach näher am Kühlschrank als ich.

Stefan: Und trotzdem hätte auch ich aufstehen müssen, um dir die Milch zu holen.

Nicole: Um ehrlich zu sein, ich versteh' das Problem nicht ganz. Du sitzt einfach näher am Kühlschrank.

Stefan: Ich sollte dir also einen Gefallen tun.

Nicole: Echt jetzt? Geht's darum, daß du mir einen Gefallen tun solltest?

Stefan: Nein, es geht mir nicht um den Gefallen. Den tu' ich dir gerne. Es geht mir nur darum zu erfahren, *warum* du diesen Gefallen von mir erwartest.

Nicole: Das ist ja die eigentliche Sache am Gefallen. Daß es einem gefällt, den anderen zu fragen, ob es ihm gefallen würde, ihm einen Gefallen zu tun.

Stefan: Es wär' doch kein großes Ding gewesen, wenn du aufgestanden wärest, um dir selbst die Milch aus dem Kühlschrank zu holen.

Nicole: Genauso wenig wäre es für dich ein großes Ding gewesen. Wie gesagt, du sitzt näher dran.

Stefan: Wie gesagt, du willst die Milch ...

Da

Klopft ein Etwas an die Tür
Das Etwas schaut herein ich schwör'
Es war zu groß um reinzukommen
Noch nie war das schon vorgekommen

Das Etwas steht betroffen da
Es schämt sich sehr dafür fürwahr
Das Etwas reißt sich etwas aus
Und paßt dadurch genau ins Haus

Etwas kleiner ist es nun
Doch scheint ihm etwas wehzutun:

Es fehlt dem Et
Nun sehr sein
was ...

Und während sich das große Et noch zu orientieren versucht, wie Nicole und Stefan irritiert von ihrem Küchentisch aus beobachten, nimmt das kleine was seine Beine in die Hand und rennt, was das Zeug hält, aus der Wohnung, aus dem Haus, aus der Stadt. Und erst, als sich das Wörtchen hinter einem Hügel in Sicherheit wähnt, bleibt es stehen, völlig außer Atem. Im Schatten einer Linde stemmen die kleinen Buchstaben die Arme in die Seite und pumpen Sauerstoff.

»Freunde«, sagt das w, das als erstes Atem schöpfen kann, »laßt uns angesichts dieses Vorfalls hier und jetzt schwören, daß uns nichts und niemand trennen kann!« Das runde a und das spiralförmige s ringen noch nach Luft, nicken aber heftig. »Bei uns wird Freundschaft nicht klein geschrieben«, japst das s, das sich allmählich wieder aufrichtet. »Dann also: Alle für einen und einer für alle!«, räuspert sich das w und streckt seine Hand aus, in welche die beiden anderen feierlich einschlagen.

»Wir sagen von nun an nicht nur nein zu automatischer Silbentrennung und anderen Trennprogrammen«, verkündet das kleine a, das immer Angst davor hat, man könnte ihm das w und das s wegnehmen, »wir sagen auch nein zu allen Wörtern, die uns vereinnahmen wollen«, fügt das w mit fester Stimme hinzu. Und das s dekretiert mit durchgedrücktem Rücken: »Wir rufen daher jedem einsamen so, das uns seinen Dienst anbietet, zu: Sowas kommt uns nicht ins Haus!«

»In Zukunft lassen wir uns von Was-ser genausowenig naß machen, wie von Wischi-was-chi, das uns einfach nichts bieten kann«, meint das kleine runde a stolz und rückt sich die Brille zurecht. »Auch Fat-was oder S-was-tikas können uns nicht einschüchtern!«, vermeldet das s pathetisch.

»Was besseres als irgend-was finden wir allemal!«, rufen alle drei nun laut aus, und so zieht das kleine was selbstbewußt von dannen ...

Das war's dann also mit dem was. Was? Noch nicht ganz. Denn etwas gibt es noch ...

Der Junge

Als er sechs Jahre alt ist, macht seine Familie zum ersten Mal Urlaub in der Normandie. Sein Vater hat sich eigens eine Super-8-Kamera gekauft, um die Kinder am Meer zu filmen. Es gibt Aufnahmen von ihm, wie er, ein spindeldürrer, nervöser Junge, am Strand auf die Wellen wartet, um über den weißen Schaum ihrer Krone zu hüpfen. Wenn er sich diese Aufnahmen heute ansieht, denkt er, daß das Hüpfen viel eher eine Art ungelinker Charleston war, mit zur Seite wegknickenden Knien und Beinen. Sein erster Tanzfilm.

Als er etwa acht Jahre ist, steckt ihm eines Tages ein Mädchen aus seiner Klasse einen klein gefalteten Zettel zu, auf dem krakelig geschrieben steht: »Oh, Liebling.« Er läßt den Zettel in seiner Hose verschwinden und vergißt ihn dort. Sein erster Liebesbrief.

Drei Tage später, er spielt in seinem Zimmer, ruft ihn seine Mutter aus der Küche. Er geht die Treppe hinunter, da steht sie schon mit seiner älteren Schwester im Gang. Die Mutter hält seine Hose in der Linken, in der Rechten den kleinen Zettel und liest ihn amüsiert vor. Seine erste Scham.

Als er zehn Jahre alt ist, trifft er während der Ferien die Tochter einer entfernten Verwandten von ihm, die in

den USA lebt. Sie, die kein deutsch spricht, nimmt ihn immer selbstverständlich an der Hand, was ihm ziemlich unangenehm ist; er kann es auch nicht leiden, wie sie ihn immer mit »come on« zum Spielen auffordert. Das Mädchen heißt Alexa, wird aber Lexie gerufen, und er denkt immer nur: »sie kann mich mal kreuzweise. Leck mich doch.« Sein erstes Wortspiel.

Von jener Alexa hat er nie wieder etwas gehört, und auch das Mädchen, das ihm die Liebesbotschaft zugesteckt hat, hat er nie wieder getroffen. Der Zettel ist verloren gegangen, ihm bleibt nur der Super-8-Film als Erinnerung an jenes erste Mal, als er im Meer getanzt hat.

»War der Junge in jenem Moment glücklich?«, meldet sich plötzlich die namenlose Leserin wieder zu Wort. »Glücklich?«, fragt der Autor erstaunt zurück.

»Ja, war der sechsjährige Junge, der im Meer tanzte, in diesem Moment glücklich?«

Da muß der Autor passen. Darüber hat er sich bisher keine Gedanken gemacht.

»Ich würde es mir für ihn wünschen«, sagt die Leserin. »Ich mir auch«, mischt sich auch der andere Leser, von dem der Autor lange nichts mehr gehört hat, ins Gespräch ein. »Könnte der Junge in diesem Moment glücklich sein«, kommt der Autor nun ins Grübeln.

Da dringen Stimmen von draußen zu ihnen ins Zimmer.

100 Fragen eines Kindes

FRAGE 39

Was haben
Antipasti
eigentlich gegen
Nudeln?

Der Autor tritt ans Fenster und schiebt den Vorhang beiseite. Auf dem Gehsteig vor seinem Haus unterhält sich Martha Mandel vom Seitenflügel laut mit Stefan und Nicole vom Hinterhaus. Die drei schauen dabei zu ihm hoch. Zu ihnen tritt nun die halbe Belegschaft des ›Chez Loup‹, in ihrer Mitte befinden sich Heidi Frankenfeldt, die Meisterköche Wolfgang und Paul Melville wie auch ihre gemeinsame Tochter Nicole, alle in vollem Kochornat. Hinter ihnen tauchen Moderator Lorenz Limburg, Prof. Lüdenteiger, Frau Pfeiderer und Hans-Peter Müller auf, nach ihrer Radioshow noch ein wenig außer Atem. Entspannt dagegen wirken Jean Paul und Lisa, die dem Autor mit einem Taschentuch von der Kreuzung aus zuwinken. Mit ihnen biegen der behäbige Vollmond und Frau Luna um die Ecke, werden aber gerade von Helen Ratich, Anna Achleithner und Herrn Abramavitsch aus dem Telefonbuch A-K überholt, um sich dann neben Norbert Hemke zu stellen, der mit seinem Rateteam bereits vor dem Haus in der Lindenstraße, wo der Autor wohnt, angekommen ist. Angie und Heike aus dem Olive's prostern der Gesellschaft mit ihren Cocktailgläsern zu und heißen auch den Stockfisch, die Miesmuschel und das Seepferdchen an ihren Haken willkommen, die gerade in einer größeren Gruppe mit Nemo, dem Fischstäbchen, dem Weißen Hai, Moby Dick und Käpt'n Iglo, der seine Tiefkühlpackung streichelt, vor dem Haus eintreffen. Da biegen der Hamburger, der Doppel-Whopper und der Big Mac in die Straße ein, Der mit dem Wolf tanzt an, Der mit der Erbse rollt herbei und Die mit der Handtasche

wirft sich vor den beiden in Schale, und auch Heiner, Carmen und Herr Klein, sich noch immer streitend, treten hinzu, während die drei Spermien zunächst zögern, um dann doch zu kommen.

Alle gesellen sich neben die drei Primzahlen, die Diesellok, die Filmrollen und Rainer Werner, die Kumuluswolke und das untergehakte Parfumwölkchen, das Geodreieck, die drei Vorhüte, den Witzetester, Poly-ester, Manch-ester und Orch-ester, Sommer, Herbst und den verschnupften Winter, den Kalenderspruch, der sich fast im Tag geirrt hätte, die Glühbirnen und Neonröhren, die Kerzen und das Streichholz, Wellpappe, Müllhalde und Gutemiene, Sagtnix, Verträgnix und Billigetrix, den Braunbär und seine Gattin, Frau Hinterberger, Wolfgang und Toni Lüdenscheid, die Waffel, Peter und Sandra, Michael Mayer und seine Tante, den 62 Jahre alten Herrn Müller, den Waschlappen und den Mann in dem gut sitzenden Anzug, Adam, Eva und die Schlange, den Papst, die Skelette und alle Seelen, Gott, seinen Sohn und den Heiligen Geist und die Barmänner dieser und anderer Städte.

Die gesamte Belegschaft der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft hat die Versammlung bereits in Reih und Glied aufgestellt und ihre Donaudampfschiffahrtsmützen abgenommen und macht nun Platz für Harry, der es mit seinen drei Misses aus Radebeul, Senftenberg und Rathen tatsächlich in den Westen geschafft hat. Alle fangen an,

aufgeregt zu tuscheln, als nun Thomas Anders, seine Frau Nora und Dieter Bohlen auftauchen.

Der Leser und die Leserin, die neben den Autor an das Fenster seines Arbeitszimmers getreten sind und nun auch auf die Straße blicken, stupsen den Autor an. »Unglaublich, oder«, sagt die Leserin und schaut den Autor von der Seite an, »fast alle sind gekommen.« Doch der Autor bringt keinen Ton heraus. Ihm ist angesichts der versammelten Schar ein wenig schwindlig geworden.

Vor dem Haus überreicht Dieter Bohlen nun Ingo, der sich die ganze Zeit versteckt gehalten hat, ein Megaphon. Bohlen flüstert ihm etwas ins Ohr, und Ingo gibt dem Fischstäbchen ein Zeichen, das daraufhin ein Transparent entrollt. Und während alle zum Arbeitszimmer des Autoren hochblicken, führt Ingo das Megaphon an den Mund und skandiert laut die Parole, die auf dem Transparent zu lesen ist:

»Wir woll-en, daß der Jun-ge in die-sem Mo-ment glück-lich ist!

Wir woll-en, daß der Jun-ge in die-sem Mo-ment glück-lich ist!

Wir woll-en, daß der Jun-ge in die-sem Mo-ment glück-lich ist!«

Und alle auf der Straße stimmen in den Schlußchor ein, der über Minuten anschwillt und dann, auf ein Zeichen von Martha Mandel aus dem Seitenflügel, aus dem heiteren Nichts abbricht und einer gespannten Stille weicht.

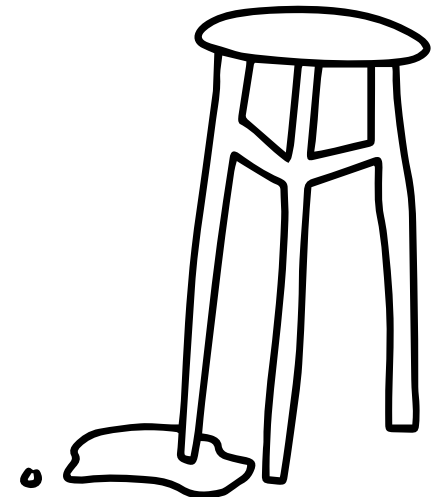
Nun denn. Enden wir also so:

»Der sechsjährige Junge ist glücklich, als er am Strand über die Meereswellen tanzt.«

Die Erinnerung ist ein Hund.

Und noch eine Kurzgeschichte zum Schluß

Eine Männergrippe geht in eine Bar und bestellt eine Grußnockerlnsippe. Jedoch hat sich einer der Besiecher eine leichte Gruppe zugezogen, was seine Suppe aber nicht weiß. Er setzt sich daher etwas abseits an einen separaten Tusch: hey, was ist mit Dur? meint einer aus der Rinde und zündet sich eine Kuppe an. Der Mann erhebt seine Stumme nur kurz zur Antwort. Alles in Bitter, sagt er, möchte aber sonst dem Grippentrick nicht nachgeben und stattdessen die Stulle ganz für sich genießen. Da entdeckt er neben seinem Stil auf den Flusen eine Kotze ...



Fortsetzung folgt ...